

Nils Engelmann

Sterne von Gestern

Ein Romanfragment

Nichtkommerzielle Veröffentlichung als Manuskript

Alle Rechte bei den Erben von Nils Engelmann

Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung

Zum Geleit (3)

Prolog (4)

Erstes Buch: Unendliche Weiten

Eins (10)

Zwei (26)

Drei (36)

Vier (47)

Fünf (57)

Sechs (74)

Sieben (93)

Acht (105)

Neun (119)

Zehn (132)

Elf (152)

Zwölf (184)

Dreizehn (214)

Vierzehn (231)

Fünfzehn (254)

Sechzehn (272)

Siebzehn (288)

Achtzehn (295)

Neunzehn (311)

Zwanzig (330)

Nur Struktur:

Neunzehn

Zwanzig

Zweites Buch: Sterne von gestern

Einundzwanzig

Zweiundzwanzig

Dreiundzwanzig

Vierundzwanzig

Fünfundzwanzig

Sechszwanzig

Siebenundzwanzig

Achtundzwanzig

Neunundzwanzig

Dreißig

Einunddreißig

Zweiunddreißig

Dreiunddreißig

Vierunddreißig

Fünfunddreißig

Sechszwanzig

Siebenunddreißig

Achtunddreißig

Neununddreißig

Vierzig

Epilog

Danksagung

Geleitwort

Ein Buch für eine Medien- und Spaßgesellschaft mit der Unfähigkeit zu angemessener Kommunikation über ein sensibles Thema. Ein mühsames Unterfangen, in einer Ellenbogengesellschaft voller Ignoranz erfolgreich für Besinnung auf die eigentlichen menschlichen Werte zu werben. Engelmann versucht es voller Härte und Zärtlichkeit mit einem verpönten Themenbereich, indem er unangenehme Wahrheiten ausspricht, vereinfachendes Verdrängen auf den Punkt bringt, Mechanismen aufdeckt. Als ein Mensch, der den Finger auf eine Wunde legt, die Besserwisser und Medien nicht heilen lassen wollen. Und er tut es mal augenzwinkernd mit einem Schuß Humor, mal verbittert in sehr derber Sprache, aber mit entwaffnender Offenheit. Sarkasmus und liebevolle Sensibilität halten sich die Waage. Er spricht über Sterne und menschliche Wracks, die nie Sterne sehen konnten oder wollten. Er weiß, daß Kränkungen in Familie und Schule oft lebenslang traumatisieren können, junge Menschen ohne Zuwendung und Verstehen auf die Straße, in Sonderschulen abdrängen. Er zeigt dem Menschen, der sich gerne überheblich als "Krone der Schöpfung" sieht, als zivilisierten Mißgriff der Schöpfung.

"Die ideale Betriebstemperatur der Gesellschaft ist nahe am Kältepol", meinte der Kommunikationstheoretiker Norbert Bolz. Engelmann zeigt auf, daß wir zu viel denken und zu wenig fühlen (Charlie Chaplin in 'Der große Diktator').

Ein Buch über ein Tabu, das aus rein menschlicher Sicht kein Tabu sein dürfte. Mit einer Dramatik, wie sie für Menschen, die mit diesem Thema noch nie etwas zu tun hatten, nicht vorstellbar ist. Mit einer Ehrlichkeit und direkten Offenheit, die einen sehr nachdenklich werden lassen kann. Realitäten, vor denen gewisse Hexenjäger und -jägerinnen ihr Gewissen in den Sand stecken; wobei man sich fragt, in welcher Welt, in welchem Jahrhundert wir eigentlich leben. "Wenn du die Mehrheiten in unserer Gesellschaft kennenlernen willst, dann sieh dir die Minderheiten an."

Ein Buch, das die Gefühle pädophiler Menschen und deren Dramatik nicht verschweigt. Ein Lehrstück für alle, die das Wort 'Pädophilie' in Unkenntnis mit Angst, mit Sorge, aber auch mit Haßgefühlen aussprechen. Ein Buch, das verlogene Zweideutigkeiten in unserem Umfeld offenlegt und kein Blatt vor den Mund nimmt. Ein Angstbuch für diejenigen, die alles tun, um zum Zwecke des Erhalts ihrer Machtposition sachliche Aufklärung zu verhindern. Eine Anklage gegenüber denjenigen, die alles besser wissen und ein Reizthema brauchen. Ein sehr ehrliches Buch; das nichts verschweigt und nichts beschönigt. Ein Text, der schmerzen kann. Kein Buch zum Querlesen. Wer sich daran traut und keine Angst hat, sich über ein unbekanntes Feld führen zu lassen, zeigt,

daß er/sie sich nicht gerne von Denkklišees vereinnahmen lassen will. Aber Vorsicht: Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Verstand und Ihr Gewissen. Und Leute, die von dem Thema etwas verstehen. Denn die Natur erlaubt Zwischentöne; der Mensch negiert. - Sich selbst.

Klaas van Rijn

Prolog

Seine stille Liebe zur Nacht brachte die ersten zarten Knospen hervor, als er im Alter von sechs Jahren am Fenster seines Kinderzimmers hockte und mit kugelrunden Augen das Universum zu erforschen versuchte. Damals wählte er dort oben noch Weihnachtsmann, den altväterlichen lieben Gott und die Engel. Mittlerweile waren an ihre Stelle Planeten, Sonnen, Galaxien, Asteroiden und schwarze Löcher getreten. Der Weihnachtsmann war den unvermeidlichen Tod aller Märchengestalten gestorben, die flügelschlagenden Engel waren zu Wesen mutiert, die nicht einmal der Religionslehrer schlüssig zu erklären oder gar zu beschreiben vermochte, und der liebe Gott thronte nicht länger inmitten der Sonne, denn dort würde er sich zweifellos den Hintern und noch einiges mehr verbrennen. Derzeit war Gott also – zumindest in seiner Phantasie – obdachlos, jedenfalls so lange, wie sich das Universum als einziges großes Rätsel präsentierte, und einen langen, weißen Bart, so der Religionslehrer, besaß er auch nicht. (*Woher weiß der Arsch das eigentlich so genau?*) Eines aber hatte sich bis heute nicht geändert: Der schwarze Himmel strahlte für ihn etwas unendlich Beruhigendes aus. Das geheimnisvolle Funkeln der zahllosen Sterne wies den Weg in jene „unendlichen Weiten“, von denen in seiner Lieblingsserie *Star Trek* verheißungsvoll die Rede war. „Weiten, die noch nie ein Mensch gesehen hat“, oder so ähnlich. An besseren Tagen rezitierte Dennis ganze Passagen aus den einzelnen Folgen, und dann war er im Geiste auch schon mal Captain Jean-Luc Picard, der ein riesiges Raumschiff kommandierte und eine luxuriöse Kabine sein eigen nannte, der sich stets auf seine Freunde verlassen konnte, die ja eigentlich seine Untergebenen waren ... Die *Enterprise* sorgte für Geborgenheit in einer durch und durch lebensfeindlichen Umwelt, dort war Wärme, dort war freundliches Licht, das einschläfernde Summen des *Warp-Antriebs* beruhigte die Nerven, und es ging in der Überschaubarkeit des Raumkreuzers niemandem wirklich schlecht. Selbst dann nicht, wenn sich das Raumschiff unversehens Gefahren ausgesetzt sah, die Captain Picard und seine Offiziere schon zu meistern wußten. Notfalls war da ja noch diese Schiffspsychologin. Wie zum Teufel hieß die bloß? Jedenfalls hatte sie eine geile Figur, worin Dennis in seltener Einmütigkeit auch mit seinen Klassenkameraden übereinstimmte. Ansonsten waren das alles Arschlöcher, diese Typen in seiner Klasse, Punkt und Schluß. So sagte Thomas immer, „Punkt und Schluß“ ...

Dennis wünschte sich in diesem Moment nichts mehr, als Teil der Besatzung der *Enterprise* sein zu dürfen. Und dabei Orte zu besuchen, die „noch nie ein Mensch zuvor gesehen hat“. Was im Umkehrschluß wohl auch bedeutete, daß ihm dorthin niemand zu folgen vermochte, wenn er es selbst nicht wollte. Bis auf einen Menschen. Den würde er gern in seiner Nähe wissen, falls ihm irgendwelche schleimigen Aliens auf den Leib rücken sollten. Dennis spürte es mit aller Macht aufsteigen. Dieses wimmernde Schluchzen hatte er seit Stunden mannhaft unterdrückt. Immerhin, er war zwölf Jahre alt, nicht wahr, da heulte man doch nicht mehr ...

Er schneuzte sich, sah sich um und stellte fest, daß er die Siedlung längst hinter sich gelassen hatte. Ein unangenehm kalter Wind fuhr ihm ins tränennasse Gesicht.

Scheiße, wo soll ich bloß hin?

Soweit er in der Dunkelheit hören und erkennen konnte, leisteten ihm lediglich ein paar verhalten schnaufende Ackergäule Gesellschaft, die mit dem Grasen innehielten und ihn mißtrauisch bäugten. Ein Fohlen drängte sich schutzsuchend an die Mutter, die nervös mit den Hufen scharrte. Aus der Ferne war das Rauschen der Autobahn zu vernehmen. Der wolkige Nachthimmel reflektierte das düstere Licht der Stadt, in der sich die Menschen auf einen geruhsamen Feierabend vorbereiteten. Dort scherte sich keiner um die Probleme eines Zwölfjährigen, der vor einer halben Stunde von daheim fortgelaufen war. Und der nun vor der Frage stand, wie weit er wohl mit exakt sieben Pfennigen – das entsprach seinem derzeitigen Barvermögen – kommen würde.

Nicht sehr weit. Für die Fahrt zum Thomas brauche ich das Fünffache ...

Soviel kostete nämlich eine Busfahrt. Aber selbst dann, wenn er das Geld hätte, es wäre wahrscheinlich unmöglich, zumindest aber nicht ratsam, zu seinem großen Freund zu flüchten. Die Bullen würden ihn dort innerhalb der nächsten Stunden aufgreifen, vielleicht sogar schon auf ihn warten. Das war so ziemlich der letzte Ort, an dem er sich sicher fühlen durfte – paradoxerweise, denn der einzige Mensch, bei dem er sich überhaupt noch sicher fühlte, war eben Thomas. Aber der würde in wenigen Tagen im Knast sitzen. Dafür würde seine Mutter sorgen. Und deshalb würde man ihn in seiner Wohnung auch als erstes suchen.

„Diese Drecksau bringe ich um!“

Das waren die Worte seiner Mutter gewesen, während sie mit stierem Blick vor ihm gestanden, ihm aus ihrer vernarbten Visage eine ekelerregende Schnapsfahne ins Gesicht geblasen und ihn derbe durchgeschüttelt hatte.

„Und du kleine schwule Sau hast ihm doch den Arsch hingehalten! Du bist eine Schwuchtel! Dafür schneide ich deinem Thomas höchstpersönlich das Ding ab, diesem verdammten Kinderficker. Und anschließend stecke ich dich in die Klapsmühle, du Miststück!“

Diese vom Alkohol heisere Stimme hallte in seinem Kopf wider, ließ keine klaren Gedanken zu – dafür aber neue Wut aufsteigen.

„Ich bin keine Schwuchtel“, flüsterte er rauh. Er trat gegen den Weidezaun, der ihn von den Pferden trennte.

„Du bist selber ein verdammtes Miststück, eine Kindermörderin!“, brüllte Dennis in die Nacht. Das Gespenst

seiner Mutter schien in der diesigen Dunkelheit zu wabern und ihm höhnisch zuzugrinsen. Seine Wut und seine Verzweiflung prallten an ihr ab. Dafür stieg wiehernd die Stute auf, warf sich herum und galoppierte mit ihrem Fohlen davon.

„Miststück“, schrie Dennis mit überkippende Stimme, trat erneut mit voller Wucht gegen den Zaun und spürte, daß er die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte. Tränen, die ihre reichlich sprudelnden Quellen in seiner Wut, aber auch in seiner grenzenlosen Verzweiflung und in seinem Schmerz fanden, der seit Jahren in seiner Brust loderte – und in dem Maße schlimmer wurde, wie er erkennen mußte, daß seine Familie, eine Ansammlung von Totalversagern, auf der Verliererseite des Lebens stand. „Du nicht“, hatte ihm Thomas immer wieder Mut gemacht. „Du wirst es schaffen. Du darfst dich halt nicht so runterziehen lassen. Deine Eltern können nichts dafür, weißt du. Sie können nicht aus ihrer Haut heraus. Sie müssen selbst eine ziemlich miese Kindheit gehabt haben.“

Ja, mit Thomas zusammen hätte er es geschafft. In seiner Nähe hatte er stets das Gefühl gehabt, als könne er Berge versetzen, wenn er nur wollte. Dennis war selbst im Gymnasium einer der Klassenbesten – nur Einser und Zweier. Keiner daheim wußte es zu würdigen. Nur Thomas, und dann eben noch die Maike, seine künftige Tante. Aber zu Hause? „Der Professor ist sich wohl zu fein, mal seiner Mutter ein bißchen Arbeit abzunehmen und auf die kleine Schwester aufzupassen“, höhnte die Alte bei jeder Gelegenheit. Er hatte es mit stoischer Ruhe hingenommen, solange er nur jedes Wochenende zum Thomas durfte. Hatte es hingenommen, daß die Eltern in der Kneipe saßen, während er bei seiner kleinen Schwester die Bettwäsche wechseln mußte, nachdem sie wieder einmal ins Bett gemacht hatte. Hatte es hingenommen, daß er nachts um drei Uhr aus dem Schlaf gerissen wurde, sobald seine Mutter, betrunken und streitsüchtig, aus der Kneipe zurückkehrte und irgend etwas im Haushalt fand, das ihr nicht gefiel und wofür sie ihn dann verantwortlich machte.

Was er freilich nicht mehr hinnehmen konnte, waren dann die Attacken seiner Klassenkameraden tags darauf, die seine ständige Müdigkeit mißverstanden und sehr genau um seine Schwäche wußten. Er war nämlich jähzornig und damit eine willkommene, eine lohnende und bequeme Zielscheibe für Hänseleien. Die unvermeidlichen Briefe seiner Klassenlehrerin, die nach etlichen von ihm angezettelten Schlägereien mindestens einmal im Monat dräuten, konnte er rechtzeitig abfangen und mit Thomas durchsprechen – und der brachte die Sache dann in Ordnung, führte einige Telefongespräche und tauchte notfalls auch mal in seiner Schule auf, um die „Angelegenheit“ zu bereinigen. So war es jedenfalls bisher gewesen.

Aber so wird es nie wieder sein. Thomas muß ins Gefängnis, und dort tut er sich bestimmt etwas an.

Dennis liefen die Tränen übers Gesicht. Aus sicherer Entfernung schickte die Stute argwöhnische Blicke herüber. Ihr bewegungsloser Schatten und der des Fohlens waren trotz der Dunkelheit deutlich zu erkennen.

„Ich tue euch doch nichts“, flüsterte der Junge. „Ich bin kein Pferderipper. Ich bin nur eine arme Sau, die nicht weiß, wohin sie soll.“

Wie würde Captain Picard jetzt mit dieser Situation umgehen? Vermutlich überhaupt nicht. Zwölfjährige Jungen, die von daheim weggelaufen waren, spielten bei *Startrek* keine Rolle und kamen im Drehbuch nicht vor. Dennis versuchte sich vorzustellen, wie der Klingone Worf jetzt wohl reagieren würde, falls er ihm gegenüberstünde.

Vielleicht würde er diese dämliche alte Kuh mit seinem Kriegermesser aufschlitzen.

Das Messer!

Dennis stöhnte auf. Mit einem Messer hatte sein jetziges Elend den Höhepunkt erreicht. Warum mußte dieser Idiot auch auf seinen Vater ...

Der konnte ihm nicht mehr helfen. Aber da er dazu auch früher nie in der Lage gewesen war, fiel das nicht weiter ins Gewicht.

Sein Vater war nämlich ein Schwächling gewesen. Eine Null. Ein Versager. Und obendrein ein Angeber. Niemand also, um den es sich lange zu trauern lohnte.

Für den Schmerz um diesen Vater, der ihm in seinem ganzen zwölfjährigen Leben keine nennenswerte Stütze und auch kein Vorbild gewesen war, gab es in seinen Gedanken und Empfindungen ohnehin keinen Platz mehr. Dort machte sich etwas anderes breit. Es war auch Angst. Aber es war noch viel mehr als das. Es war das Gefühl von Ausweglosigkeit.

Worf kann mir auch nicht helfen.

Die ganze verfluchte *Enterprise*-Besatzung würde ihm nicht helfen können.

Denn die gibt es in Wirklichkeit gar nicht. Ist ja alles nur Fernsehen.

Dennis sackte schluchzend zusammen und vergrub sein Gesicht in den Ärmeln seines Parkas. Die ganze Trostlosigkeit seiner Situation packte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt.

Du mußt weinen, wenn es dir richtig schlecht geht. Schau mal, ich halte dich dabei fest, und dann geht es dir anschließend wieder besser. Siehst du? Alles Quatsch, daß Jungen nicht weinen dürfen. Lasse es raus, ich bin bei dir!

Diese Stimme, diese Worte würde er nie wieder hören. Thomas würde bald im Knast sitzen. Und er, Dennis, würde weiterhin von einem Raumschiff träumen, das es nicht gab, das ihn also auch nicht in „unendliche Weiten“ entführen konnte, wo ihm niemand mehr etwas antun konnte.

Im Unterbewußtsein vernahm Dennis ein leises Rauschen, das sich näherte. Es schwoll zu einem Tosen an, ein Lichtstreifen jagte vorbei, und dann nahm das Geräusch schnell wieder ab.

Der Intercity-Express, dessen Trasse siebzig Meter entfernt vorbei führte.

Dennis wußte von früheren Streifzügen, daß der Feldweg, auf dem er sich befand, mittels einer geschwungenen Brücke über diese Trasse hinweg führte. Parallel zur Bahnlinie verlief ein kleiner Fluß, von dichtem Schilf und Gestrüpp geschützt, in dem es sogar noch Hechte geben sollte.

Dennis nahm aus den Augenwinkeln, durch die Tränen hindurch, ein Aufblitzen am Himmel wahr. Eine Sternschnuppe.

Der ICE ... eine Sternschnuppe am Himmel ... *unendliche Weiten*.

Dennis wußte plötzlich, daß man nicht notwendigerweise ein Raumschiff benötigte, um dorthin zu gelangen, wo er endlich Frieden finden würde.

Und der liebe Gott *mußte* da oben leben, irgendwo zwischen den Sternen.

Ob er wohl noch ein Plätzchen für ihn erübrigen konnte?

Dennis lächelte. Die letzte vorwitzige Träne, die aus seinem Augenwinkel quoll, wischte er mit einer ungeduldigen Handbewegung fort.

Er erhob sich, winkte den beiden Pferden zu und marschierte los. Er war nun fast vergnügt. Denn er hatte einen Ausweg gefunden.

Nach wenigen Minuten hatte er die Brücke erreicht. Er lehnte sich ans Geländer und starrte auf den sich in der Dunkelheit verlierenden Schienenstrang. In der Ferne blinkten Signalleuchten. Den unangenehmer werdenden Wind spürte Dennis nicht. Er lächelte den Sternen am Nachthimmel zu.

Ich komme, Leute. Vielleicht erlebe ich da oben so richtig geile Abenteuer!

Er rechnete fest damit, daß auch Thomas in wenigen Tagen folgen würde. Er kannte seinen großen Freund besser, als dem vermutlich lieb sein würde. Er hatte einmal unerlaubt in den alten Gerichtsakten herumgestöbert und wußte daher, daß Thomas es vor vielen Jahren auch einmal versucht hatte.

Bei ihm, Dennis, würde es allerdings nicht beim Versuch bleiben.

Das leise Grollen übertrug sich trotz des heftiger werdenden Nachtwinds. Dennis konnte schon sehr deutlich die im Dreieck angeordneten Scheinwerfer des nächsten, nun aus der anderen Richtung herannahenden ICE erkennen. Sie wurden rasch größer, das Grollen nahm zu.

Ob es weh tut? Bestimmt nicht. Geht viel zu schnell.

Dennis schwang sich behende auf das Geländer und ließ die Beine in die Tiefe baumeln. Er lächelte abermals in den Nachthimmel.

Unendliche Weiten ...

Fauchend jagte der Superschnellzug durch die Nacht. Als der donnernde Triebkopf nur noch wenige Meter entfernt war, schloß Dennis geblendet die Augen, drückte sich ab und sprang.

Erstes Buch

Unendliche Weiten

Eins

„Versuche nicht, die Welt zu verändern – du hast schon genug damit zu tun, dein eigenes Leben in den Griff zu bekommen.“

Der „Spruch des Monats“ prangte auf einem großformatigen Kalenderblatt, das über seinem Schreibtisch hing und ihm täglich weiszumachen versuchte, daß Lebensbewältigung im wesentlichen eine Frage der Philosophie war. Das absonderliche Weihnachtsgeschenk eines guten, aber an Geschmacksverirrung leidenden Freundes erschöpfte sich zu seinem Leidwesen nicht darin, für jeden Monat ein vermeintlich passendes Dichterzitat vorzuhalten. Zu allem Überfluß wurde es von einem mit leichter Feder gemalten Kranz bunter Blütenkelche umrahmt, die an den fortgeschrittenen Frühling gemahnten und mit Hilfe albern aussehender Buchstabenkreationen behaupteten, daß es inzwischen Mitte Mai sei. Die farbige Blütenpracht erinnerte Thomas Gloistein in diesem unleidlichen Moment allerdings nicht so sehr an das Frühjahr als vielmehr an die Portion plastikumhüllten Hackfleisches, die er vor einer Woche im Kühlschrank entdeckt hatte. Dem Aussehen nach zu urteilen, hatte sie dort seit Jahresbeginn ein ungestörtes und geruhsames Dasein zwischen Thunfischdose und Cocktailwürstchen gefristet. Nicht ganz ohne Grund vermutete er, daß das Hackfleisch zu jenem Zeitpunkt aus dem destruktiven Stadium der Verwesung bereits in das konstruktive Stadium der Reinkarnation übergegangen war, denn unter der scheinbar dampfenden, auf jeden Fall aber beschlagenen Plastikfolie glaubte er krabbelnde und kriechende Bewegungen zu erkennen, als er das halbe Kilo vormals guten Rinderhacks mit einem angewiderten Grunzlaut in den Mülleimer beförderte.

In der Tat: *Diese* Realität hatte er nicht mehr zu ändern vermocht. Und der zweite Teil des Sprüchleins war eine harmlose Umschreibung dessen, was ihm seit Monaten das morgendliche Aufstehen verleidete. Zur blanken Provokation geriet die Ausgeburt eines grüblerischen Dichterhirns schließlich und endlich angesichts der Tatsache, daß soeben sein Computer abgestürzt war. Das dritte Mal heute, das achte Mal in dieser Woche. Vom Olymp seiner vierzig Lebensjahre aus betrachtet, zählte dieser Vorgang zu den Dingen, über die aufzuregen sich eigentlich nicht lohnte. Das war eben der Tribut an das moderne Kommunikationszeitalter, der Fluch der Abhängigkeit von Geräten und Maschinen, die selbst von ihren Herstellern nicht mehr verstanden wurden. Aus der Sichtweise eines freiberuflichen Webdesigners hingegen hätte an der Stelle des kitschigen Kalenders besser eine schimmernde Axt an der Wand hängen sollen – das Schicksal des Rechners wäre in diesem Fall seit zwei Minuten besiegelt gewesen.

„Du gotterbärmliches Scheißding, du!“ brüllte er den schweigenden Monitor an, von dem ihm höhnisch das eingefrorene Windows-Emblem entgegenbleckte. Neun gleichzeitig laufende Anwendungen sollte ein Pentium, so seine ursprüngliche Überlegung, eigentlich bewältigen. Das war vor einer halben Stunde gewesen. Mittlerweile verwies er diese kühne Hoffnung endgültig in das Reich der Illusionen, und seine mordlüsternen Blicke schweif-

ten über den überladenen Schreibtisch, auf dem er alles entdeckte, nur kein geeignetes Instrument für die unverzügliche und endgültige Hinrichtung des leise summenden Towers, der in einem undurchschaubaren Kabelgewirr neben dem Schreibtisch stand. Daneben türmten sich Berge unerledigter Post, die vom Teppichboden der Zimmerdecke entgegenstrebten und zunehmend an die Stabilität des schiefen Turms von Pisa erinnerten, zwei vergessene Kaffeetassen und ein Stapel ungelesener Fachliteratur über die Abgründe der HTML-Programmierung und den neuesten Krieg zwischen Microsoft und dem Rest der Welt.

„Meinst du mich?“ fragte eine sanfte Stimme aus der Küche, in der seit einer Stunde Plätschern und Geschirrkloppern ein längst überfälliges, aber dennoch störendes Hintergrundgeräusch verursachten. Derart profane Begleitmusik paßte keinesfalls zu seinen Bemühungen, aus der sterbenslangweiligen Materie eines Baustoffhandels eine halbwegs ansprechende Webseite zu entwickeln. Das jedenfalls war Thomas' Auffassung, aus der er schon vor einer Dreiviertelstunde keinen Hehl gemacht hatte. Sie stand aber im deutlichen Widerspruch zu den hygienischen Mindestanforderungen selbst an eine Junggesellenwohnung, wie Maike ein wenig spitz – zu spitz, wie er fand – und mit Blick auf die verkrusteten Teller entgegnete, die die etwas einseitige Speisekarte der vergangenen acht Wochen gut sichtbar und penetrant duftend illustrierten. Und sie war es auch, die nun auftauchte, unternehmungslustig mit dem Geschirrtuch herumwedelnd, und ihm einen mitfühlenden Blick über die Schulter warf.

Thomas bedankte sich für die Anteilnahme auf seine Weise. „Es sieht einfach zum Kotzen aus, wie du herumläufst mit deinem dämlichen Kopftuch“, fauchte er sie an.

„Danke“, erwiderte sie gekränkt und zog sich zurück. „Ich würde es nicht tragen, wenn es in deiner Küche ein paar Spinnweben weniger gäbe. Dort sieht es aus, als würdest du sämtlichem Ungeziefer deiner Nachbarn politisches Asyl gewähren.“

„Erst achtzehn Jahre alt und schon ein Putzteufel“, knurrte Thomas gereizt. Er nahm Maß, holte aus – und mit einem derben Tritt traf er den Hauptschalter des Computers. Klickend erlosch der Monitor, das Rauschen des Kühlers erstarb. Stille breitete sich aus, nur unterbrochen vom fließenden Wasser in der Küche, das die letzten Spuren einer nachhaltigen Reinigungsaktion aus der Nirosta-Spüle tilgte.

„Ich bin kein Krösus“, holte Thomas zum nächsten Schlag aus. „Wasser kostet Geld, meine Liebe. Viel Geld. Das nur als Hinweis.“

„Du bist heute einfach widerlich“, wehrte sich das Mädchen. „Laß deine Scheißlaune an einem anderen aus, aber nicht an mir. Ich kann auch gehen, wenn es dir lieber ist, und dich in deinem Dreck ersticken lassen.“

„Ich bezahle dich dafür“, hielt ihr Thomas triumphierend entgegen.

„Ja, lumpige fünfzig Mark für sechs Stunden die Woche. Tatsächlich brauche ich zehn Stunden, sonst verschimmelst du in deinem Dreck und merkst es nicht einmal.“

„Alte Schlampe!“

„Verdammter Kinderficker!“

Sie maßen sich mit wütenden Blicken.

Von draußen drang leises Kindergeschrei in das Arbeitszimmer und damit in einen Raum, der stellenweise einer Müllhalde glich.

„Mach endlich den Scheißwasserhahn zu, sonst drehe ich endgültig durch.“ Müde wandte sich Thomas wieder dem Computer zu und hieb auf den Hauptschalter. Der Rechner sprang erneut an und begann mit zirpenden Geräuschen, das Betriebssystem hochzufahren.

„Das bist du schon längst, aber wem sage ich das?“ Maike verschwand in der Küche, und kurze Zeit später erstarb das nervtötende Rauschen.

Thomas blickte ihr nach.

Sie war immer noch schön. Unglaublich schön sogar. Schlank, dunkelblond, ein jugendliches Gesicht mit großen braunen Augen, ein Gesicht allerdings, das viel von seiner Anmut verloren hatte, seitdem sie Lidschatten und Lippenstift verwendete. Sie stand kurz vor dem Abitur, und Thomas war sich ziemlich sicher, daß jeder halbwegs „normal“ entwickelte junge Mann innerhalb ihres Jahrganges leuchtende Augen bekam, sobald er ihrer ansichtig wurde.

„Scheiße“, flüsterte er. Dieses Mal galt der Fluch allerdings nicht dem Computer, dessen Desktop mittlerweile wieder das altvertraute Hintergrundbild zeigte, einen leichtbekleideten Jungen von etwa zwölf Jahren, der kokett in die Kamera grinste und offenbar sehr genau um seine Wirkung wußte.

Auf Thomas jedenfalls verfehlte er diese Wirkung nicht. Oft genug schon war der Kleine das Objekt seiner alles verzehrenden Sehnsucht gewesen, und oft genug hatte er als Vorlage für gewisse sportliche Aktivitäten gedient, die mit einem gequälten Aufseufzen binnen weniger Minuten vor dem Monitor abgewickelt wurden und den Bestand an Papiertaschentüchern kontinuierlich schrumpfen ließen.

Er war ein sogenannter „Kinderficker“, ganz richtig. Maike hatte recht, auch wenn es weh tat. Obwohl er nur einmal das getan hatte, was dieses Wort so ausdrucksvoll implizierte. Er war einer von denen, die glänzende Augen bekamen, sobald eine kleine Schönheit auf der Straße an ihm vorbeiwieselte, und das rechtfertigte diesen Ausdruck offenbar *immer*. Jedenfalls für die *anderen*. Er war einer von denen, die nicht nur davon träumten, einen Jungen einer vollbusigen Dame vorzuziehen. Er war sogar einer von denen, die solche verbotenen Träume bereits in die Realität umgesetzt hatten.

Sein letzter kleiner Freund war zehn Jahre alt gewesen. Als eine Nachbarin zufällig die wimmernden Schreie des Jungen aus seinem weitgeöffneten Schlafzimmerfenster gehört hatte – für diese Dummheit könnte er sich noch heute ohrfeigen –, verständigte sie die Polizei. Sie wußte Lustschreie eben nicht von Schmerzensschreien zu unterscheiden, obwohl nach seiner Auffassung dieser Unterschied für jeden halbwegs normal denkenden Menschen mehr als deutlich war. Sein kleiner Knut pflegte jedenfalls sowohl seine zunehmende Erregung als auch

den Orgasmus akustisch höchst wirkungsvoll zu untermalen. Und selbst dann, wenn sie diesen Unterschied gekannt oder zumindest erkannt hätte: „Die Sache“ wäre für sie dadurch nur noch schlimmer geworden, denn gegen eine gesunde Tracht Prügel ist ja nichts einzuwenden, sehr wohl aber gegen diese Art der körperlichen Nähe. Die Juristen, die Thomas einige Monate später für vier Jahre hinter Gitter geschickt hatten, fanden es ebenfalls „außerordentlich verwerflich“, daß er sich mehrmals wöchentlich sehr angelegentlich um das Wohlbefinden seines kleinen Freundes bemüht hatte, freilich dergestalt, daß der zehnjährige Knut die Hose bereits fallen gelassen hatte, bevor die Haustür hinter ihm ins Schloß gefallen war, und Thomas mit aller gebotenen Strenge darauf bestand, daß die verbleibenden drei Meter bis zum Schlafzimmer durchaus keine Zumutung darstellten und es pädagogisch höchst fragwürdig war, es bereits auf dem Teppichboden vor der Garderobe zu treiben. Vielleicht war *das* die „sexuelle Gewalt“, von der sowohl die Justizpinguine als auch die begutachtende Kinderpsychologin geschwafelt hatten? So gesehen, hatte die Haftstrafe Thomas alles andere als geläutert: Noch heute vertrat er den Standpunkt, daß Sex auf dem Teppich (obendrein vor der Garderobe) zwar den moralisch auf den Hund gekommenen Stinos gut zu Gesicht (oder wo auch immer) stand, aber die Pädos, immerhin, versuchten irgendwie doch noch die Contenance und gewisse Anstandsregeln zu wahren. Und die Schulbehörde, die ihn flugs aus ihren Diensten als Grundschullehrer entlassen hatte, schloß sich den realitätsfremden und absurden Auffassungen der Justizpinguine an: Sie bewertete es offenbar als gesellschaftlich nicht opportun und den Beschlüssen der Kultusministerkonferenz höchst abträglich, daß der Einzelunterricht zwar Französisch, aber eben nicht die dazugehörenden Vokabeln, die Aussprache und die Grammatik zum Gegenstand hatte. Daß er zum Zeitpunkt seiner Festnahme an heftigem Nasenbluten litt, verschärfte die Situation zusätzlich. Allein ein halbes Jahr seiner vier Jahre Knast dürfte er aufgrund der Tatsache erhalten haben, daß Knut einen so mörderischen Orgasmus „erlitten“ hatte, daß seine emporschnellende Hüfte dem erwachsenen Freund fast das Nasenbein zertrümmert hätte.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis schulte er zum Multimedia-Experten um. Das lag mittlerweile drei Jahre zurück. Und seitdem lebte er mehr schlecht als recht von seinen Einkünften als freiberuflicher Webdesigner. Die Jungs allerdings ließen ihn nicht los. Der kleine namenlose Prinz auf seinem Desktop war dafür - gewissermaßen - ein kompetenter Kronzeuge, und vor allem hätten dessen Aussagen, sofern er denn hätte reden können, seine bisherigen Therapeuten zur Verzweiflung gebracht. Wer auf das Bild eines dürrig bekleideten Knaben oder eines kleinen Nackten masturbierte, der alternativ als Hintergrundbild diente, und anschließend erbittert fluchend die Hinterlassenschaften aufregender und gleichzeitig trostloser fünf Minuten vom Bildschirm und von der Tastatur schabte, galt nicht unbedingt als Musterbeispiel für erfolgreich durchgeführte Umpolungstherapien. Das wußte auch Thomas.

In einem allerdings würden die Therapeuten, die angesichts ihres fundamentalen Versagens mit Suizidgedanken spielen könnten, wohl gründlich falsch liegen. Thomas war auch dem weiblichen Geschlecht durchaus zugetan.

Allerdings erst seit genau neun Jahren.

Und die Sache hatte einen entscheidenden Haken: Selbst die Damen mußten noch als erotisch halbwegs akzeptable Wesen erkennbar und anziehend sein, und diese Voraussetzung erfüllten sie in Thomas` Augen nur dann, wenn sie weit unterhalb des sogenannten heiratsfähigen Alters lagen.

Im konkreten Fall, an den er zwangsläufig denken mußte, lag dieses Alter bei ganzen neun Lebensjahren.

Und einen Namen hatte dieser Einzelfall auch: Maike.

Sie war halt erst neun gewesen, als es zum ersten Mal passierte und er erkennen mußte, daß nicht nur die Liebe zum Jungen das Paradies und die Hölle gleichzeitig sein konnten. Sie war elf, als es zum flotten Dreier mit Knut kam. Anschließend hatte sie Thomas eine geklebt; vermutlich, um ihrer aufkeimenden Eifersucht Herr zu werden. Und trotzdem: Der Polizei gegenüber hatte sie geschwiegen und Knuts diesbezügliche Aussage als reine Erfindung und Wunschdenken hingestellt, und auch ihre Eltern, die etwas zu ahnen begannen, hielten dicht. Die vier Jahre Knast hatte er allein für Knut kassiert. Maike hatte ihn in im Gefängnis besucht, zu Knut dagegen war der Kontakt vollständig abgebrochen. Angeblich sei er durch den sexuellen „Mißbrauch“ so geschädigt worden, daß er einer Intensivtherapie bedurfte und allein bei der Nennung des Namens „Thomas“ hysterische Anfälle bekam. Den Wahrheitsgehalt dieser Behauptung zu überprüfen, war Thomas allerdings bis heute nicht gelungen.

Manchmal verglich Thomas seinen kleinen Knut mit Markus. Markus war zwölf, ein Junge aus der Nachbarschaft, hochintelligent, hübsch und ziemlich schüchtern. Daß er in Thomas` Träumen eine Rolle spielte, in der er alles andere als schüchtern war und sich zudem der lästigen Kleidung entledigen durfte, wußte der Junge vermutlich nicht. Er wußte lediglich, daß dieser Computerexperte in seiner Nachbarschaft größtes Wohlgefallen daran fand, sich mit ihm zu unterhalten und ihm mit der einen oder anderen Software auszuhelfen. Thomas galt für Jungen seines Alters zwar schon als Gruftie, aber sonst war er ganz okay, wie ihn Markus einmal gönnerhaft wissen ließ.

Wie innig dieser Mann ihn liebte, nein, das dürfte er nicht einmal ahnen. Oder vielleicht doch? Thomas wußte es nicht.

Maike war informiert. Mit ihr glaubte er darüber reden zu können. Sie pflegte dann den Kopf zu schütteln und zu seufzen: „Kerl, wirst du nie schlauer? Er ist erst zwölf!“

„Na und? Du warst damals neun.“

Sie war ihm an dieser Stelle stets die Antwort schuldig geblieben und hatte dann abrupt das Thema gewechselt. Thomas stierte auf den Bildschirm. „Scheiße“, wiederholte er und schluckte. Er haßte sich selbst für seine immer häufiger zutage tretende Unleidlichkeit. Er empfand sie in klarsichtigen Momenten wie ein schleimiges Repetil, das sich in den Abgründen seiner Seele eingenistet hatte und nun züngelnd Besitz ergriff vom verbliebenen

Rest seiner Persönlichkeit, der noch nicht zerfressen war von diesem furchtbaren Loch, von dieser grausamen und quälenden Leere.

Er wußte, wie dieser Abgrund unschädlich gemacht werden konnte. Aber da war seit Jahren weit und breit niemand, der bereit gewesen wäre, ihm dabei zu helfen. Er träumte einen Traum, und dieser Traum hieß *Zärtlichkeit*. Einen nackten Körper zu spüren, ihn streicheln zu dürfen und selbst gestreichelt zu werden, sich hingeben zu können, sich aufgehoben und geborgen zu fühlen und in einer Atmosphäre des bedingungslosen Vertrauens den sexuellen Höhepunkt zu erreichen – das war sein Traum, und er war mittlerweile der einzige Traum, den zu träumen er sich noch leistete. Alle anderen Träume hatte er längst eliminiert. Diesen jedoch nicht. Er entzog sich allerdings auch seiner Kontrolle, spielte seiner Ratio quälende Streiche und wollte doch nichts anderes, als auf das immer breiter werdende Loch aufmerksam zu machen. Sein großer Traum war das letzte Aufgebot gegen das schleimige Raubtier in seinen Eingeweiden. Und der Zeitpunkt war absehbar, an dem er kapitulieren mußte. Am Ende würden dann die Wut, der Haß und die Unleidlichkeit triumphieren. Und davor hatte Thomas Angst.

Er erinnerte sich an die vergangene Nacht. Er hatte seine zusammengerollte Bettdecke umarmt und sich vorzustellen versucht, sie sei sein kleiner Knut, oder Markus, oder ... ja, oder Maike. Nach zehn Minuten war es immer noch eine Bettdecke, jetzt aber am oberen Ende durchtränkt von Tränen des Selbstmitleids und der Verzweiflung.

Mit Maike hatte er seit seiner damaligen Verhaftung nie wieder geschlafen. Ihren ersten Geschlechtsverkehr zelebrierte sie in seinem Beisein mit dem kleinen Knut, ihren zweiten während Thomas` Gefangenschaft mit einem anderen, mit einem etwas älteren Jungen. Sie war nun eine junge Frau geworden und befand sich damit – normalerweise – außerhalb des Spektrums, das er sich für eine sexuelle Beziehung vorstellen konnte. Und doch besaß sie etwas, das eine erneute Bettgeschichte mit ihr nicht vollständig ins Reich des Horrors verwies: Sie besaß neben einem kindlich gebliebenen Körper das Wissen um seine ureigenen Geheimnisse. Denn das Wissen darum, daß der Orgasmus für ihn mehr war als nur ein biochemischer Vorgang und in diesem Zusammenhang oft auch eine ziemliche Schweinerei (nämlich dann, wenn es die Tastatur oder den Monitor traf), teilte er nicht mit jedem. Zu den beiden Ausnahmen zählten Knut und Maike – und darüber hinaus Tausende von nackten Mädchen und Jungen, die auf den sorgfältig versteckten Disketten ihr virtuelles Dasein fristeten. Allerdings bekam er von diesen Bildern eines nicht, und das fehlte ihm wie dem Verdurstenden das Wasser: *Zärtlichkeit*.

Schwerfällig erhob er sich und stieg über die Papierstapel auf dem Fußboden hinweg. Er hielt es vor dem Computer nicht mehr aus. Der flimmernde Monitor schlug ihn buchstäblich in die Flucht.

Maike saß in seinem kleinen Wohnzimmer und blätterte in einer alten Illustrierten, die der letzten Generalentsorgung entgangen war. Er blieb an der Tür stehen.

„Es tut mir leid“, sagte er leise.

Sie blickte auf. „Ich weiß“, erwiderte sie und rang sich ein verunglücktes Lächeln ab. „Mir tut`s auch leid – das mit dem Kinderficker, meine ich.“

„Wollen wir darüber reden?“

Sie hob die Schultern und schwieg.

Thomas ließ sich auf einem Sessel nieder und starrte auf die staubige Platte des Wohnzimmertisches. „Ich weiß manchmal selbst nicht mehr, was mit mir los ist“, begann er und rieb sich gedankenverloren das Knie. „Du hast verdammt recht: Ich verwarlose hier, ich sehe es durchaus und bringe doch nicht die Kraft auf, das zu ändern. Ich entwickle mich zum ungenießbaren Arschloch. Das hast gerade du nicht verdient. Beruflich geht es nicht richtig voran, mich kotzt alles an. Aber warum lasse ich ausgerechnet dich darunter leiden? Kannst du mir das sagen?“

Sie schwieg immer noch.

„Vielleicht, weil du zu gutmütig bist? Es gibt natürlich auch eine andere Möglichkeit.“

Sie sah ihn fragend an.

Er schluckte und sagte dann gepreßt: „Ich frage mich manchmal wirklich, warum du dich um mich kümmerst, obwohl ich ein solches Ekel geworden bin. Und manchmal finde ich eine Antwort, die mir nicht gefällt, der ich mich aber stellen müßte, falls etwas dran sein sollte. Manchmal denke ich nämlich, daß du Angst vor mir hast.“

Sie starrte ihn betroffen an. „Wie bitte? Was soll der Quatsch?“

„Manchmal denke ich, daß das damals doch gegen deinen Willen war. Daß ich dich mißbraucht habe, daß ich dir für dein Leben lang ...“

„Hör auf!“ schrie sie plötzlich. Ihr schossen die Tränen in die Augen, und sie schnellte empor. „Hör auf, verdammt noch mal! Ich will nichts mehr hören!“

Er sah sie an wie ein waidwund geschossenes Tier. „Wir haben nie mehr richtig miteinander geredet“, stellte er mit brüchiger Stimme fest. „Ich meine, über diese Zeit damals. Und ... und ich drehe hier langsam wirklich durch. Denn ... denn du fehlst mir, auch wenn du so oft in meiner Nähe bist. Verflucht, ich nenne dich alte Schlampe, aber ... aber ich liebe dich immer noch! Verstehst du mich nicht? Ich bin Pädo, ja, aber ich liebe dich und ich wünsche mir ...“

Sie kam auf ihn zu. Auch er hatte sich nun erhoben. Wortlos schloß sie ihn in die Arme. „Halte doch endlich die Klappe“, flüsterte sie und schmiegte sich an seinen mageren Körper.

Er ist dünn geworden. Mein Gott, nur noch Haut und Knochen!

Gleichzeitig spürte sie die seit Jahren schwelende Wut aufsteigen.

Ja; du Arschloch, du hast mich damals mißbraucht. Aber ich liebe dich trotzdem.

Thomas schloß die Augen. *Laß uns ins Bett gehen*, schrie es in ihm. *Ich kann nicht mehr. Verflucht, halte mich fest und laß mich dich spüren!* Ihm rann eine Träne über das Gesicht.

Maike sah diese Träne nicht. „Ich muß dir etwas sagen“, raunte sie ihm ins Ohr und streichelte ihm unbeholfen über das ergraute Haar, während sie ihre unterschwellige Wut, diesen alten Schmerz niederkämpfte. „Ich habe einen Freund. Er heißt Thorsten und ist neunzehn.“

Thomas versteifte sich. Langsam löste er sich aus der Umarmung und starrte sie an. Erst jetzt bemerkte Maike die Träne, und sie schüttelte traurig den Kopf.

„War das jetzt nötig?“ fragte er tonlos. „War das wirklich nötig?“

Sie nickte und hielt seinem verzweifelten Blick stand. „Ja“, entgegnete sie und strich ihm behutsam über die nasse Wange. „Ja, das war nötig. Thomas, ich bin erwachsen. Oder fast erwachsen. Jedenfalls bin ich nicht mehr das kleine Mädchen von früher, verstehst du? Meine Gefühle dir gegenüber sind heute anders als damals. Ich liebe dich auch. Aber eben anders. Vielleicht habe ich dich nie anders geliebt als heute, und das damals war ein schwerer Fehler. Ich weiß es nicht, wenn ich ehrlich sein soll. Aber lassen wir das jetzt. Ich will, daß du endlich akzeptierst, daß ich mein eigenes Leben führen möchte. Ich will dich nicht verlieren, aber ich will, daß du mich losläßt. Verstehst du, was ich meine?“

Er erwiderte nichts. Mit hängenden Armen stand er vor ihr.

„Ich will“, fuhr sie behutsam fort und schluckte, „daß du Thorsten kennenlernst. Vielleicht freundest du dich sogar mit ihm an ...“

„Jetzt verlangst du ein bißchen viel, nicht?“ Thomas ließ sich schwer auf den Sessel fallen.

„Tue ich das? Manchmal verlangst auch du ein bißchen viel von mir, aber das spielt jetzt keine Rolle. Am Sonntag kommt Thorsten zu uns. Bitte, Thomas. Ich möchte, daß auch du dabei bist.“

Er ging nicht darauf ein. „Wie lange schon?“ fragte er statt dessen matt.

„Seit drei Monaten. Ist das wichtig?“

„Du hast mir nie etwas davon erzählt“, stellte er fest. Seine Stimme klang eine Spur zu sachlich.

„Vielleicht hatte ich tatsächlich Angst davor? Du bist in der letzten Zeit nicht mehr derselbe wie früher. Ich weiß, warum das so ist. Aber du darfst nicht mir die Verantwortung dafür zuschieben, daß es dir zunehmend schlechter geht. Es ist am Ende dein Problem, das du auch selber lösen mußt.“

„Auf diese Art von Ratschlägen kann ich gut verzichten.“

„Dann laß es bleiben. Also, kommst du am Sonntag – oder kommst du nicht?“

Er ließ sich Zeit mit der Antwort. Schließlich seufzte er und nickte müde. „Na schön, dann werde ich mir deinen Wunderknaben mal ansehen. Drei Uhr nachmittags?“

„Ja. Und – Thomas?“

„Was denn noch?“

„Reiß dich zusammen, ja? Bitte keine Szene, mir zuliebe!“

Er grinste freudlos. „Du kennst mich doch.“

Sie betrachtete ihn nachdenklich. „Eben, genau deshalb.“

Er schüttelte den Kopf, erhob sich und schloß sie in die Arme. „Paß auf dich auf, Kleines“, flüsterte er. „Ich habe dich lieb.“

Sie erwiderte die Umarmung. „Ich liebe dich auch, du alter Brummbär. Gerade darum ist mir der Sonntag so wichtig ...“

Thomas verschloß seinen Opel-Omega und betrachtete grübelnd die graue und abblätternde Fassade des Mehrfamilienhauses, in dem Maïke mit ihrer Familie lebte. Und zwar schon so lange, wie er sie und ihre Eltern kannte. Nach seinem Gefühl also eine kleine Ewigkeit.

Kennengelernt hatte er sie vor knapp zehn Jahren. Damals unterrichtete er Maïkes zwei Jahre jüngeren Bruder Carlo. Der Kleine war alles andere als ein Junge gewesen, den man ins Herz schließen mußte. Übergewichtig, verschlagen und gewalttätig – das war der niederschmetternder Eindruck schon kurz nach seiner Einschulung. Als er dann einer Klassenkameradin mit dem Bleistift fast ein Auge ausgestochen hätte, war ein Elternbesuch nicht nur fällig, er war sogar überfällig. Für Carlo brachte dieser Besuch insofern eine gewaltige und von ihm keineswegs gewünschte Veränderung, als das er kurze Zeit später in einer Sonderschule für verhaltensauffällige Kinder landete. Und für Thomas änderte sich auch einiges – er lernte nämlich Maïke kennen. Sie war das genaue Gegenteil ihres Bruders: offen, wißbegierig, ausgesprochen niedlich mit ihren kurzgeschnittenen, dunkelblonden Haaren und überaus anhänglich. Fortan war sie der wirkliche Grund für „dienstlich begründete Hausbesuche“, wie er sein häufiges Auftauchen in vollendetem Selbstbetrug nannte. Carlos Niedergang konnte er allerdings nicht verhindern, und oft fragte er sich mit einem Anflug von Schuldgefühlen, ob der Grund dafür nicht einfach nur sein mangelndes Interesse und damit sein kolossales Versagen als Pädagoge war. Denn der Junge hatte ganz zweifellos auf *seine* Weise um Hilfe gebettelt. Daß das ihm zur Verfügung stehende Repertoire an Verhaltensweisen alles andere als angenehm und nett war, durfte man wohl kaum nur ihm allein zur Last legen. Mittlerweile war er sechzehn und drogenabhängig. Thomas weigerte sich, allzu oft darüber nachzudenken. Ob zu Recht oder nicht, in solchen Momenten würde er nämlich sein eigenes Spiegelbild nicht ertragen können.

Ein etwas ambivalentes Verhältnis bestand von Anfang an zu den Eltern. Christina, inzwischen vierzig, arbeitete als Aushilfsverkäuferin. Dumm, mundfaul, quengelig und ständig mißgelaunt – so würden Unbeteiligte sie charakterisieren. Ein vorschnelles Urteil, wie Thomas herausfand, das deshalb zwar nicht unbedingt falsch war, aber andere Aspekte ihrer Persönlichkeit ausblendete: Sie war nämlich auch ausgesprochen gutherzig, allerdings ohne Zukunftsperspektiven und in jeder Hinsicht desillusioniert.

Hanno, ihr vierundvierzigjähriger Mann, war früher als Chemiefacharbeiter tätig gewesen. Seit einem schweren Unfall mit austretenden Chemikalien war er zur dauernden Erwerbsunfähigkeit verurteilt. Er mochte intelligenter als seine Frau sein, mit Sicherheit ebenso gutmütig, aber seine gelegentlichen, unkontrollierten Wutausbrüche sowie sein ungebremsster Alkoholkonsum relativierten den ersten Eindruck nachhaltig. Mitunter wußte Thomas nicht, worüber er sich mit den beiden Eheleuten eigentlich unterhalten sollte. Der Gesprächsstoff ging meist schon nach fünf Minuten aus. Vor allem aber zerbrach er sich den Kopf darüber, warum eines der beiden Kinder – Carlo – auf der Verliererseite des Lebens gelandet war und seine Maïke im völligen Gegensatz dazu kurz vor dem Abitur stand, mit Blick auf den vorhersehbaren Zensuredurchschnitt sogar die allerbesten Chancen hatte, ihren Traum verwirklichen zu können – nämlich Medizin zu studieren. Vielleicht mußte man es aber auch aus einem anderen Blickwinkel betrachten: Maïke war die logisch nicht zu begründende Ausnahme in einem selbst für Soziologen nur schwer durchschaubaren sozialen Regelwerk, während Carlo exakt und nahezu lehrbuchmäßig die Entwicklung einschlug, die innerhalb einer sogenannten „Looser-Familie“ vorprogrammiert schien. Thomas fragte sich oft, ob die zwei Jahre intensive Beziehung zwischen Maïke und ihm dazu beigetragen hatten, daß das Mädchen am Ende all die strukturellen Hürden nahm, die ihr aufgrund ihres sozialen Hintergrunds im Wege standen. Der Pädö also als wertvolle Sozialisationsinstanz, die biographische Untiefen auszugleichen vermochte? Mit dieser Erklärung konnte er sich nicht recht anfreunden. Er war gegenüber den Pädö-Ideologen, mit denen er im Internet immer häufiger Bekanntschaft machte, zutiefst mißtrauisch. Der „pädagogische Eros“, mit dem einige auf argumentativen Kreuzzug gingen, schien ihm suspekt. Er hatte Maïke zutiefst geliebt, er liebte sie immer noch, und das war für ihn das Entscheidende. Und ein weiterer Punkt spielte seit Jahren eine wichtige Rolle: Maïkes Eltern hatten ihn nie fallen gelassen. Sie wußten mittlerweile, was zwischen ihm und dem Mädchen passiert war – und nahmen es mit einer erstaunlichen Gelassenheit hin. Sie verurteilten ihn nicht, nahmen sogar kommentarlos zur Kenntnis, daß er mit großer Leidenschaft auch kleinen Jungen Gefühle und sexuelles Begehren entgegenbrachte. Sie hatten ihn regelmäßig im Knast besucht, ließen ihn nach seiner Entlassung gar für einige Tage bei sich wohnen, bis er eine eigene Wohnung gefunden hatte. Sie waren da, wenn es ihm seelisch schlecht ging, und versorgten ihn mit Eintopf und Einladungen zum Abendessen. Aber im eigentlichen Sinne geredet hatten sie nie über das „Problem“. Weil sie es nicht wollten, nicht für nötig hielten – oder einfach nicht konnten, zur verbalen Auseinandersetzung über ein Thema schlichtweg nicht in der Lage waren? Schon Maïke hatte sich oft darüber beklagt, daß in ihrer Familie zu viele Konflikte und Probleme mit dem Mantel des Schweigens zugedeckt wurden. Das war bequemer, rächte sich in der Regel aber bitter. Banale Anlässe reichten dann aus, und die schlechte Stimmung schlug um in eine Explosion der Wut, zuweilen sogar des Hasses. Hanno flüchtete sich in solchen Fällen in seine Stammkneipe, während die Grenze zur Schlägerei zwischen Christina und Carlo oft – zu oft – nahezu erreicht war. Der Junge bestahl und bedrohte seine Mutter, hatte sich mit vierzehn Jahren die Pulsader aufgeschnitten, lag acht Wochen in der geschlossenen

Psychiatrie, gab anschließend kurze Gastspiele in verschiedenen Jugendhilfeeinrichtungen und landete am Ende doch wieder in der Familie, die mit ihm ebenso wenig etwas anzufangen wußte wie er mit ihr. Das zuständige Jugendamt saß das Problem auf seine Weise aus: Es schickte gelegentlich einen verkrachten Alt-Achtundsechziger vorbei, der als Sozialarbeiter am Ende seiner Karriereleiter angelangt war, der wiederum schrieb nichtssagende Berichte, die kommentarlos in einer fetten Akte abgeheftet wurden, und im übrigen hofften alle Beteiligten, daß sich das Problem in zwei Jahren von selbst erledigen würde – dann war Carlo achtzehn und fiel aus der Zuständigkeit der Behörde heraus. Für eine Drogentherapie reichte – angeblich – die Suchtintensität noch nicht aus. Cannabis und Extasy standen in der Hitliste eben noch nicht so weit oben wie Heroin. Thomas allerdings war sich ziemlich sicher, daß Carlos auch mit diesem Zeug schon mehr als einmal in Berührung gekommen war. Man mußte es nicht spritzen – die Einstichwunden wären verräterisch gewesen – man konnte das Gift auch rauchen.

Er seufzte und ließ seine Blicke zum Fenster von Maike schweifen. Hinter diesem Fenster kam es damals vor rund neun Jahren zur ersten entscheidenden Begegnung. Sie hatte bereits im Bett gelegen, als er mit Christina und Hanno beim Kaffee zusammensaß. Sie verlangte nach ihm. Im Zimmer hockte er an ihrem Bett und mußte ihr eine Gutenachtgeschichte erzählen. Bei der abschließenden Umarmung hatte sie ihn mit blitzenden Augen und leicht geröteten Wangen gefragt: „Darf ich mal bei dir schlafen?“ Und der Tropf, der er damals war, antwortete spontan: „Nichts lieber als das!“ Der Rest war Geschichte.

Und nun sollte er sie mit einem neunzehnjährigen Schnösel teilen, der ihr nicht annähernd das bieten konnte, was er ihr damals zu geben vermochte. Davon jedenfalls war er überzeugt. Mit einer Mischung aus Selbstmitleid, Trotz und aufkeimender Eifersucht wölbte er verdrossen die Unterlippe nach vorn.

Schlechtgelaunt stapfte er die wenigen Meter bis zum Hauseingang, stolperte fluchend über eine herausgerissene Gehwegplatte und klingelte.

„Wer ist da?“ Die wie üblich mürrische Stimme von Christina.

„Thomas hier. Kaffee schon fertig?“ Er grinste freudlos.

„Komm rein.“

Der Summer ertönte, und Sekunden später betrat er die Wohnung.

Dicke Luft.

Das war sein erstes, ein geradezu überwältigendes Gefühl.

Scheiße, ich haue wieder ab!

Das war der zweite Impuls. Sehr viel später noch verfluchte er sich dafür, daß er ihm nicht nachgegeben hatte. So aber nahm das Schicksal seinen Lauf.

„Sind Maike und ihr neuer Lover schon da?“, fragte er betont forsch, als er seine Jacke ablegte. Er hatte das widerwärtige Gefühl, irgend etwas sagen zu müssen, um sich vom zwar unsichtbaren, aber dennoch brodelnden und deutlich spürbaren Giftodem in dieser Wohnung nicht die Luft abschnüren zu lassen.

Christina, verhärtet und mit einer Miene, als wollte sie den nächstbesten Mitmenschen kräftig durchkauen und dann ausspeien, wies mit einer knappen Kopfbewegung zum Wohnzimmer.

„Danke“, sagte er überflüssigerweise.

Sie verschwand wortlos in der Küche.

Im Wohnzimmer saßen stumm und abwartend drei Menschen.

Maike mit leicht geröteten Augen, die ihn ängstlich und bittend ansahen. Sie hatte geweint, das erkannte Thomas mit einem Blick.

Ein junger Mann, gepflegt, aber mit einem nichtssagenden Gesicht, der ihn mit einem scheuen Lächeln begrüßte.

Und er.

Ein kleiner Junge, an dem zweierlei auffiel – Dinge, die sich Thomas unauslöschlich ins Gedächtnis prägten: Zwei vorwitzig aus dem langen Haar herausragende, allerliebste Segelohren. Keine extremen und damit entstellende, aber doch auffallende Ohren. Und zwei große, unendlich traurige Augen. Sie schmückten ein zartes Gesicht, in dem sich ein Mund, den zu küssen die Erfüllung schlechthin sein mußte, zu einem flüchtigen Lächeln verzog.

Aber die Augen lächelten nicht mit.

„Hallo“, quetschte Thomas mühsam heraus. Der Anblick des Jungen war ein Schock. Mit dergleichen hatte er überhaupt nicht gerechnet.

Maike hätte mich vorwarnen müssen, verflucht!

Er wandte sich mit Gewalt von dem kleinen Engel auf dem Sofa ab und näherte sich mit hölzernen Bewegungen seiner Maike. Sie umarmte ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Hier ist wieder mal der Teufel los. Carlo, du weißt schon ...“

Thomas nickte nur, löste sich aus der Umarmung und reichte Thorsten die Hand. Ein fester Händedruck, ein prüfender Blick aus den braunen Augen des „Nebenbuhlers“, wie Thomas ihn noch vor einer Viertelstunde bezeichnet hätte; dann abermals ein Lächeln. Der junge Mann sagte freundlich: „Toll, Sie kennenzulernen. Maike hat mir schon viel von Ihnen erzählt.“

Thomas zuckte unmerklich zusammen und warf ihr einen schnellen Seitenblick zu. Sie schüttelte ebenso unmerklich den Kopf, und er war erleichtert. Der Bursche gefiel ihm nämlich. Er gefiel ihm sogar außerordentlich. Neunzehn Jahre? Die ganze Haltung des jungen Mannes ließ auf ein höheres Alter schließen. Sie zeigte Kraft, Entschlossenheit und mehr Reife, als bei einem Menschen in diesem Lebensabschnitt zu erwarten war.

„Ich heiße Thomas“, grinste er. „Vergiß das Sie, okay?“

Thorsten nickte, immer noch lächelnd.

Und nun war es nicht länger hinauszuschieben. Langsam drehte er sich um, und er fühlte erneut dieses undefinierbare Ziehen, das er vorhin schon gespürt hatte, dieses unglaubliche Sehnen, dieses leichte Rumoren in der Magengegend. Der Kleine saß immer noch an derselben Stelle, er war also keiner Halluzination erlegen.

„Das ist mein kleiner Bruder Dennis“, stellte Thorsten den Jungen vor. „Ich mußte ihn mitnehmen, weil meine Eltern nicht daheim sind“, fügte er fast entschuldigend hinzu. „Er durfte heute nicht allein zu Hause bleiben.“ Warum er das nicht durfte, erklärte er allerdings nicht.

„Wo liegt da das Problem?“ hörte sich Thomas sagen und stakste auf das Sofa zu. Unbeholfen streckte er die Rechte aus. Eine kleine, zarte Hand griff zu und erwiderte den Druck. „Hallo“, sagte der Junge und lächelte ebenso scheu wie vorhin sein Bruder. Er rückte zur Seite, und das faßte Thomas als höchst willkommene Einladung auf. Als er sich niederließ, summte es ihm in den Ohren. Er warf Maike einen kurzen Blick zu. Ihre mißtrauisch gewordene Miene entging ihm keineswegs.

Aber das war ihm in diesem Moment denkbar gleichgültig.

„Auch du nennst mich Thomas, okay?“ Seine Stimme dünkte ihm eine Spur zu heiser mit einem leicht schrillen Unterton.

Verflucht, rei dich zusammen!

Aber er mußte sich in derselben Sekunde eingestehen, daß er den emotionalen Orkan, der seit wenigen Minuten in ihm tobte, in dieser Gewalt schon lange nicht mehr erlebt hatte. Nicht einmal damals bei Knut. Es war ihm auch egal. Das Wesen, das neben ihm saß, war gut für einen tagelangen Hurrikan.

Der Junge nickte schüchtern.

„Wie alt bist du eigentlich?“

Dennis grinste plötzlich. „Erst du!“

„Schtze mal!“

„Fünfzig?“

Maike kicherte boshaft, und Thomas warf ihr einen bösen Blick zu.

„Also“, erwiderte er etwas gekränkt, „das dauert noch ein bißchen. Ich bin vierzig. Und jetzt du!“

Der Junge grinste immer noch.

Aber seine Augen lächeln nicht mit.

„Jetzt mußt du schützen!“

„Zehn?“

„Fast. Ich bin neun. Und ich gehe in die vierte Klasse!“

„Donnerwetter“, begeisterte sich Thomas. Dennis hätte ihm auch erzählen können, daß er hundertzwanzig und der Großvater eines Marsmenschen sei. Er hätte alles mit einem anerkennenden „Donnerwetter“ quittiert und ihm selbst dann noch geglaubt, wenn ihm der Junge den fröhlichsommerlichen Himmel als rosafarben mit grünen Tupfern beschrieben hätte.

„Und er ist ein jähzorniger kleiner Teufel“, ließ sich Thorsten vernehmen. „Fange mit dem bloß niemals Streit an. Du dürftest den Kürzeren ziehen und anschließend ein Fall für den Knochenflicker sein.“

Dennis sagte nichts. Was Thomas registrierte, war ziemlich erstaunlich: Der Kleine schien seinem großen Bruder diese Äußerung nicht einmal übel zu nehmen. Und auch bei Thorsten hatte er das unbestimmte Gefühl, daß der vordergründig alles andere als freundliche Hinweis nicht die Spur böse gemeint war.

Er liebt seinen kleinen Bruder, das spürt man.

Und das machte ihm den jungen Mann noch sympathischer. Seine ursprüngliche Eifersucht war wie weggeblasen.

Kunststück: Du hast dich soeben verknallt – aber dermaßen heftig, daß es schon unheimlich ist!

Als sich seine Blicke mit denen von Maïke kreuzte, wurde ihm plötzlich mulmig.

Er glaubte, in ihren Augen eine Mischung aus Wut und Entsetzen zu erkennen. Vielleicht war da sogar noch mehr. Er wußte es nicht.

Bevor er aber Gelegenheit erhielt, diese Erkenntnis zu verarbeiten und sich seine Gedanken zu machen, überschlugen sich die Ereignisse.

Aus dem benachbarten Zimmer waren ein schriller Schrei und fast zeitgleich ein Poltern zu hören. Sekunden später wälzte sich Carlo in das Wohnzimmer, ignorierte die übrigen Besucher und herrschte seine Schwester an: „Laß mal einen Zehner rüberwachsen, aber dalli!“

„Wofür?“ fragte Maïke kurz. Sie beachtete Thomas nicht länger.

„Geht dich einen Scheißdreck an. Haste oder haste nicht?“

„Leck mich!“

Carlo schien sich mit dieser wenig damenhaften Antwort, die das krasse Gegenteil von schwesterlicher Zuneigung ausdrückte, einstweilen zufriedenzugeben. Thorsten ignorierte er auch weiterhin, dafür taxierten seine Schweinsäuglein nun Thomas. „Und du? Bist doch Computermann. Also, was ist?“

Thomas zwang sich, ruhig und beherrscht zu bleiben. Er verabscheute dieses Hundertkilo-Monstrum zutiefst. Angewidert betrachtete er den Sechzehnjährigen, der bei weitem älter wirkte als er tatsächlich war, der oben drein mit seinem fettigen Haar den Eindruck erweckte, als habe er vor Monaten die letzte Berührung mit Wasser und Seife über sich ergehen lassen, und der zu allem Überfluß eine latente Gewalttätigkeit ausstrahlte. Als Pädagoge müßte er mit Distanz und doch Verständnis reagieren. Er konnte es nicht. Er ekelte sich nur noch vor diesem Jungen, der einmal sein Schüler gewesen und so beschränkt war, daß er offenkundig bis heute nicht

begriffen hatte, weshalb Thomas nicht mehr im Schuldienst arbeitete und welche besondere Beziehung ihn und Maike verband.

„Du weißt genau, daß du von mir kein Geld zu erwarten hast“, sagte er kalt. „Und mit diesem Ton kommst du bei mir ohnehin nicht sehr weit. Verstanden?“

Carlo kniff die Augen zusammen, und er war sekundenlang einem Schwein noch ähnlicher als zuvor. Ein verschlagenes, bösertiges Grinsen verzerrte seine Züge zu einer unangenehmen Fratze. Unbeteiligte hätten in dieser Situation wohl keinen Pfifferling mehr für die körperliche Unversehrtheit des ehemaligen Lehrers gegeben – aber da war etwas, das den jungen Mann vor dem nächsten Schritt zurückschrecken ließ. Thomas glaubte eine Spur von Angst zu bemerken, ein kurzes Aufflackern nur. Wortlos wandte sich Carlo ab und verschwand wieder.

Erst jetzt spürte Thomas, wie sich etwas um seine Linke krallte. Es war eine kleine Hand. Die Hand von Dennis. Der Junge starrte zur Tür, als habe er dort seinen ständig wiederkehrenden, personifizierten Alptraum gesehen. Er zitterte am ganzen Leib. Die weiß gewordenen Lippen waren zusammengepreßt, die zierlichen Nasenflügel bebten. Er schien nur Millimeter von einer Panikattacke entfernt. Thomas konnte nicht anders – behutsam streichelte er die Hand, die sich nun langsam entspannte und sich dann von ihm löste. Etwas betreten schaute ihn Dennis an, ein flüchtiges und gleichsam um Entschuldigung bittendes Lächeln leuchtete auf ... und dann brach die Hölle los.

Ein lauter Knall. Ein wüstes Poltern. Christinas überkippende Stimme, klatschende Schläge, das röhrende Brüllen des Sechzehnjährigen und das entsetzte Aufquieken des kleinen Dennis vermischten sich zu einer Geräuschkaskade, die mit der für einen Sonntagnachmittag typischen und in deutschen Haushalten traditionell langweiligen Stimmung nicht mehr das geringste gemein hatten.

„Du verfluchte Drecksau!“ Das war unverkennbar Christina.

„Ich schlag dich tot“, brüllte die Stimme ihres Sohnes. Ein entsetzliches Krachen und daraufhin das Splittern berstenden Glases – und eine schlagartig einkehrende Stille, die nicht weniger unheimlich war als das Inferno zuvor. Es waren tatsächlich nur Sekunden gewesen, aber in dieser Zeitspanne schien es im Zimmer nebenan zu einer Gewaltorgie gekommen zu sein, die selbst in dieser Familie eine völlig neue Qualität aufwies.

Thomas schaute sich benommen um. Maike war leichenblaß, ihr Freund peinlich berührt, und Dennis ... nun, Dennis saß auf seinem Schoß.

Er sitzt auf meinem Schoß!

Erst jetzt realisierte er, daß der Junge abermals zitterte wie Espenlaub. Sein entsetzter, gepeinigter Gesichtsausdruck ließ ihn frieren. Unwillkürlich drückte er Dennis an sich, mit einer so vorsichtigen Bewegung, als umarme er dünnwandiges Glas, das jederzeit zerspringen konnte. Er spürte den zarten Körper und das übermächtige Verlangen, ihn niemals wieder loszulassen, ihn zu beschützen, ihn zu lieblosen und zu streicheln.

Der Ausdruck in den Augen des Kleinen würde ihn, das wußte er, noch tagelang verfolgen. Er war mit nackter Angst nur unzureichend beschrieben.

Diese Art von Gewalt hat er nicht zum ersten Mal erlebt!

Christina tauchte auf. Sie blutete an der Unterlippe, das eh nicht sehr gepflegte Haar stand ihr nach allen Seiten ab, und ihr Gesicht war von mörderischer Wut verzerrt.

„Er ist abgehauen, dieses widerliche Stinktief“, schrillte sie. „Hundert Mark hat er geklaut, er hat mich geschlagen, die Scheibe ist kaputt – ich bringe ihn um!“

Maike erhob sich abrupt. „Ich habe die Nase voll“, erklärte sie. Sie war noch immer blaß. „Komm, wir gehen.“ Thorsten folgte ihr gehorsam, Dennis rutschte nun ebenfalls von seinem Schoß, warf Thomas einen undefinierbaren Blick zu und suchte fahrig nach seiner Jacke.

Christina hatte sich indessen ihren leicht fleckigen Mantel übergeworfen, fahndete mit hastigen Bewegungen nach ihrer Handtasche und verkündete, noch immer mit hysterisch überkippender Stimme: „Ich geh` zur Polizei, ich zeige dieses Dreckstück an!“

Sie rauschte davon wie eine außer Kontrolle geratene Dampfwalze. Angesichts ihrer Körperfülle war das der einzig zutreffende Vergleich, befand Thomas. Nicht, daß ihm die Analyse dieses Problems in diesem Moment besonders am Herzen lag. Der Gedanke kam eher beiläufig auf.

Sie standen unschlüssig auf dem Hausflur, nun ebenfalls zum Aufbruch bereit, und Thomas hatte nur Augen für den kleinen Dennis, der sich schutzsuchend an die Wand drückte und offensichtlich vollauf damit beschäftigt war, das Erlebte zu verarbeiten. In Carlos verwüstete Zimmer wagten sie nicht einmal einen Blick zu werfen.

„Etwas verunglückt, unser erstes Zusammentreffen, nicht wahr?“ Thomas grinste gequält.

Maike erwiderte das Lächeln nicht. „Für dich wohl nicht so unbedingt“, meinte sie mit klirrender Stimme. Thomas verstand die Andeutung, und er preßte ärgerlich und zugleich schuldbewußt die Lippen zusammen.

Thorsten wußte mit der spannungsgeladenen Atmosphäre nichts anzufangen. Im übrigen war sein Bedarf an Auseinandersetzungen für heute gedeckt. „Wir sollten nach Hause gehen“, meinte er etwas lahm zu seinem kleinen Bruder. Dennis nickte nur.

Kurz vor der Haustür hielt der Junge inne. Langsam wandte er sich um und musterte Thomas mit einem langen Blick.

„Danke“, sagte Dennis leise und sah ihn aus seinen großen Augen an.

In diesen Augen könnte ich ertrinken. Mein Gott, ich habe bei einem Kind noch nie solche Augen gesehen!

„Wofür?“ Thomas spürte wieder dieses Ziehen.

„Du weißt schon“, entgegnete Dennis unbestimmt und lächelte ihm zu.

Und seine Augen haben auch jetzt nicht mitgelächelt.

Als Thomas wieder zu sich kam, waren Thorsten und Dennis fort.

Im Hintergrund stieß Maike zischend den Atem aus. „Du solltest jetzt besser auch gehen“, sagte sie mit ersticker Stimme.

Thomas nickte nur. Er nahm sie, anders als sonst, nicht einmal in den Arm. Ohne sich noch einmal umzuschauen, verließ er fluchtartig die Wohnung.

Zehn Minuten später saß er im Auto. Und er wußte instinktiv, daß heute etwas passiert war, was sein Leben nachhaltig verändern würde.

Hätte er allerdings geahnt, wie sehr sich sein Leben verändern würde – er hätte sich möglicherweise gewünscht, Dennis nie begegnet zu sein. Er wußte nur eines: Das erste Mal seit Jahren war er nicht nur ein Bißchen verliebt, waren es nicht nur die üblichen Schwärmereien, die ihn beschäftigten und nicht zur Ruhe kommen ließen.

Verliebtsein und *Liebe* waren im Grunde genommen zwei sehr verschiedene Dinge. Das eine konnte, mußte aber nicht notwendigerweise aus dem anderen folgen.

Zum ersten Mal erlebte er, daß er den ersten Schritt, das Verliebtsein, buchstäblich übersprungen hatte. Und dieses geradezu einmalige Erlebnis trug einen Namen: *Dennis*.

Zwei

Lieber Thomas,

ich sitze hier an meinem Schreibtisch, und ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich weiß nicht einmal, was ich denken soll. In meinem Kopf, in meinem Herzen und um mich herum herrscht das Chaos. Mama sitzt seit zwei Stunden im Wohnzimmer und heult. Carlo ist verschwunden, niemand weiß, wo er steckt. Und Papa hockt wahrscheinlich noch immer in seiner dreimal beschissenen Kneipe und zieht sich wahrscheinlich das zehnte beschissene Bier rein. Thorsten hat nicht einmal mehr angerufen. Das kaputte Fenster in Carlos Zimmer haben wir notdürftig abgedichtet. Morgen kommt der Glaser, aber wovon wir ihn bezahlen sollen, ist mir schleierhaft. Warum, zum Teufel, schreibe ich dir das alles? Ist es die Angst davor, endlich zum Thema zu kommen? Das wird es wohl sein. Ich weiß nicht einmal, ob ich diesen Brief jemals abschicken werde. Ich weiß aber ganz bestimmt, daß es nicht der letzte sein wird. Denn Du hattest in der vergangenen Woche recht: Wir müssen reden. Notfalls rede ich erst einmal mit Dir auf diese Weise. So, wie es meine Eltern praktizieren, solange ich zurückdenken kann, ist es jedenfalls verkehrt. Sie versuchen ihre Probleme zu Tode zu schweigen, und tatsächlich kommen dabei stinkende Zombies heraus, um beim Bild zu bleiben. Diese Zombies vergiften das Leben unserer Familie, und das seit vielen Jahren. Carlo ist ein Opfer dieses Schweigens, das weiß ich inzwischen. Ich hasse ihn, aber ich könnte manchmal auch um ihn heulen. Vielleicht ist es nicht nur Haß, vielleicht ist es etwas anderes, das noch übrig geblieben ist. Er ist immerhin mein Bruder, auch wenn ich es manchmal vergessen möchte.

Du hast mal gesagt, daß er für sein Verhalten zwar Verantwortung tragen muß, aber letztendlich nichts dafür kann. Alle Achtung: Du magst ihn auch nicht, und trotzdem ringst Du Dir solche Zugeständnisse ab. Vielleicht ist es aber auch, Entschuldigung, das übliche Pädagogengewäsch.

Na gut, das alles wird Dich im Moment ohnehin nicht interessieren. Ich glaube sehr genau zu wissen, um was Deine Gedanken jetzt kreisen. Oder besser: um *wen*. Und das macht mich krank. In wenigen Tagen beginnen die Abitursprüfungen, und ich fühle mich nur noch schlecht, wie ein ausgewrungener Putzlappen. Ich könnte stundenlang heulen und gleichzeitig alles um mich herum kaputtschlagen. Warum? Es wird mir alles zuviel. Meine abartige Familie, die Schule, meine Angst, nach dieser Scheiße von heute nachmittag Thorsten zu verlieren, bevor ich ihn überhaupt richtig kennengelernt habe (er lebt selbst in einer absoluten Chaotenfamilie, und ich glaube nicht, daß er da auch noch unsere gebrauchen kann) – ja, und Du. Auch Du wirst mir zuviel. Auch Du machst mich krank. Aber Du bist der einzige, mit dem ich darüber reden sollte, wahrscheinlich sogar der einzige, mit dem ich darüber reden *könnte*. Ob ich es aber wirklich kann? Deshalb dieser Brief, der Dich vielleicht nie erreichen wird, weil ich ihn möglicherweise noch heute nacht wieder zerreißen werde. Ich sollte es aber eigentlich können, mit Dir zu reden, meine ich, denn ich liebe Dich immer noch. Es wäre wahrscheinlich einfacher, wenn ich Dich hassen könnte. Dann erieltest Du auch die einzig richtige Antwort auf Dein Verhalten von heute nachmittag. Ich habe sehr genau registriert, wie Du Dennis schöne Augen gemacht hast. Du verdammtes Arschloch! Weißt Du überhaupt, was Du mir damit antust? Antun könntest? Hast Du auch nur eine Sekunde darüber nachgedacht, daß Du mein Leben zerstören könntest? Mist, jetzt heule ich, es kommt wie ein Wasserfall, ich mache erst mal Schluß.

Da bin ich wieder. Ich habe zwei Stunden gebraucht, um mich zu beruhigen. Thomas, ich habe vorhin viel Mist geschrieben, verzeihe mir. Es war die Angst, die mich so unglaublich wütend werden ließ. Verstehst Du meine Angst? Wahrscheinlich nicht. Du verstehst sie vermutlich deshalb nicht, weil wir beide einen großen Fehler gemacht haben. Nein, stimmt nicht ganz, den Schuh muß im wesentlichen ich mir anziehen. Du hast oft genug versucht, mit mir über diese Zeit damals zu sprechen. Ich habe blockiert, das letzte Mal in der vergangenen Woche. Aber es bringt nichts, weiter zu blockieren. Du hattest recht, wir müssen *miteinander* und vor allem auch *darüber* ins Gespräch kommen. Aber wie?

Du quälst Dich mit Schuldgefühlen, das habe ich sehr genau gespürt in all den vergangenen Jahren seit Deiner Entlassung aus dem Gefängnis. Besonders deutlich wurde mir das in der vergangenen Woche, nachdem wir mal wieder eine unserer vielen kleinen Auseinandersetzungen gehabt hatten. Du hast mir indirekt eine Frage gestellt, und ich weiß, wie wichtig Dir die Antwort ist. Und wieviel Angst Du gleichzeitig vor dieser Antwort hast. Darf ich ehrlich sein? Ich bin mir über diese Antwort selbst nicht im Klaren. Und, das kommt hinzu, das Diskutieren über Gefühle habe ich nie richtig gelernt. Soweit ich es dennoch kann, habe ich das Dir zu verdanken,

und das werde ich Dir nie vergessen. Aber jetzt geht es um *uns*, lieber Thomas. Und das macht die Sache eben auch so ungeheuer schwer.

Mir schwirrt im Augenblick sehr viel durch den Kopf. Es ist wie eine kleine Zeitreise. Als du damals zum ersten Male in unserer Familie aufgetaucht bist – ich werde diesen Moment nie vergessen – warst du für mich einfach nur ein Lehrer, der wegen Carlo kam. Du hast nicht lange um den heißen Brei herumgeredet. Während ich mich vor allem darüber geärgert habe, daß Deinetwegen der Fernseher ausgeschaltet werden mußte, hast du die Dinge, die zu klären waren, innerhalb von zehn Minuten geklärt. Sogar ich mit meinen acht, fast neun Jahren habe Deine natürliche Autorität wahrgenommen, die Du damals noch ausgestrahlt hast – und von der sogar bis heute ein wenig übrig geblieben ist. Meine Eltern, das weiß ich mittlerweile, waren völlig eingeschüchtert, sie waren Dir von vornherein unterlegen, und sie wagten nicht den geringsten Widerspruch. Nach zehn Minuten hatten sie sich Deiner Meinung angeschlossen: Carlo gehört in eine Sonderschule, „Punkt und Schluß“, wie Du immer sagst.

Aber waren sie wirklich Deiner Meinung? Hatten sie überhaupt eine Meinung? Hatten sie jemals eine *eigene* Meinung? Diese Frage stelle ich mir heute häufiger, denn das könnte auch erklären, warum sie in den Jahren „danach“ geschwiegen haben. Im Grunde genommen fühlen sie noch heute einen ungeheuren Respekt vor Dir, und das liegt in Deiner Persönlichkeit begründet. Wohlgemerkt: Du solltest Dich jetzt nicht geschmeichelt fühlen, ein Kompliment ist das beileibe nicht. Und auch wieder doch. Denn einerseits sehe ich, daß Du Menschen manipulieren kannst und es oft genug auch tust oder getan hast, auf der anderen Seite sehe ich aber auch das Positive in dieser Ausstrahlung und in dieser Autorität. Und als Achtjährige war ich noch nicht in der Lage, Menschen differenziert wahrzunehmen. Kinder lassen sich auf solche Signale ganz anders ein als Erwachsene. Sie gehorchen ihren Instinkten und nur selten ihrem Verstand, der sich ja noch in der Entwicklung befindet. Einiges von dem, was ich Dir jetzt schreibe, ist mir erst vor Monaten klar geworden, seitdem ich mich in unserem Psychologie-Grundkurs mit solchen Fragen und solchen Mechanismen beschäftige.

So gesehen, hast Du mich wohl bereits bei diesem allerersten Besuch ungeheuer beeindruckt. Du hast etwas symbolisiert und besessen, das meinem Vater völlig abging und heute mehr denn je fehlt, obwohl ich ihn sicherlich liebe und er kein schlechter Mensch ist: Stärke, Konsequenz und dennoch Wärme. Nicht nur Jungen benötigen den Vater als Leitfigur, als Orientierung und als Reibungsfläche. Auch Mädchen brauchen ihn, wenn auch auf andere Weise. Bei Carlo sehen wir heute das Resultat einer Kindheit, in der es eine solche Vaterfigur nie gegeben hat. Und bei mir?

Dein Auftreten und mein emotionales Vakuum – Du hattest von Anfang an leichtes Spiel mit mir. Während Deines ersten Besuchs ärgerte ich mich noch, daß sich nun alles um Dich drehte. Gott, die Beflissenheit, mit der Dir meine Mutter den Kaffee brachte! Aber ohne mir dessen schon damals bewußt zu sein, war ich fasziniert von Dir. Du hast uns von nun an regelmäßig besucht, und ich freute mich von Mal zu Mal mehr darauf. Ich

brachte allerdings nicht den Mut auf, Dir zu zeigen, wie sehr ich Deine Anwesenheit genoß. Wie sehr ich es genoß, daß Du Dich vor allem mit mir unterhalten hast, mir zugehört hast, echtes Interesse gezeigt hast. Also alles das getan hast, was meine Eltern vermissen ließen – ob aus Gleichgültigkeit oder Unvermögen, spielt hier erst mal keine Rolle.

Und dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen: *Der kommt meinetwegen!*, dachte ich eines Nachmittags und war von dieser Erkenntnis wie erschlagen. Doof war ich auch als Achtjährige nicht, mein Lieber. Sogar mir fiel nach kurzer Zeit schon auf, wie sehr Dir das hohle Geblubber meiner Eltern auf den Geist ging. Mit welcher Hartnäckigkeit Du das Gespräch immer wieder auf mich gebracht hast und dabei deutlich zu verstehen gabst, daß Du nicht *über* mich, sondern *mit mir* reden wolltest. Und als ich das endlich begriffen hatte, suchte ich nun auch die körperliche Nähe zu Dir.

Ich mußte eben einen Moment innehalten, denn erneut habe ich geheult. Es ist alles wieder präsent, so, als sei es erst gestern geschehen. Als kleines Mädchen konnte ich bestimmte Bedürfnisse nicht verbalisieren, aber es waren exakt die Bedürfnisse, die wohl alle Kinder verspüren: Ich wollte hin und wieder mal gestreichelt und in den Arm genommen werden. Also nichts Ungewöhnliches, und normalerweise bekommen Kinder das ja auch zur Genüge – zumindest in „normalen“ Familien, denke ich mir. Aber ich? Oder Carlo? Vielleicht war das anders, als wir Säuglinge oder Kleinkinder waren, aber diese Zeit liegt wie in einem dichten Nebel. Meine Kindheitserinnerungen beschränken sich im wesentlichen darauf, daß wir zwar alles bekamen, von einem tollen Kinderzimmer bis hin zu vielen Weihnachts- und Geburtstagsgeschenken, und es fehlte uns, so schien es, an nichts; aber heute weiß ich, daß das ein Trugschluß war.

Na ja, ich begann Dich zu lieben. Wie ein kleines Mädchen eben einen Erwachsenen liebt. Und ich begann mir zu wünschen, von Dir in den Arm genommen zu werden. Ich habe abends sogar davon geträumt.

Eines Tages *hast* Du mich dann in den Arm genommen. Weißt Du eigentlich, was Du damit bei mir ausgelöst hast? Erinnerst Du Dich noch, wie stocksteif ich in Deinen Armen hing? Ich wollte diese Umarmung erwidern, aber ich wußte nicht, wie man das macht. Stelle Dir vor: Ich, die angeblich so hochintelligente Achtjährige, wußte nicht, wie man einen Menschen richtig umarmt!

Du kennst mich ganz gut, und Du weißt, wie verhaßt mir Selbstmitleid ist. Auch Dein Selbstmitleid, so sehr ich es vielleicht verstehen kann, geht mir zunehmend auf die Nerven. Aber das nur nebenbei. Ich betone das, um die Tränen, die seit zehn Minuten fließen, irgendwie zu rechtfertigen, obwohl es eigentlich nichts gibt, was ich *Dir* gegenüber zu rechtfertigen habe. Aber seit zehn Minuten weine ich um die kleine Maike, die ich einmal war. Daran erkennst Du, wie überfällig dieser Dialog zwischen uns ist: Erst seit zehn Minuten weiß ich nämlich definitiv, was man der kleinen Maike angetan hat. Ein Kind, das sich Zärtlichkeit wünscht und gleichzeitig nicht weiß, was Zärtlichkeit ist, weil es ihm von niemandem beigebracht oder auch nur gezeigt wurde, wird nicht weniger mißhandelt als ein Kind, das ständig Prügel bekommt. Das weiß ich jetzt. Nein, geschlagen wurde ich im Ge-

gensatz zu Carlo so gut wie nie. Nicht mal das, muß ich wohl hinzufügen. Vielleicht wäre es ja schon ein Fortschritt gewesen, wenigstens mal geschlagen oder getreten zu werden.

Und nun weiß ich nicht mehr, wohin mit meiner Wut und mit meinem Schmerz, denn mein Verstand verbietet es mir, Mama oder Papa dafür verantwortlich zu machen, daß ich als Kind weder die eine noch die andere Form der „Zuwendung“ (jajwohl, auch Prügel können Zuwendung sein – aber das weißt Du als Pädagoge besser als ich!) erhalten habe. Ich kenne die Kindheitsgeschichte der beiden, sie können nichts dafür. Und was jetzt? Aber lassen wir das, auch darum geht es mir heute nicht.

Du hast mich damals in eine unendliche Verwirrung gestürzt. Abwehr und Wohlbehagen – beide Gefühle auf einmal. Angst vor etwas Neuem. Profane Zärtlichkeit als unbekanntes Terrain, als großes Abenteuer, auf das man sich schon als Kind einlassen muß wie auf eine Forschungsreise in den tiefsten Urwald? Scheiße!

Du warst erschrocken über meine Reaktion, das habe ich sehr wohl bemerkt. Du warst sogar ein wenig gekränkt, glaube ich. Jedenfalls hatte ich ein schlechtes Gewissen nach dieser verunglückten Umarmung, regelrechte Schuldgefühle – denn Dich zu verletzen, das war das Allerletzte, was ich wollte. Ich hatte Angst davor, Dich zu verlieren. Wahnsinn, nicht? Ich begann Verantwortung für etwas zu übernehmen, wofür ich überhaupt keine Verantwortung übernehmen konnte. Meine eigenen Gefühle und Ängste hier, der Wunsch, Dich nicht zu verletzen, dort – ein Teufelskreis, der sich nun zu drehen begann. Und, lieber Thomas, ich fürchte fast, daß das auch die Basis für die Dinge war, die sich später zwischen uns abgespielt haben. Ich befürchte es, aber ich weiß es nicht definitiv. Aber wenn dem so ist, dann hast Du Deine Antwort, und sie wird Dir nicht gefallen: In diesem Fall müßte man das dann wohl als sexuellen Mißbrauch bezeichnen.

Aber war es wirklich so? Verstehst Du, wie durcheinander ich bin? Nein, Du Idiot, ich glaube, Du verstehst immer noch nicht. Ich sehe Dich förmlich, wie Du rauchend vor diesem Brief sitzt, einerseits betreten und andererseits empört, und im Geiste schon an einer geharnischten Antwort bastelst, die zunächst und in erster Linie aus Trotz, Rechtfertigung und gekränkter Eitelkeit besteht. Und Du könntest nicht einmal etwas dafür, denn auch Du bist ein Produkt der Umstände, von mir aus auch Deiner Gene, wenn Pädophilie denn genetisch bedingt ist – woran ich auch nicht glaube, aber lassen wir das jetzt. Darum geht es im Moment auch nicht.

Es gab dann zwei Schlüsselszenen, an die Du Dich möglicherweise auch noch erinnerst. Ich war krank, und Du hast mich besucht. Es war wunderschön, Dich mit besorgten Augen an meinem Bett sitzen zu sehen. Und dann diese fürchterlichen Fieberträume, von denen ich gar nicht mehr weiß, welchen Inhalts sie waren. Ist auch egal. Plötzlich spürte ich, wie Du mich in Deinen Armen hieltest und mich gestreichelt hast. Es war so schön, daß ich allein bei dieser Erinnerung wieder das Heulen kriegen könnte. Und da es so ist, weiß ich auch nicht wirklich, ob Du mich später sexuell *mißbraucht* hast, denn dieses wunderschöne Erlebnis würde ja dann wohl durch die „schlimmen“ Erlebnisse ausgelöscht werden, an Bedeutung verlieren oder sogar eine völlig andere Bedeutung

bekommen: Vielleicht war es schon die Vorbereitung zum Mißbrauch, so, wie man es in der Fachliteratur nachlesen kann? Und ich habe in den vergangenen Jahren viel darüber gelesen, Du weißt es nur nicht. Und da konnte ich es plötzlich auch: Dein Streicheln und Deine Umarmung erwidern. Gleichsam, als hättest Du bei mir einen Panzer geknackt. Vielleicht wußte ich intuitiv doch, was Zärtlichkeit ist. Falls ich es wußte und damit meine Ausführungen von vorhin negiere, so mache Dir nichts daraus. Dieser Widerspruch ist nur einer von scheinbar Millionen von Widersprüchen, die derzeit in mir toben und mich fast verrückt werden lassen. Tatsache ist, daß ich wirklich glaube, vorher nie gewußt zu haben, was Zärtlichkeit ist, wie man sie „richtig“ empfängt und „richtig“ (?) gibt oder zurückgibt. Tatsache ist aber auch, daß ich es plötzlich doch wußte. Dieser winzige und eigentlich recht bedeutungslose Aspekt könnte eine wichtige Rolle spielen bei der Frage, inwieweit Du mich später dann *mißbraucht* hast. Erwarte aber nicht von mir, daß ich jetzt diejenige bin, die das zu analysieren hat. Das, was ich hier mit verheulten Augen zusammenschmiere, sind eigentlich Überlegungen, die Du anzustellen hättest. Aber vielleicht tue ich Dir ja unrecht, vielleicht denkst Du in ähnlichen Bahnen, vielleicht auch deshalb Deine Schuldgefühle.

Das zweite Schlüsselerebnis würden Fachleute (?) noch deutlicher als Vorbereitung zum sexuellen Mißbrauch bewerten. Da hatte ich eines Tages in der Schule das Wort von der Selbstbefriedigung aufgeschnappt. Ein Junge war es, und er hat es wohl auch anders genannt. Aber nicht erklärt, um was es sich dabei handelt. Ich doofe Kuh habe dann ausgerechnet Dich gefragt, was dieses Wort bedeutet, denn ich konnte mir absolut nichts darunter vorstellen.

Klar, Du hast es mir astrein erklärt. Den Vorgang beim Jungen beschrieben – und das fand ich alles reichlich seltsam und auch zum Lachen. Folglich bezog ich dieses Wort gar nicht auf mich. Aber dann Deine ausführlichen (!) Erläuterungen zur Selbstbefriedigung bei Mädchen – und da wurde ich hellhörig. Ich erkannte plötzlich, daß es jetzt um etwas ging, das auch mich betraf. Denn selbstverständlich habe ich mich als kleines Mädchen schon mal zwischen den Beinen und an der Muschi gestreichelt, das aber nie mit dem Wort „Sex“ in Verbindung gebracht. Selbstverständlich weiß ich auch, daß Kinder sexuelle Wesen sind, und wer etwas anderes behauptet, ist ein Dummschwätzer. Aber, wie gesagt: Diesen Zusammenhang, den Du da plötzlich (ja, mit durchaus kindgerechten Worten, das sei Dir zugestanden) hergestellt hast, fand ich höchst interessant, und er war neu für mich. Etwas, das ich bis dahin nur unbewußt getan hatte, bekam plötzlich einen anderen Stellenwert. Und während Du mir, der aufmerksam lauschenden Göre, das so richtig ausführlich erklärt hast, empfand ich plötzlich etwas, von dem ich heute weiß, daß es zunehmende Erregung, ja, Geilheit war. Und Du Schwein hast genau das beabsichtigt, nicht wahr? Auch Du hast Dich auf diese Weise geil geredet, nicht wahr? Hätte ich damals mehr Ahnung gehabt, wäre mir garantiert eine dicke Beule in Deiner Hose aufgefallen. Aber ich hatte keine Ahnung, und das hast Du gezielt ausgenutzt. Das, was dann passierte, hast Du wohl auch beabsichtigt. Ich habe mich abends im Bett erstmals sehr bewußt selbst befriedigt, meinen nackten Körper gestreichelt, dabei im

Geiste förmlich Deine ruhige Stimme und Deine „Anweisungen“ gehört – und ich bin mehrmals zum Orgasmus gekommen. Und zwar sehr heftig. Und ich bin sicher, daß Du Mistkerl abends in Deinem Bett gelegen und Dir genau das vorgestellt und Dir dabei auch einen runtergeholt hast. Oder?

Die eine Hälfte meines Inneren könnte bei dieser Vorstellung das Kotzen kriegen. Ich weiß mittlerweile, daß Du mich damit bereits „reif“ gemacht und somit mißbraucht hast. Darüber habe ich in den vergangenen vier Jahren genug gelesen. Die andere Hälfte, das ist die, in der der Verstand komplett auszusetzen scheint, brüllt dagegen an: *Na und? Selbst, wenn es so war: Was ist daran so schlimm? Entscheidend ist doch, wie ich es damals empfunden habe – oder?*

Nein, so einfach ist es dann doch nicht, brüllt die andere Hälfte zurück. *Du wurdest benutzt, und das ist am Ende das Entscheidende.* Und diese Gewißheit macht mich fertig, Thomas. Schließlich war ich damals noch nicht in der Lage, dieses Spiel zu durchschauen. Heute bin ich es. Und ich leide darunter. Vor allem leide ich darunter, daß ich in jener Nacht einen immer heftiger werdenden Wunsch verspürte: daß Du mich auf diese Weise streicheln würdest, denn das wäre die Krönung dessen gewesen, was ich bei Deinen Umarmungen und Streicheleien ohnehin schon empfunden hatte. Diese Geborgenheit, dieses Aufgehobensein, dieses völlige Vertrauen. Als Achtjährige hat man noch kein so ausgeprägtes Schamgefühl, und das war ein weiterer Schwachpunkt, den Du Dir zunutze gemacht hast.

Ich befriedigte mich von da an bei jeder Gelegenheit, immer exzessiver, immer häufiger. Es war schlimm, so sehe ich es heute, aber es war so. Heute weiß ich, daß ich auf diese Weise mein unglaubliches Defizit an Zärtlichkeit auszugleichen versuchte. Die Selbstbefriedigung und der Höhepunkt standen am Ende für den Begriff Zärtlichkeit schlechthin, denn eine andere Variante, eine nichtsexuelle, hatte ich ja nie kennengelernt. Jedenfalls nicht in dem Maße, wie ich es gebraucht hätte. Verstehst Du, was ich meine? Verstehst Du auch, daß Du mich in diese Abhängigkeit vom Orgasmus (wie anders soll ich es nennen!) förmlich hineingetrieben hast, denn Du hast regelmäßig mit viel List und Tücke das Gespräch darauf gebracht, mich mehr oder weniger sogar ermuntert, Dir Einzelheiten zu erzählen, die Dich eigentlich gar nichts angingen? Du hast mich über diese Grenze gezerrt, die man bei einem Kind zu respektieren hat, und wenn es diese Grenze nicht gab, so hättest Du mir als wirklicher Freund helfen müssen, sie zu errichten. Das war doch nicht mehr normal, wie ich mich verhielt! Es war nicht mehr normal, daß ich mir heimlich die Klitoris rieb, während Du mir eine Gutenachtgeschichte erzähltest, in der krankhaften Hoffnung, daß Du das endlich bemerken und nun Deinerseits zulangen würdest. Du hast mich zusätzlich manipuliert, indem Du mir nachher beim Streicheln unter die Pyjamajacke gegangen bist und ich fast explodiert bin, als Du Deine Finger über meinen nackten Rücken wandern ließest. Willst Du etwa behaupten, daß Du wirklich nichts Böses dabei im Schilde geführt hast? Du wußtest doch ganz genau, was Du mir damit angetan hast. Oder?

Und Du wußtest auch, daß ich gar nicht anders mehr konnte und Dir deshalb eines Tages genau die Frage gestellt habe, auf die Du hingearbeitet hast: ob ich bei Dir schlafen dürfte. Meine Eltern, der Teufel soll sie holen, hatten natürlich nichts dagegen. Sie hätten mich schützen und mich deshalb zurückhalten müssen. Aber es interessierte sie nicht. Sie haben sich nie wirklich für das interessiert, was ich fühlte und fühle, was ich dachte und denke und wo ich vielleicht Grenzen gebraucht hätte, die nur sie ziehen konnten. Dafür, verflucht noch einmal, waren sie schließlich meine Eltern, sie hätten die Pflicht gehabt, genau das zu tun!

Natürlich kam es bei Dir in der Wohnung dann zum Unvermeidlichen. Natürlich kroch ich abends zu Dir ins Bett, natürlich bat ich Dich darum, mich zu streicheln, und natürlich nahm ich dann Deine Hand und legte sie zwischen meine Beine. Der Rest ergab sich wie von selbst. Auf Deinem nackten Körper und in Deinen Armen zu liegen, war ein Erlebnis, das aus meiner damaligen Sicht mit dem Wort „Paradies“ nur ungenügend beschrieben gewesen wäre. Natürlich hast Du recht, wenn Du in meinem Fall das Argument bringen würdest, das viele Pädophile zu bringen scheinen, wie ich mal gelesen habe: „Sie wollte es ja so, es war kein Zwang, keine Gewalt im Spiel“. Richtig. Denn die Gewalt, die Du mir angetan hast, sah man nicht. Ich habe sie damals nicht als Gewalt empfunden, weil ich damals nicht wußte, wie viele unterschiedliche Formen der Gewalt es gibt – auch die strukturelle Gewalt, die psychische Gewalt eben, die durch das Herstellen und Ausnutzen einer Abhängigkeit ausgeübt wird. Heute weiß ich es, denn ich habe genug darüber gelesen. Und heute wird mir nur noch schlecht, wenn ich an diese Zeit zurückdenke.

Natürlich fand ich es beim ersten Mal nicht so toll, daß Du Deinen Samen auf meinen Rücken abgegeben hast. Aber ich fühlte mich geschmeichelt, daß Du ebenso tolle und intensive Gefühle in meinem Beisein durchleben konntest wie umgekehrt ich in Deinem Beisein. Es folgten die glücklichsten zwei Jahre meines Lebens. Heute weiß ich, wie sehr ich von Dir benutzt wurde. Und das gibt diesen zwei Jahren nicht nur einen schalen Beigeschmack – es gibt mir die Gewißheit, daß der Preis, den ich für dieses scheinbare Glück bezahlt habe, zu hoch war. Als dann noch Knut ins Spiel kam ... Scheiße, ich muß schon wieder heulen.

Da bin ich wieder. Es ist inzwischen fünf Uhr morgens. Eigentlich beginnt in drei Stunden der Unterricht, aber ich lasse es heute bleiben. Ich bin nicht in der Stimmung für Biologie. Carlo ist immer noch verschwunden, und Mama liegt im Wohnzimmer und schnarcht. Papa? Weiß nicht, wo der ist. Wahrscheinlich wieder im Puff. Ist mir auch egal.

Ich mußte eben die ganze Zeit an Knut denken. Nein, ich weiß nicht mehr so genau, wie er aussah. Ein süßer kleiner Lockenkopf, der mich ziemlich gekonnt vögelte. Das weiß ich noch. Das war auch toll. War es das wirklich? Ich war elf und ließ mich von einem Zehnjährigen bumsen. Und Du hast dabei zugeguckt. Wie widerlich das war, ist mir erst seit wenigen Jahren klar. Damals fand ich es lediglich schlimm, daß Du Dir Deinen Höhepunkt dann mit *seiner* Hilfe geholt hast. Da habe ich Dir eine gescheuert, das weiß ich noch. Ich, das kleine Mädchen, verpaßte einem Erwachsenen eine Backpfeife. Du hast ausgesprochen blöde aus der Wäsche ge-

schaust und dann kommentarlos das Zimmer verlassen. Hätte ich es nur früher getan, ich meine, Dir eine zu kleben... Damals glaubte ich noch: Diese schönen Gefühle gehören nur Dir und mir. Warum jetzt dieser Junge? Warst Du in Wirklichkeit schwul? Hattest Du mich zwei Jahre lang belogen und betrogen, mir eine Liebe vorgespielt, die es gar nicht gab, denn offenbar brachtest Du Knut die gleichen Gefühle entgegen, und so etwas war aus meiner damaligen Sicht nicht teilbar? Das waren meine Gedanken in jenem anderen Leben, in dem ich noch die doofe kleine Maike war. Okay, heute weiß ich es besser, aber dadurch wird die Sache nur schlimmer. Heute weiß ich, daß Du schon damals einfach nur krank warst und Kinder für Dich Gegenstände waren, die Du benutzt hast wie andere Leute die Gabel zum Essen. Und Du bist immer noch krank, noch kranker sogar als damals. Die Polizei war auch bei uns, aber ich habe Dich nicht verraten. So schlimm fand ich es schließlich nicht, was wir getan hatten. Falsch: Ich fand es überhaupt nicht schlimm, ich fand es sogar toll. Knut habe ich dafür gehabt, denn er hatte Dich mir erst im Bett und später nicht nur dort weggenommen – er brachte Dich ins Gefängnis.

Mit Mama und Papa habe ich über diese Dinge nie reden können. Papa wollte es vielleicht, aber er konnte es nicht. Er hat damals viel gesoffen, vor allem, als die Sache groß in der Zeitung stand. Ja, und da stand auch etwas von Pädophilie, von Kinderschändern und so. Du wurdest als Pädophiler und Kinderschänder bezeichnet. Als ich dann vierzehn war, wollte ich endlich mehr darüber wissen. Und heute weiß ich alles – und heute weiß ich, daß Du mich um einen wichtigen Teil meiner Kindheit betrogen hast. Gleichzeitig kann ich nicht vergessen, wie geborgen ich mich damals bei Dir gefühlt habe. Ich liebte Dich. Und die Besuche im Knast haben es noch schlimmer gemacht. Als Du versucht hast, Dich mit Hilfe eines Reinigungsmittels selbst umzubringen, bin ich vor Angst um Dich und wegen meiner Schuldgefühle fast zugrundegegangen. All diese Widersprüche sind bis heute geblieben, Thomas. Und seitdem ich weiß, daß Deine Perversion eine schwere Krankheit ist, und seitdem ich weiß, daß ich mal ein Teil dieser Krankheit war, weiß ich auch, daß ich Dich nicht im Stich lassen kann. Dich nicht im Stich lassen will. Denn ich liebe Dich. Das hast Du damals geschafft: mich so einzuwickeln, daß ich Dich heute noch liebe. Und das ist mein Schaden, den ich aus dieser Beziehung davontrage und für den ich Dich andererseits wieder hasse.

Es war und ist unerträglich für mich, mitanzusehen zu müssen, daß Du an dieser Krankheit nicht arbeitest, daß Du nicht einmal versuchst, sie in den Griff zu kriegen. Dieser Zwölfjährige, den Du „liebst“ – wie heißt er doch gleich? Markus, nicht wahr? Willst Du auch den kaputt machen?

Und dann gestern diese Sache mit Dennis. Sie war es letztlich, die dazu führte, daß ich Dir mit über einem halben Jahrzehnt Verspätung diesen Brief schreibe. Bei Dennis erkenne ich mich in so vielen Punkten wieder. Auch er durchleidet eine Hölle. Seine Familie ist dreimal schlimmer als die unsere – ja, diese Steigerung ist noch möglich, Du wirst es nicht glauben. Auch er ist also ein geradezu prädestiniertes Opfer für Pädophile. Und nun droht er ausgerechnet *Dein* Opfer zu werden. Ich habe Dich beobachtet, mein Lieber. Ich bin nicht blind! Falls

Du Dich auch an ihm vergreifst, weiß ich nicht mehr, was ich tun soll. Einerseits spüre ich, wie sehr dem Kleinen mit einer solchen Beziehung geholfen wäre – ich weiß es von mir, ich habe es damals auch so empfunden. Gerade auch, weil ich Dich kenne und sehr genau weiß, was Du ihm geben könntest. Auf der anderen Seite weiß ich, wie er eine solche Beziehung später bewerten wird. Ich kenne Dennis inzwischen ein bißchen. Er ist in diesem Schrotthaufen, der sich seine Familie nennt, neben Thorsten so etwas wie ein strahlender Leuchtturm. Weißt Du, daß bei Dennis ein Intelligenzquotient von einhundertachtunddreißig ermittelt wurde? Willst Du verantworten, daß er demzufolge die Sache irgendwann auch peilt und dann ebenfalls auf der Strecke bleibt? Wie viele zerstörte Kinderleben sollen Deinen Weg denn noch pflastern?

Und dann die Gefahr, der Du mich aussetzt. Ich weiß, wie Du veranlagt bist. Ich hätte folglich die Pflicht, alles zu tun, Dennis von Dir fernzuhalten und Dich notfalls sogar anzuzeigen. Täte ich es nicht, müßte mit der Gewißheit leben, Mitschuld an dem zu tragen, was Du Dennis mit Sicherheit irgendwann antun wirst. Und käme die Sache dann raus, werde ich als Mitwisserin nicht nur strafrechtlich zur Verantwortung gezogen, ich würde auch Thorsten verlieren, der es mir nie verzeihen könnte, daß ich seinen kleinen Bruder nicht vor Dir, dem Kinderschänder, geschützt habe.

Ich müßte es also verhindern. Aber ich weiß: Unternehme ich jetzt etwas, bleibst *Du* auf der Strecke. Ich sehe in Deine Augen und nehme diesen grausamen Schmerz wahr, der in Dir tobt. Diese Sehnsucht. Dieses Leiden. Ich kann Deine Gefühle, und das macht die Sache so verwickelt, manchmal nur zu gut nachvollziehen. In diesen Momenten erblicke ich in Dir einen Spiegel, nämlich mich selbst, zu einer Zeit, als ich acht Jahre alt war und auch um Liebe und Zärtlichkeit bettelte. Aber *Deine* Zärtlichkeit, die zu geben Du leider nur imstande bist, ist eine andere, und auf die Liebe, die Du Dir wünschst, hast Du kein Recht, denn sie zerstört Kinderleben. Fazit: Eigentlich müßte ich mich jetzt entscheiden zwischen Deinem Leben und dem Leben von Dennis.

In diesem Dilemma stecke ich nun, und keiner hilft mir da raus. Thomas, mir bleibt zum Schluß nur eine Erkenntnis, und die ist so grausam, daß ich schreiend gegen eine Wand laufen möchte. Warum hast Du Dich damals im Knast so dämlich angestellt? Warum mußtest Du gerettet werden? Warum, verflucht, bringst Du Dich nicht *endlich* um? Mein Leben hast Du ohnehin zerstört, und mit den Schuldgefühlen, die Dein Selbstmord bei mir auslösen würde, werde ich wohl auch noch fertig. Zumindest käme es angesichts meiner Zerrissenheit auf ein paar mehr oder weniger beschissene Gefühle, die vielleicht auch mich mal das Leben kosten werden, nicht mehr an. Aber Du hättest endlich Deinen Frieden, und Du würdest kein Kinderleben mehr ruinieren können.

Mein Gott, ich wußte gar nicht, daß ich noch so viele Tränen weinen kann. Ich kann nicht mehr. Bis bald.

Deine Maike

Drei

Nach einer Woche mußte sich Thomas eingestehen, daß wirklich etwas nicht in Ordnung war. Seit der Begegnung mit Dennis geriet der Alltag vollends aus den Fugen. Die großen, traurigen Augen des Jungen gingen ihm nicht aus dem Sinn. Sie starrten ihm vom Monitor seines Computers entgegen, sobald er mit den besten Absichten an die Arbeit ging und dann feststellen mußte, daß ihn sein Broterwerb und die damit verbundenen Pflichten zunehmend gleichgültig ließen. Sie verfolgten ihn den Schlaf, den er ohnehin erst in den frühen Morgenstunden fand. Und sie blickten ihm als erstes entgegen, sobald er nach unruhigem Schlummer erwachte und feststellen mußte, daß die intensiv erlebte Umarmung mit „seinem“ kleinen Dennis nichts als ein wunderschöner, aber doch schmerzhafter Traum war. Er verflüchtigte sich in dem Maße, wie er die Wärme seiner Bettdecke als Gefängnis empfand, die seine vormals vorhandene Kreativität, mit der er früher in den Tag gestartet war, buchstäblich zu ersticken drohte.

Diese Träume entbehrten schon deshalb nicht einer gewissen Lächerlichkeit, weil er dem Jungen gerade mal für die Dauer einer halben Stunde begegnet war. War es wirklich die große Liebe? Oder nicht doch nur ein schwärmerisches Verliebtsein? Oder gar nur die Geilheit, wie er sich schuldbewußt fragte? Natürlich träumte er auch von dem Körper des Jungen, und er malte sich aus, den nackten Dennis in den Armen zu halten und ihn mit jeder Faser des eigenen Körpers zu spüren. Und was er als besonders peinlich empfand, denn solche abstrusen Wunschphantasien hatte er sich in der Vergangenheit allenfalls im Zusammenhang mit Maïke erlaubt (und leider auch bei ihr nie so realisieren können, wie es ihm diese Phantasien als Idealvorstellung vorgaukelten): Er gab sich zuweilen ausgesprochen genußvoll der Illusion hin, mit dem nackten Dennis in Form eines intensiven Zungenkusses zu verschmelzen. Dachte er dann freilich an Knut zurück, erschien ihm diese Vorstellung geradezu absurd. „Der hätte mir den Vogel gezeigt“, brummte Thomas vor sich hin, als er sich rasierte. Küsse zwischen Junge und Mann - das ist doch *schwul*. Streicheln, Oral- und sogar Analverkehr – einverstanden, Knut hatte damals wirklich nichts ausgelassen in seiner Experimentierfreude. Aber Küssen? Er sah den kleinen Kerl förmlich vor sich, wie er ihn entrüstet zurückwies: „Ich bin doch nicht schwul!“

Thomas grinste bitter, spülte den Rasierpinsel aus und stieg schwerfällig in die Badewanne, um sein tägliches Duschbad zu nehmen. Aus der Küche drang mißtönend das Pfeifen des antiquierten Wasserkessels, mit dem er seinen Kaffee zu kochen pflegte. Es kümmerte ihn nicht. Behaglich grunzend ließ er das brühend heiße Wasser auf seinen Leib prasseln. Immerhin, in diesem Punkt tat ihm Maïke bitter Unrecht: Er verwahrloste mitnichten, denn sonst würde er inzwischen sogar auf die morgendliche Reinigungsprozedur verzichten. Gebirge von nicht gespültem Geschirr symbolisierten in seinen Augen allenfalls eine gesunde Einstellung zu den Prioritäten des Lebens. Eine wabernde Aura aus Schweiß und ähnlichen Unerfreulichkeiten zu verströmen, war hingegen eine andere Sache, und da galt es dann schon beizeiten eine Grenze zu ziehen; in seinem Fall bestand diese Grenze

darin, allmorgendlich für mindestens eine halbe Stunde das Bad in Beschlag zu nehmen und auch sorgfältig darauf zu achten, daß frische Wäsche und Oberhemden das Resultat dieser Zeremonie nicht gleich wieder zu nichte machten.

Welchen Tag schrieb man heute? Richtig, Mittwoch. Also „Rüdiger-Day“. Der Abend dieses Tages war seit einigen Jahren heilig, und es mußte schon die Welt untergehen oder ein besonders eiliger beruflicher Auftrag dazwischen kommen, um an diesem Ritual etwas zu verändern: Heute abend stand also der wöchentliche Besuch bei Rüdiger an, einem zwar desillusionierten und verbitterten, aber trotzdem lebenswerten Pádo von vierundvierzig Jahren, von dem er wußte, daß er mit ihm bei Bedarf durch dick und dünn gehen würde. Rüdiger vertrat einen Standpunkt, der eine bestechende Logik aufwies: *Ich vermag zwar noch eine ganze Menge zu leisten, aber das, was ich kann, stelle ich garantiert nicht mehr in den Dienst dieser Gesellschaft, die mich zerstört und mir alles genommen hat, was das Leben noch lebenswert macht.* Richtig so. Würde er, Thomas, nicht so viel Wert darauf legen, täglich satt zu werden, hätte er sich diese Einstellung wohl auch zu eigen gemacht. Das Fatale war aber, daß diese Gesellschaft für das Überleben des Einzelnen eine Gegenleistung forderte. In Rüdigers Fall bestand diese Gegenleistung darin, daß er dem Arbeitsamt seit elf Jahren regelmäßig vermitteln mußte, daß er als vollwertige Arbeitskraft nach vier Strafverfahren, U-Haft und willkürlichen Hausdurchsuchungen nicht mehr zur Verfügung stand. Thomas erbrachte seine Gegenleistung, indem er irgendwelchen Schwachköpfen Homepages einrichtete, die sowieso kein Schwein interessierten, und für die er anschließend ein eher lächerliches Honorar kassierte, das er im Stillen als Schmerzensgeld für erlittene seelische Grausamkeit bezeichnete. Manchmal fragte er sich, welche Form der Gegenleistung am Ende angemessener war.

Vor seinem obligatorischen Besuch bei Rüdiger wäre – im Normalfall – Maie gekommen, um seiner Wohnung ein Minimum an Sauberkeit angedeihen zu lassen. Aber das Mädchen hatte sich vor zwei Tagen telefonisch krank gemeldet, und zwar mit dünnen Worten, die in der Tat reichlich verschnupft klangen, aber, so glaubte Thomas zu spüren, ganz bestimmt nicht aufgrund des von ihr vorgeschobenen grippalen Infekts. Die Erkältung trug einen anderen Namen: *Dennis*.

An diesem Punkt zwang Thomas seine Gedanken in eine andere Richtung. Nein, er wollte sich jetzt ums Verrecken nicht damit auseinandersetzen, wie kompliziert die ganze Sache zu werden drohte.

Mittlerweile war der Inhalt des pfeifenden Wasserkessels um die Hälfte verdampft. Für vier Becher frisch aufgebrühten Kaffees reichte er aber allemal. Das ganze nannte sich etwas großspurig Frühstück, aber bei dem Gedanken, zusätzlich feste Nahrung zu sich zu nehmen, spürte Thomas würgende Übelkeit aufsteigen.

Knisternd fuhr der Computer hoch, während er sein Lebenselixier schlürfte und einen mißmutigen Blick auf die Papiere warf, die die wesentlichen Fundamente der neuen Homepage enthielten. Mußte er denn sogleich in diese langweilige Materie einsteigen? Nein, er mußte eigentlich nicht. Genaugenommen, so beschloß er, konnte man erst mal einen Blick in die Mailingliste und dann in die Newsgroup werfen. Die Homepage hatte Zeit.

Der „Outlook Express“ füllte sich rasend schnell mit ungelesenen E-Mails. Allein sieben stammten von der BLG-Mailinglist, wobei das BLG für „Boy-Lover-Group“ stand. Mit mäßigem Interesse überflog er die Mitteilungen hundertneun bis hundertzwanzig des laufenden Jahres. Überwiegend Schrott, wie er nach wenigen Minuten feststellte. Ein gewisser Heinz verbreitete sich wieder einmal weitschweifig über irgendwelche wissenschaftlichen Texte über Pädophilie, die er irgendwo aufgelesen hatte und die er irgendwie zu verstehen versuchte, indem er das, was er da gelesen hatte, zu einem monströsen Gebilde aufblies, das er am Ende vermutlich selber nicht mehr verstand – geschweige denn diejenigen, die er wöchentlich mindestens einmal mit seinem weitschweifigen Wortmüll malträtierte. Sobald Heinz im Verlaufe der jährlichen Boylover-Tagung den Mund öffnete und zu einem Monolog ansetzte, der nicht nur aufgrund seines Dialekts, sondern spätestens nach fünf Minuten auch aufgrund unüberschaubarer Satzgebilde verunglückte, verließen etliche Tagungsteilnehmer demonstrativ den Raum, um sich die längst überfällige Zigarettenpause zu gönnen. Allein der gute Heinz schien gar nicht zu bemerken, mit welcher Wollust so manche seiner Zuhörer seine Wortbeiträge mit kreuzweise über den Mund geklebten Heftpflasterstreifen assoziierten. Oft genug empfand Thomas mit diesem Menschen nur noch heftiges Mitleid. Für ihn war Heinz ein Musterbeispiel für die berüchtigten „Edel-Pädos“, die sich zur moralischen Instanz der bundesdeutschen Kinderfreunde aufschwangen und letztendlich nur die eigene Verzweiflung zuquatschen. Es gab Pädos, die sofften sich systematisch zu Tode. Es gab andere, die in der Esoterik oder in exotischen Religionen ihr Heil suchten. Wiederum andere versackten im Sumpf der Kinderpornographie und masturbierten sich als deren Konsumenten die letzten Energien aus dem Leib. Und die „Edel-Pädos“, die kürzlich ein aufgebrachtener Listenteilnehmer auch „Kopf-Pädos“ genannt hatte, kompensierten ihren Frust, indem sie die Pädophilie zu einer reichlich bizarren Ideologie hochstilisierten. In Thomas Augen waren die Unterschiede in diesen Sublimierungsversuchen eher marginal, die Gemeinsamkeiten dagegen augenfällig: So oder so spielten sie alle das Spiel der *anderen* mit. Auch er. Er versank in seinen Depressionen, klammerte sich an seine fragwürdigen Bildmaterialien und lieferte somit wie fast alle Leidensgenossen die Bestätigung dafür, daß Pädos außerhalb der sogenannten Normalität standen. Daß es aber gar nicht sie selbst, sondern eben die *anderen* waren, die die Pädophilen dorthin abdrängten und sorgsam darauf achteten, daß sie dort auch blieben, war nun einmal Fakt, wurde aber allzu gern übersehen. Thomas vermochte nicht recht einzusehen, daß Gefühle wie Verliebtsein und Liebe sowie Bedürfnisse wie Zärtlichkeit und Sexualität sich nur deshalb völlig außerhalb der Norm befanden, weil sie lediglich in der Wahl des Liebesobjekts nicht den Mehrheitsverhältnissen entsprachen. Aber genau das war der Punkt. Geriet er mehr oder weniger freiwillig in entsprechende Diskussionen mit *anderen*, teilte er sich grundsätzlich über seine Gefühle mit – denn er hatte es schon lange aufgegeben, argumentativ etwas zu erklären, was auf diese Weise gar nicht zu erklären war. Oder hatte man jemals von einer Normal-Hete verlangt, ihre Gefühle gegenüber dem anderen Geschlecht permanent zu rechtfertigen und rational darzulegen? Eben. Eine Hete würde es sich nachhaltig verbitten, ihre Gefühle, ihre Liebe und ihre

Eine Hete würde es sich nachhaltig verbitten, ihre Gefühle, ihre Liebe und ihre Bedürfnisse zu Tode labern zu lassen.

Der nächste Beitrag stammte von einem Verfasser, der sich offenbar zum Literaturpapst der Pädö-Bewegung berufen fühlte. Rezensionen über pädophile Schriftsteller gerieten aus seiner Feder häufig zum destruktiven Tritt in die Magengrube. Er selbst verstand seine Ausflüsse allem Anschein nach als Ausdruck höchster Kompetenz, andere dagegen vermuteten dahinter eher die Unfähigkeit, erst einmal selbst etwas zustande zu bringen, bevor man über die Produkte anderer herzog, und daraus folgernd vermuteten sie dann ferner solche profanen und ganz und gar nicht intellektuellen Gefühlsanwandlungen wie Neid, Minderwertigkeitskomplexe und Mißgunst. Der gute Mann hatte eine eigene Homepage ins Web gestellt, deren URL irgendwo in den Lesezeichen des Internet Explorers unterging; sie hatte unlängst einen Listenteilnehmer zu der bissigen Bemerkung veranlaßt, daß da „jemand ausgezogen ist, um sich von den willfährig auf den Knien herumrutschenden und nach geistiger Erleuchtung heischenden Edel-Pädos zum Literaturpapst der Kinderschänder küren zu lassen, tatsächlich aber als beleidigter, frustrierter und desillusionierter Glöckner seines eigenen virtuellen Kirchturms auf der Strecke geblieben ist“.

Freude bereitete ihm allein der Beitrag eines promovierten Biologen, der zur Unzeit festgestellt hatte, daß es neben Ehefrau und fast erwachsenen Töchtern durchaus noch andere Dinge gab, die sein Leben nachhaltig zu bereichern vermochten. Zum Beispiel die Freude am Anblick eines nackten, vorpubertären Knaben. Das späte pädophile Coming Out geriet zu einem Desaster mit Hausdurchsuchung und Strafanzeige. Seitdem brachte er seine speziellen Freunde von der Sitte und der Staatsanwaltschaft mit hohntriefenden Eingaben und spitz formulierten Dienstaufsichtsbeschwerden zur Verzweiflung. Im jüngsten Fall hatte der gute Mann Selbstanzeige erstattet wegen Herstellung und Besitzes von Kinderpornographie; unbekleidete Strichmännchen, so seine schlüssige Begründung, seien *dann* strafrechtlich zu würdigen, wenn ein Verstoß gegen das Schutzalter nachzuweisen sei. Das wäre hier unbedingt der Fall. Immerhin handele es sich in seiner Phantasie um nackte Knaben im Alter von acht Jahren. Da aber nach gängiger Auffassung auch das virtuelle Kind zu schützen sei, wäre hier zweifellos eine strafrechtliche Ahndung zu erwägen, zumal er auch seine lüsternen Freunde im Internet mit diesen pornographischen Bildchen bedachte. Und vor allem: „Es ist Ihre unbedingte Pflicht, mich auch vor mich selbst und damit die Produkte meiner Phantasie vor mir zu schützen.“ Wann denn ein Termin für eine Hausdurchsuchung genehm sei?

Beim Gedanken daran, mit welcher Fassungslosigkeit und heftiger Betriebsamkeit die beamteten Sesselfurzer sich den Kopf darüber zerbrachen, unter welchem Aktenzeichen dieser Vorgang anzulegen sei, entrang sich Thomas ein hämisches Kichern. Dieses Beispiel zeigte nur zu deutlich: Anstatt sich intellektuelle Grabenkämpfe zu liefern und sich damit der Lächerlichkeit preiszugeben, sollten die Pädos seiner Meinung nach endlich zu einer geschlossenen Front zusammenwachsen und dem Gesetzgeber, der Exekutive, den sogenannten „Kinder-

schützern“ und den Schmierfinken der Presse deutlich zeigen, was man im Stillen ohnehin von ihnen hielt: *Ihr seid einfach nur Deppen, und wäre es nicht gerade die Pädophilie, mit der ihr immer wieder mal Punkte zu sammeln versucht, würdet ihr wegen gemeingefährlicher Dummheit schon längst in der Klapse sitzen.*

Thomas verschob die Mails in den dafür angelegten Ordner, rief den Newsserver auf und loggte sich in der Newsgroup „alt.support.kiddielove“ ein. Nichts besonderes, stellte er fest. Ein Dreizehnjähriger aus Florida, der nach einem neuen erwachsenen Freund suchte – „from Miami or surrounding, please“. Ein Zehnjähriger aus Griechenland, der mit Gleichaltrigen Erfahrungen über das Klistieren austauschen wollte. Ein verschämter Mädchenliebhaber aus Holland, der „nach einer kleinen Maus zum Kuseln“ suchte. Die Antwort eines zwölfjährigen Mädchens, angeblich aus dem Ruhrgebiet: „Und was zahlst du dafür?“ Ein deutscher Boylover, der im Überschwang seiner Gefühle ein Nacktbild seines elfjährigen Freund postete – sehr hübsch und in keiner Weise pornographisch, stellte Thomas fest und speicherte das Bild auf Diskette ab. Ein vierzehnjähriger Junge aus Norwegen, der angeblich Nacktbilder von sich als Zwölfjährigem besaß und sie meistbietend verkaufen wollte. „Not expensive“, fügte er, offenbar ein wenig verlegen, hinzu.

Ob die Normalos wohl ahnten, wie wenig ihr albernes Bild von der kindlichen Unschuld, die es unter allen Umständen vor den pädophilen Monstern zu schützen galt, mit der Realität übereinstimmte? Vermutlich nicht. Das begründete ihr Verhalten, entschuldigte es aber nicht. Und diejenigen, die es besser wußten oder wissen mußten, ließen die Öffentlichkeit bewußt im Unklaren. So manchem Bullen, Internetfahnder oder Justizpinguin, dessen war sich Thomas sicher, hätte längst ein gewaltiges Licht, eigentlich sogar ein ganzer Kronleuchter aufgehen müssen. Aber entweder wagten sie es nicht, an bestehenden Klischees zu rütteln und die Doppelbödigkeit des morschen Gerüsts namens „Moral“ zu entlarven, oder aber sie hatten ein ähnliches Problem wie die Farbenblinden. Wobei es sich bei *dieser* Art von Blindheit wohl eher um eine freiwillig zugelegte Behinderung handelte.

Bei kaum einem anderen Thema wird die Öffentlichkeit dermaßen verarscht wie bei diesem – und sie läßt sich offenbar gern verarschen. Aber dafür gibt es in der Geschichte ja genug Beispiele.

Seufzend verließ Thomas die Newsgroup. Er hatte nicht die Absicht, selbst einen Beitrag zu posten –zu groß war seine Angst, auf diese Weise elektronische Spuren zu hinterlassen. Im übrigen war er, soweit das überhaupt möglich war, mit seinem vierzehnjährigen Internet-Brieffreund aus Belgien zufrieden.

Briefe oder E-Mails ersetzen allerdings keine Umarmungen.

Und wieder durchzuckte ihn der Gedanke an Dennis. Gequält schloß er die Augen und ließ den Kopf auf die verschränkten Arme sinken. Dieses ganze verdammte Internet mit all seinen vielen Nischen für Pädos – er könnte gut darauf und auch auf die Bilder verzichten, wenn ...

Das Schrillen der Türglocke ließ ihn fast aus dem Bürosessel kippen.

Angst durchzuckte ihn. Ein derber Tritt gegen den Hauptschalter, der Bildschirm erlosch, und das leise Summen des Computers erstarb. Diese Methode entsprach nicht unbedingt den Gepflogenheiten eines erfahrenen PC-Nutzers, war aber sehr wirkungsvoll, wenn es darum ging, Gefahrenquellen auszuschalten.

Und der Computer in den Händen eines Pädos war immer eine Gefahrenquelle. Selbst dann, wenn sich nichts auf der Festplatte befand, woraus sich ein strafrechtliches Problem entwickeln könnte – das Hintergrundbild, an sich völlig legal, und der Internetanschluß reichten erfahrungsgemäß bereits aus, um Sittiche mit ihrem beschränkten Horizont auf krumme Gedanken zu bringen. Und in diesem Fall würde der Computer einkassiert werden. Insofern hielt sich der Verdruß beim Neustart der Kiste, der aufgrund des erzwungenen Absturzes erst einmal mit diesem lästigen ScanDisk verbunden war, in Grenzen. Dieses Problem erschien unter diesen Umständen wirklich zweitrangig.

Thomas rauschte das Blut in den Ohren. Die Furcht vor einem neuen Überfall der Bullen war allgegenwärtig, auch in seinem neuen Leben, auch nach der Haftentlassung.

Als Pädo lebte man in ständiger Angst, und unangemeldeter Besuch ließ diese Angst aufbrechen wie ein eiterndes Geschwür.

Das muß damals, in alten Gestapo-Zeiten, für bestimmte Minderheiten ein ganz ähnliches Gefühl gewesen sein...

Thomas betätigte den Türöffner und wartete.

Sekunden später ein zaghaftes Klopfen.

Vor der Tür stand Markus, der sich verlegen durch das schwarze Haar fuhr. „Hallo“, sagte er, und Thomas stieß pfeifend den Atem aus.

„Ist etwas?“ fragte der Junge erstaunt.

Thomas winkte ab und brachte ein verunglücktes Grinsen zustande. „Komm rein“, sagte er betont forsch.

Oh Scheiße, dieser kleine Engel hat mir gerade noch gefehlt ...

Zögernd trat Markus ein, Thomas schloß die Tür, und der Junge blieb auf dem Flur stehen. Thomas betrachtete ihn so neugierig, als sähe er ihn heute zum ersten Mal. Markus war nicht nur hübsch, er war einfach göttlich. Man hätte ihn gut und gern für einen Italiener oder Spanier halten können. Im kommenden Sommer, das wußte Thomas bereits, würde Markus mit seinen Eltern und seiner jüngeren Schwester nach Teneriffa reisen. Sie hatten bereits Wetten abgeschlossen, wie oft er wohl von den Insulanern als Landsmann angesprochen werden würde.

Aber in seiner Wohnung stand der Kleine nun zum ersten Mal. Bislang hatten sie sich draußen getroffen, wenn Markus ihn auf seine unnachahmliche, überaus höfliche und schüchterne Art um bestimmte Programme gebeten und sie dann auch von ihm erhalten hatte. Ein CD-Brenner war etwas überaus Feines, wie beide in solchen Momenten übereinstimmend feststellten. Und nun hielt sich der wandelnde Traum vieler schlafloser Nächte

erstmal innerhalb seiner vier Wände auf – in der Höhle des Löwen, sozusagen. Thomas schoß ein ketzerischer Gedanke durch den Kopf: Ob der Junge wohl wußte, daß er nach Ansicht der Kinderschützer von nun an dem Risiko ausgesetzt war, auf Lebenszeit an Seele, Geist und Körper geschädigt zu werden?

Im wesentlichen hatte Thomas in diesem Moment aber nur ein Problem: Er schämte sich entsetzlich für das Chaos, das sich dem Auge seines Besucher bot. Markus warf zwar einen schnellen Blick in das Wohnzimmer, das sich in seiner ganzen Anarchie durch die geöffnete Tür hindurch präsentierte, sagte aber nichts. Wahrscheinlich ließen ihm seine Eltern eine gute Kinderstube angedeihen, und höfliches Schweigen schien zu den Hauptfächern dieses Privatunterrichts zu gehören.

„Willst du ... äh ... willst du nicht eintreten? Irgendwo werde ich wohl noch eine Cola finden ...“ Hektisch trat Thomas von einem Bein auf das andere, und dabei verlor er einen seiner Pantoffel. Er unterdrückte einen derben Fluch.

Markus schüttelte den Kopf. „Nein danke“, sagte er und wandte den Blick diskret von der offenen Wohnzimmertür ab. „Ich wollte dich eigentlich nur fragen, ob du eine gute Textverarbeitung hast. Meine ist große Scheiße.“ „Aha.“ Thomas kratzte sich den Kopf und betrachtete so angelegentlich den verlorenen Pantoffel, als ob die fleckige Sohle eine ganze Palette solcher Programme zu bieten hätte.

Fünf Minuten später drückte er Markus eine CD-ROM in die Hand. „Ich benötige sie bald zurück, kann dir aber dann eine eigene CD brennen“, bot er großzügig an. Während er sich in seinem Arbeitszimmer zu schaffen gemacht und aus dem auch dort herrschenden Chaos schließlich das Gewünschte herausgefischt hatte, war Markus an der Tür stehen geblieben.

Der Junge nickte nur. Dann sah er Thomas offen ins Gesicht.

Thomas schluckte.

Am liebsten würde ich dich jetzt in die Arme schließen.

„Darf ich dir etwas sagen?“ fragte Markus zögernd.

„Klar, weißt du doch.“

„Du siehst beschissen aus. Fehlt dir etwas?“

„N... nein“, würgte Thomas.

„Okay. Dann bis später also. Ich bringe dir die Scheibe bis morgen zurück.“

Nachdem Markus gegangen war, stand für Thomas fest: Mit der Homepage brauchte er auch heute nicht mehr zu beginnen. Er hockte noch minutenlang in seinem unaufgeräumten Wohnzimmer und starrte blicklos gegen die Wand.

Die nächsten Stunden verbrachte er damit, aus einschlägigen Internetseiten, deren Paßwörter er schon vor einigen Monaten geknackt hatte, Dutzende von Bildern herunterzuladen. Dabei vergaß er sogar das Essen. Er war erneut in das Gefängnis zurückgekehrt, in dem solche profanen Bedürfnisse wie leibliche Genüsse keine

Rolle mehr spielten. In diesem Gefängnis ließ man die Gefangenen in anderer Hinsicht verhungern und verdursten.

Die lächelnden Gesichter der kleinen Nackedeis beiderlei Geschlechts, die ihm im Minutentakt entgegenstrahlten, erinnerten ihn in gewisser Weise an einen kleinen unterernährten Jungen aus Indien, von dem ihm vor etlichen Jahren ein von Weinkrämpfen geschüttelter Pädö erzählt hatte. Der Kleine hatte damals mit großen, hungrigen Augen und im sicheren Abstand einige Touristen beobachtet, die sich in einem teuren Restaurant ein opulentes Dinner einverleibten. Diese Touristen machten sich über das Kind lustig, denn sie wußten nicht oder wollten nicht wissen, was es heißt, langsam zu verhungern. Der Kleine wußte es sehr wohl. Er wurde als Gesprächsthema schließlich uninteressant, dann schlichtweg ignoriert und am Ende von einem Kellner davongejagt. Um zu überleben, mußte der Junge stehlen. Und einige Wochen später verreckte er trotzdem – er war nicht mal zehn Jahre alt geworden. Am Straßenrand hatte er eines Morgens gelegen, ein Haufen in Lumpen gehüllter Knochen, zusammengekrümmt und den Mund wie zu einem letzten Schrei geöffnet.

Die Touristen symbolisierten die Normalos, für die gewisse Dinge selbstverständlich waren. Er als Pädö war der kleine Junge. Und diese Bilder aus dem Internet – sie waren so verboten wie das Stehlen. Sie linderten den Hunger, aber er verhungerte trotzdem. Und das Bild dieses kleinen Inders, der seinerzeit nur deshalb nicht bei dem besagten Pädö wohnen und damit überleben durfte, weil eine englische Kinderschützerorganisation hinter dem Mann her war und ihn schließlich bei der indischen Polizei angeschwärzt hatte, stand zu allem Überfluß so plastisch vor seinem inneren Auge, daß es ihn zu zerreißen drohte.

Der indische Junge war verhungert und tot. Thomas verhungerte ebenfalls, und er empfand diesen Vergleich inzwischen nicht mehr als Sakrileg, als Beleidigung der Millionen Kinder, die auf dieser kaputten Welt an Unterernährung starben.

Dennis verhungerte auch, das wußte er, seit er dessen Augen gesehen hatte. Auf eine ganz ähnliche Weise wie er. Und es wäre so leicht, diesen Hunger zu stillen. Bei dem Jungen ebenso wie bei Thomas. Es wäre auch leicht gewesen, den Hunger des kleinen Inders zu stillen. Thomas glaubte nicht, daß der Junge das Kuschneln mit dem Europäer als zu hohen Preis für das Überleben empfunden hätte – dazu kannte er die kleinen Südostasiaten zu gut.

Vom Bildschirm leuchtete ihm das strahlende Gesicht eines Elfjährigen entgegen. Der Kleine war unglaublich hübsch und sicherlich auch sehr verschmust. Warum also, zum Teufel, heulte er, obwohl die Welt doch so wunderschöne Dinge zu bieten hatte?

Schluchzend sackt er zusammen und vergrub sein Gesicht in den Händen.

„Du siehst echt beschissen aus“, schloß sich Rüdiger wenig mitfühlend der Meinung seines kleinen Besuchers vom Nachmittags an und schob ihm den bis zum Rand gefüllten Kaffeebecher hin.

Thomas nickte müde, nahm einen gewaltigen Schluck und wechselte dann schleunigst das Thema. „Was gibt es Neues?“ fragte er. Er war sich allerdings ganz und gar nicht sicher, ob er wirklich wissen wollte, was es an Neuigkeiten gab.

Rüdiger zuckte mit den Schultern. „Dies und das“, erwiderte er unbestimmt.

„Aha. Fangen wir mal mit dem dies an.“

„Oliver hat angerufen. Er hat von seinem Arzt andere Antidepressiva verschrieben bekommen. Die scheinen auch zu wirken, denn zum ersten Mal blubberte er nicht davon, daß er sich vor den Zug werfen will.“

„Hm.“

„Karstens vorzeitige Haftentlassung ist abgelehnt worden. Außerdem hat er jetzt sein Schmerzensgeldurteil kassiert.“

„Und?“

„Er soll fünftausend Mark bezahlen.“

Thomas wäre fast die Tasse aus der Hand gerutscht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er Rüdiger an. „Was sagst du da?“

„Fünftausend Mark, du hast richtig gehört.“

„Er hat mit dem Kleinen doch nur ein bißchen rumgewichst!“

„Die Eltern renovieren zur Zeit ihr Haus“, erinnerte ihn Rüdiger an das Offensichtliche und grinste böse. „Da brauchen sie jeden Pfennig.“

„Dann hat es sich für sie ja gelohnt, daß ihr Kind – wie nennt man das doch gleich? – sexuell mißbraucht wurde“, sagte Thomas bitter. Plötzlich schmeckte ihm der Kaffee nicht mehr, und er zündete sich eine Zigarette an.

„Das war also dies. Und das?“

„Ich soll zum Speicheltest.“

Rüdiger sagte es so beiläufig, als sei vom nächsten Wochenendeinkauf die Rede.

„Du?“ Nun wäre Thomas fast auch die Zigarette aus dem Mund gefallen. „Du heißt doch nicht Dutroux!“ Er wußte zwar, daß Rüdiger zu früheren Zeiten ein sehr aktiver Pädagoge gewesen war. Allerdings war nie Gewalt im Spiel, und die Jungen waren ihm über Jahre treu geblieben, auch ohne daß er sie mit materiellen Zuwendungen an sich gebunden hätte. Erst die Ermittlungsverfahren hatten den Beziehungen ein abruptes Ende beschert.

Rüdiger sagte nichts. Aber sein Blick sprach Bände. Darin lagen plötzlich soviel Wut und Schmerz, daß Thomas versucht war, ihn in die Arme zu schließen. Aber erstens hätte sich Rüdiger, der körperliche Nähe zu Erwachsenen nicht ertrug, diese Grenzüberschreitung energisch verboten, und zweitens wußte auch Thomas keinen Trost. Im Gegenteil, ihm fehlten die Worte. Sein Bedarf war für heute gedeckt. Und zwar gründlich.

Nur soviel war sicher: Es würde nur noch eine Frage der Zeit sein, dann dürfte auch ihm ein solcher Beschluß ins Haus flattern.

„Als nächstes kommt dann der Stern an der Jacke und das in den Personalausweis gedruckte P“, sagte Rüdiger haßerfüllt.

„Und um das richtig zu organisieren, wird zuvor ein europaweites Pädophilenregister angelegt“, steuerte Thomas seine eigenen, nicht ganz so neuen und auch nicht von ihm stammenden Überlegungen bei.

„Genau. Mit so was haben die Preußen ja ihre Erfahrungen.“

„Was wird wohl über den Eingängen zu den modernen Päd-KZ stehen?“ überlegte Thomas.

„Das, was da heute schon steht: Forensische Psychiatrie.“

„Arbeit macht frei` ist historisch ja auch schon besetzt“, setzte Thomas seine Überlegungen fort. „Auf diesen Spruch dürften die Neonazis Urheberrechte anmelden.“

„Vielleicht ‚Wichsen macht frei`?“

„Glaube ich nicht. Wir werden vorher kastriert. Da gibt es dann nichts mehr zum Wichsen.“

„Bevor oder nachdem wir vom Mob aufgeknüpft oder gesteinigt werden?“

„Ich weiß nicht, ob das dann noch eine Rolle spielt.“

Sie schwiegen und hingen ihren Gedanken nach.

„Sie sollen nur kommen“, raunte Rüdiger plötzlich. „Es reicht, Thomas. Verstehst du? Es reicht! Sie sollen nur kommen und es versuchen. Mindestens ein Dutzend von diesen Schweinen nehme ich mit. Das verspreche ich dir. Und vorher schmeiße ich diesen Scheißbullen eine Bombe ins Haus. Auch das verspreche ich dir.“

Darauf entgegnete Thomas nichts. Er konnte seinen Freund nur zu gut verstehen. Ganz ähnliche Szenarien hatte auch er schon im Geiste durchgespielt.

Rüdiger raffte sich auf. „Schluß“, sagte er energisch. „Laß uns aufhören, negative Wellen zu schieben.“ Er fixierte Thomas und grinste. „Na, du Häßlicher?“ erkundigte er sich dann betont aufgeräumt, „hast heute wieder nur den Kitt von der Fensterbank gefressen, wie? Was hältst du von toter Kuh im eigenen Verwesungssaft?“

„Du meinst wahrscheinlich Ochenschwanzsuppe. Meinetwegen, was besseres kriegst du sowieso nicht zustande.“ Thomas grinste zurück.

Sie hatten zu ihrem freundschaftlichen Umgangston zurückgefunden, eine Art von Konversation, die Außenstehende zuweilen erblassen ließ, ihnen beiden aber einen diebischen Spaß bereitete. Der Rest des Abends gehörte einträchtig abgeschossenen Schimpfkanonaden auf Bill Gates und seine Firma Microsoft, der Ochenschwanzsuppe, zwei weiteren Kannen Kaffee und einer Vorführung des neuesten Grafikprogramms, das auf recht mysteriöse Weise in Rüdigers Besitz gelangt war.

Als Thomas weit nach Mitternacht wieder daheim war, hatte er für einige Stunden Dennis zwar nicht vergessen können, aber doch ein wenig Ablenkung gefunden. Er wußte, daß auch Rüdiger seine Hölle durchmachte, so wie er die seinige durchlitt. Sie waren füreinander da, aber sie bemühten sich auch, sich nicht gegenseitig herunterzuziehen. Und das gelang ihnen seit Jahren, von gelegentlichen Krisen abgesehen, auch recht gut.

Als er kurz vor Morgengrauen ins Bett stieg, glaubte er müde genug zu sein. Kaum hatte er jedoch das Licht gelöscht, kreisten die Gedanken wieder um Dennis, um Markus, um Knut und um Maike. Aufstöhnend drehte er sich zur Seite und vergrub das Gesicht im Kissen. Draußen begannen die ersten Vögel zu zwitschern, ein Umstand, der seine Laune nicht eben verbesserte.

Zur gleichen Zeit, im weit entfernten Tirol in Österreich, schaltete ein älterer Herr seufzend den Computer ab. Er hatte soeben über einhundert Bilder in die Newsgroup „alt.support.kiddielove“ hochgeladen. Er war gespannt, auf welches Echo diese Bilder stoßen würden.

Zärtlich betrachtete er ein großes Foto, das an der Wand hing. Sein zehnjähriger Jörg strahlte ihn darauf an. Seit einigen Minuten teilte er Jörg mit Millionen anderer Pädos, aber das machte ihm nichts aus. Schmusen würde der Junge nämlich nur und ausschließlich mit ihm, das wußte er. Für Sex fühlte er sich mit seinen fünfundsiebzig Jahren ohnehin zu alt, obwohl er Männer kannte, die im gleichen Alter und dennoch – auch in dieser Hinsicht – in Hochform waren. Aber den Stolz, den er angesichts dieser ungewöhnlichen Freundschaft mit Jörg empfand, wollte er mit anderen teilen. Und dies um so lieber, als das es letztlich Jörgs ureigene Idee war, diese Bilder ins Internet hochzuladen. Während des Posierens für die vielen Aktaufnahmen hatte er fast durchgehend eine Erektion, und als er ihn schließlich darauf ansprach, grinste der Junge nur: „Geiles Feeling, wenn andere mich so sehen können.“

So jung, und schon ein Exhibitionist ...

Vielleicht lag der Grund aber auch ganz woanders. Er wußte, daß Jörg in einem recht liberalen und aufgeschlossenen Elternhaus aufwuchs – in dieser Gegend schon fast ein Novum. Und von einem befreundeten Kinderpsychologen wußte er außerdem, daß Kinder häufig – wenn auch nicht immer – eine exhibitionistische Phase durchmachten.

Der alte Mann, der unter dem Internet-Nicknamen „Rose69“ aufgrund seiner väterlichen Art besonders bei jungen Pädos überaus beliebt war, zündete sich nachdenklich seine Pfeife an und blickte hinaus in den heraufziehenden Morgen.

Eine Frage beschäftigte ihn denn doch und verursachte ihm latentes Unbehagen: Würde Jörg diesen eigenen Anteil an der Aktion in einigen Jahren auch noch so sehen? Oder würde er sich dann von ihm verraten fühlen? Das war doch letztendlich das eigentliche und wirkliche Problem mit Aktaufnahmen von Kindern oder gar Kinderpornographie, solange sie sich aufgrund von Gewaltdarstellungen nicht ohnehin von selbst ins Abseits stellte. Vergewaltigungen, Quälen von Kindern, die berüchtigten „Bondage-Aufnahmen“ oder Bilder, auf denen Zwang und Nötigung in den Gesichtern der Kinder mehr oder weniger deutlich abzulesen waren, gehörten geächtet, und er kannte keinen Pädos, der in diesem Punkt anderer Meinung war. Aber selbst jene Bilder und Filme, auf denen die Kids ohne jeden Zwang handelten, ihrer sexuellen Lust freien Lauf ließen, sich kichernd im

Bett wälzten oder gar in Ekstase gerieten, waren nicht unproblematisch. Oft wußten diese Kinder gar nicht, daß sie für den allgemeinen „Gebrauch“ gefilmt oder fotografiert wurden, manchmal wußte es der Pädo, der zur Kamera griff, zu diesem Zeitpunkt selber nicht. Später dann wurden die Aufnahmen eben doch getauscht, gelangten in Umlauf, zerstörten die Intimität, die den Aufnahmen zugrunde lag, und pervertierten das Vertrauen, das die Kinder in ihre großen Freunde setzten. Falls es die Kinder aber wußten, so wie Jörg: Würde sich ihre Einstellung mit zunehmendem Alter nicht doch verändern?

In diesem moralischen Dilemma steckten viele Pädos. Andererseits fiel der Verzicht in dem Maße immer schwerer, in dem das halbwegs angstfreie Ausleben einer Beziehung zunehmend unmöglicher gemacht wurde. Aus der Weisheit seines Alters heraus erkannte „Rose69“ mit erschreckender Klarheit, daß die hysterische Verfolgungsjagd auf Pädophile eher das Gegenteil von dem auslöste, was sie ursprünglich erreichen wollte. Falls es überhaupt jemals klar formulierte Ziele gegeben hatte. Er hatte eher den Eindruck, daß die Legitimation dieser Hetzjagd nur die niederen Instinkte zukleisterte, die der menschlichen Entwicklung nicht gerade zur Ehre gereichten. Im Tierreich immerhin hatte die Evolution solche Eigenschaften wie Haß, Grausamkeit, Intoleranz und ähnliche Charaktereigenschaften als Sackgasse erkannt und in den meisten Fällen auch eliminiert. Beim Menschen hingegen feierten sie auch weiterhin fröhliche Urständ.

Er wußte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, daß ihm und Jörg eine heftige, aber nur kurze Internet-Karriere bevorstand. Und hätte er es gewußt oder auch nur geahnt – vielleicht hätte er es sogar ahnen müssen – in welcher Katastrophe sie schließlich endete, wären diese Bilder niemals hochgeladen worden. Es waren genau diese vorerwähnten Charaktereigenschaften, die ihm und Jörg am Ende zum Verhängnis werden sollten.

Vier

Thomas mühte sich gerade mit der Linkseite seines neuen Kunden ab, als das Telefon klingelte. Verdrossen nahm er ab und meldete sich.

„Hier ist Maike“, sagte eine belegte Stimme.

Fast wäre ihm der Hörer aus der Hand gefallen.

„Geht es dir besser?“ fragte Thomas und spürte vage Furcht aufkommen. Mittlerweile waren über zwei Wochen vergangen, seit er sie zum letzten Mal gesehen hatte. Und angerufen hatte sie nur, um sich krank zu melden.

„Was ist mit deiner Erkältung?“

„Erkältung? Ach so, ja. Nein, sie ist weg. Oder fast weg. Ich rufe wegen Carlo an.“

Thomas verwünschte sich für seine Dummheit, das Gespräch überhaupt angenommen zu haben. Er ahnte, daß es mit der Homepage für heute ihr Bewenden haben würde. Der jähen Freude darüber, ihre Stimme zu hören, folgte aufsteigender Ärger. Was, bitte schön, hatte er mit diesem kleinen Monster zu schaffen?

„Er ist verhaftet worden“, fiel Maike mit der Tür ins Haus.

Thomas erstarrte. „Verhaftet? Warum?“

„Raubüberfall. Der Jugendrichter war nicht mehr bereit, ihn abermals laufen zu lassen.“

„Ich kann den Richter verstehen“, platzte Thomas heraus. Im selben Moment hätte er sich für diese Äußerung ohrfeigen können.

Maike ging nicht darauf ein. „Ich brauche dich“, sagte sie kaum hörbar.

„Ich komme.“ Für Thomas gab es kein Überlegen. *Seine* Maike war in Not, und da bremsten ihn keine Homepage und kein Terminauftrag. Noch schlimmer: Sie konnten ihm, jedenfalls für den Moment, allesamt gestohlen bleiben.

Eine halbe Stunde später hielt er sie in den Armen. Wann hatte sie letztmalig so bitterlich geweint? Die Erinnerung ließ ihn schauern. Das war damals im Knast gewesen, kurz nach seinem Suizidversuch. Sie hatte ihn mit ihren Eltern besucht und war zusammengebrochen, als sie ihn in den Besucherraum eintreten sah. Er mußte fürchterlich ausgesehen haben, zumal er damals nicht einmal sprechen konnte nach den schweren Verätzungen in seinem Rachenraum.

„Ich bin bei dir“, sagte er überflüssigerweise und drückte sie an sich. „Komm, Mädchen, laß es einfach raus.“

„Mir wird alles zuviel“, schluchzte sie. „Im Moment laufen auch noch die Abiturprüfungen, und jetzt das.“

„Wo sind deine Eltern?“

„Bei ihm im Knast. Sie bringen ihm die Wäsche. Wie soll das alles nur enden?“

„Es wird gut, Maike. Irgendwie ist bis jetzt alles gut geworden.“

Sie löste sich aus seiner Umarmung, brachte ein verunglücktes Lächeln zustande und wischte sich die Tränen fort. Das einstmalige diskrete Make Up verteilte sich dabei über ihr schmales Gesicht und hinterließ schlierige Spuren. „Das sehe ich. Du zum Beispiel ... dir geht es doch auch nicht gut. Und dann komme ich auch noch mit meinem Mist.“

„Ich liebe dich“, sagte er einfach und strich ihr behutsam über die nasse Wange. „Da versteht es sich von selbst, daß ich für dich da bin. Egal, wann und unter welchen Umständen. Kapiert? Also nimm keine falsche Rücksichten auf mich.“

Sie musterte ihn nachdenklich und schniefte dann. „Wieder deine Schuldgefühle?“

„Nein. Oder vielleicht auch doch, ich weiß es nicht. Ich liebe dich, laß es einfach so stehen. Das schließt nicht aus, daß wir trotzdem mal miteinander reden müssen – du weißt schon, worüber. Aber das muß nicht unbedingt heute sein.“

„Ich habe schon damit angefangen.“ Gedankenverloren starrte sie zur EBecke. Auf dem Tisch trockneten kalt gewordenes Gulasch und pappige Nudeln einer freudlosen Zukunft im Restmüll entgegen. Christina und Hanno mußten ziemlich überhastet aufgebrochen sein.

„Womit hast du angefangen?“

Sie winkte ab. „Lassen wir das. Soll ich uns einen Kaffee kochen?“

Er nickte dankbar, und sie verschwand in der Küche.

Er stutzte.

Sie hatte eben die ganze Zeit seine Hand gestreichelt. Aber das fiel ihm erst jetzt auf.

Er lächelte wehmütig.

Nachher kommt auch noch Thorsten“, rief sie aus der Küche. „Magst du solange bleiben?“

Er zuckte zusammen. Die Erinnerung an ihr Streicheln bekam plötzlich einen dunklen Fleck, vergleichbar mit einem Kinofilm, der im Projektor hängen bleibt und durchbrennt.

Mußte das jetzt sein?

Andererseits mochte er den Jungen. Hinzu kam, daß er der große Bruder von Dennis war. Thomas spürte ein Kribbeln im Unterleib und aufsteigende Hitze. Wie mochte es Dennis in der Zwischenzeit ergangen sein?

Thorsten traf nicht erst nachher, sondern bereits fünf Minuten später ein. Er wirkte übernächtigt, schloß Maike in die Arme und reichte Thomas die Hand. „Schön, dich zu sehen“, sagte er, und es klang ehrlich.

Sein langes Haar hatte er zu einem Zopf in den Nacken gebunden, Bartstoppeln verunzierten sein eigentlich noch recht junges Gesicht, und die Turnschuhe wirkten eine Spur zu ausgelatscht, um noch als sportlich-lässig überzeugen zu können. Thomas fragte sich, wie Thorsten als Kind ausgesehen haben mochte. Bestimmt nicht schlecht – immerhin hatte er ja auch einen ausgesprochen süßen kleinen Bruder.

Thomas preßte die Lippen zusammen. Fast wäre ihm die Frage rausgerutscht, wie es dem Kleinen ging. Aber das schien ihm im Moment etwas deplaziert.

Maike setzte ihren Freund mit wenigen Sätzen in Kenntnis. Der lauschte nur schweigend und nippte an seinem Kaffee. Thomas beobachtete die beiden. Seine Gedanken schweiften ab: *Haben sie schon miteinander geschlafen?* Als Thorsten ihm just in diesem Moment einen raschen Blick zuwarf, fühlte er sich ertappt, und er grinste schuldbewußt.

Was bin ich für eine Sau.

„Schmeißen wir unsere Misthaufen doch einfach zusammen“, meinte der junge Mann plötzlich und lächelte bitter. „Dann stinkt es nur noch an einer Stelle.“

„Wieso?“

„Meine Alte hat mich vor einer Stunde rausgeworfen.“

Maike reagierte entsetzt. „Warum? Was ist passiert?“

Thorsten zuckte mit den Schultern. „Weil ich heute auch vom Chef gefeuert wurde.“

Thomas wußte, daß der Neunzehnjährige eine Lehre als Bäcker angefangen hatte.

Maike schüttelte fassungslos den Kopf. „Und warum das nun wieder?“

„Ein paar Mal verpennt. Erst eine Abmahnung, und heute ... na ja.“

„Und jetzt?“

Thorsten zuckte abermals mit den Schultern. „Mal sehen, unter welcher Brücke noch Platz ist.“

„Quatsch. Du schläfst natürlich bei mir.“

„Deine Alten werden sich bedanken. Sie haben im Moment genug am Hals.“

„Das ist ihr Problem. Und wenn sie nicht wollen ... dann komme ich eben mit dir mit. Zu zweit ist es sogar unter einer Brücke recht gemütlich.“

Thomas mischte sich ein. „Nun, bevor es soweit kommt, bin ich wohl auch noch da, oder?“

Kaum, daß er sie ausgesprochen hatte, bereute er seine Worte schon wieder. Bei der Vorstellung, die beiden würden in seinem Wohnzimmer miteinander schlafen, während er sich ruhelos in seinem eigenen Bett wälzte, wurde ihm fast schlecht.

Warum kannst du dein vorlautes Maul nicht halten?

Thorsten grinste plötzlich und fixierte Thomas. „Und welche Kacke liegt bei dir an? Wo wir doch schon mal dabei sind ...“

Seine Augen – sie erinnern mich plötzlich an Dennis. Sie lächeln nicht mit. Mein Gott, der gleiche Ausdruck!

Thomas winkte ab. „Mir geht es gut. Viel wichtiger seid ihr beide. Und da fällt mir noch etwas ein: Wie geht es eigentlich deinem Bruder?“

Nun war es heraus. Sorgfältig mied er Maikes Blick. Er sah im Geiste förmlich ihre Gesichtszüge entgleisen, aber darauf konnte und wollte er im Moment keine Rücksicht nehmen.

„Welchen meinst du?“ fragte Thorsten lakonisch. „Ich habe fünf von der Sorte. Und zwei Schwestern.“

„Oh!“ Etwas besseres fiel Thomas nicht ein. Dann fügte er hinzu: „Dennis meine ich. Wie geht es ihm?“

„Keine Ahnung, wie es ihm jetzt geht. Gestern abend ging es ihm jedenfalls schlecht. Da hat er sein Zimmer demoliert.“

„Oh“, wiederholte Thomas. Sehr geistreich klang das nicht, das mußte auch er zugeben.

„Mich wundert's nicht“, fuhr Thorsten fort und schenkte sich einen frischen Kaffee ein. „Er sollte wieder mal auf Nicole, unsere kleine Schwester, aufpassen. Die ist erst zwei und hat jede Menge Blödsinn im Kopf, weißt du. Na ja, ich mußte auch noch mal weg, meine anderen Geschwister hatten keinen Bock, und da war eben Dennis wieder mal dran. Und als meine Alten dann abgedüst waren, hat er einen Wutanfall gekriegt und seine Möbel zerlegt. So einfach ist das.“

„Aha.“ Thomas fand das zwar keineswegs so einfach, aber ihm hatte es die Sprache verschlagen. In seinem Inneren rumorte es immer heftiger.

„Und als meine Alten dann wieder nach Hause kamen, hätten sie fast *ihn* zerlegt. Ich weiß nicht, ob er heute überhaupt zur Schule ging. Sein Rücken dürfte aussehen wie ein Regenbogen.“

„Scheiße“, sagte Thomas. Ihm war so elend, daß er froh war, zu sitzen – er wäre sonst umgekippt.

„Das kannst du wohl laut sagen.“

„Wo waren deine Eltern überhaupt?“

„In der Kneipe. Wo sonst?“

„Und Dennis mußte derweil auf die kleine Schwester aufpassen.“

„Genau. Das muß er meistens. Er hat die Kleine auch gern, aber gestern abend wollte er eigentlich zum Fußballtraining. Das fiel dann natürlich aus.“

„Natürlich.“

Thorsten bedachte ihn mit einem langen, trostlosen Blick. „Interessiert dich das alles überhaupt? Du kriegst doch schon genug mit von Maikes Chaotenfamilie.“

„Ich habe das Gefühl, daß ihr vielleicht ein wenig Hilfe gebrauchen könntet“, hörte sich Thomas sagen.

Thorsten nickte nur. Er schwieg. Maike schwieg ebenfalls. Sie hatte die Augen niedergeschlagen und beschäftigte sich hingebungsvoll mit einem Kugelschreiber. Nur gut, daß das Schreibinstrument weder über Schmerzempfinden noch über die Fähigkeit verfügte, Gefühle auszudrücken. Er war ein schlichter, toter Gegenstand. Andernfalls hätte er fünf Minuten lang zum Gotterbarmen gewimmert und wäre seit Sekunden für immer verschieden – als Opfer brutaler Mißhandlungen, denn Maike spielte nicht mit dem Stift, sie würgte ihn. In ihrem Gesicht zuckte es unkontrolliert, aber das sah Thomas nicht.

Plötzlich brach es aus Thorsten heraus. „Ich habe die Schnauze sowas von voll, das glaubst du gar nicht. Willst du mehr über uns wissen? Null Problemo, kannst du haben. Meine andere Schwester, die Viola, ist dreißig. Arbeitslos, keine Kohle, kein Typ. Aber einen unehelichen Sohn von acht. Der Kleine bettelt bei den Nachbarn, weil er nicht genug zu fressen, sondern nur Prügel kriegt. Das Jugendamt kümmert sich einen Scheißdreck um ihn. Dann habe ich außer Dennis noch vier andere Brüder. Einer ist im Heim, einer bei Pflegeeltern, und die anderen beiden sind noch zu Hause. Bernd ist siebzehn und verdient sich sein Geld auf dem Strich. Geil, nicht? Bestimmt stehst du gleich auf, weil du mit Leuten nichts zu tun haben willst, deren Brüder schwulen Typen gegen Kohle die Schwänze lutschen. Und der andere, Kai, ist drei Jahre älter als ich. Trägt immer feinen Zwirn, weißt du. Hat coole Sprüche drauf und achtzigtausend Mark Schulden. Frag lieber nicht, weshalb. Er klaut Autos, frisiert sie und bringt sie rüber zu den Pollacken. Und jetzt kannst du gehen, bestimmt haste die Nase auch voll!“ Die letzten Worte schrie er fast hinaus, und er starrte Thomas mit schwimmenden Augen an.

Maike schien er vergessen zu haben. Das Mädchen saß mit zuckenden Schultern auf dem Sofa und brachte den Kugelschreiber ein zweites Mal um.

„Warum sollte ich aufstehen und gehen?“ fragte Thomas ganz ruhig. In Wirklichkeit kämpfte er um seine Selbstbeherrschung. Jetzt verstand er. Er verstand nur zu gut. Jetzt wußte er, worauf diese traurigen Augen des kleinen Dennis zurückzuführen waren. Er hätte schreien mögen, aber er beherrschte sich.

„Weil ich auch so'n Kaputter bin“, erwiderte Thorsten tonlos. „Weil Maike was besseres verdient hat als so einen wie mich ...“

„Rede nicht so einen Scheiß!“ Maike fuhr hoch und machte Anstalten, sich auf ihn zu stürzen. Thomas zwang sie mit seinem Blick wieder zurück in die Polster.

„Sie wird mal eine große Ärztin“, fuhr Thorsten ungerührt fort. „Das weiß ich. Und wenn sie Probleme hat, dann ... dann kommt sie zu dir, das weiß ich inzwischen auch. Sie hat es gut, sie hat nämlich dich. Wenn sie von dir erzählt, merke ich, wie sehr sie an dir hängt. Erst fand ich das ein bißchen komisch, ich meine, du bist ja kein Verwandter von ihr oder so und über zwanzig Jahre älter als sie. Aber heute verstehe ich es.“

Er machte eine Pause, und Thomas fragte sich, was und warum der junge Mann heute verstand. Für eine Sekunde war ihm mulmig geworden. Thorsten war kein Dummkopf, das wußte er jetzt. Auch wenn es der junge Mann selber offenbar nicht wußte.

„Ich dagegen hatte bisher niemanden“, stellte Thorsten fest. In seiner Stimme schwang nicht eine Spur Selbstmitleid mit. Es klang, als hätte er ganz beiläufig seine Schuhgröße verraten. „Und dann kam Maike. Aber ich kann und will sie nicht mit meinem Scheiß vollsülzen. Es wäre besser, wenn du ihr sagen würdest, daß sie Schluß mit mir macht, sonst geht sie auch noch drauf.“

Mit einem lauten Knacken zerbrach der Kugelschreiber.

Thomas schüttelte bedächtig den Kopf, obwohl er den übermächtigen Drang verspürte, einem hysterischen Lachkrampf zu verfallen. War das nicht genau das, was er sich noch vor über zwei Wochen gewünscht hatte – bevor er Thorsten und damit auch Dennis kennenlernte? Das Schicksal spielte einem mitunter garstige Streiche. „Erstens ist Maike alt genug“, begann er ruhig und vergaß ganz schnell wieder, was ihm eben durch den Kopf gegangen war, „und da werde ich den Teufel tun und ihr in ihre Beziehungen reinreden. Zweitens sehe ich nicht, warum sie die Beziehung zu dir lösen sollte. Ich denke da ganz anders.“

Thorsten schüttelte müde den Kopf, erwiderte aber nichts.

„Ich denke, daß du ein ganz toller Mensch bist, der sein eigenes Licht nicht unter den Scheffel stellen sollte. Punkt und Schluß!“

„Du weißt ja noch gar nicht alles von mir“, sagte Thomas mit zitternden Lippen.

„Du brauchst mir auch nicht alles zu erzählen, falls du nicht magst. Letztendlich müßt ihr beide miteinander zurechtkommen, du und Maike, und da ist Offenheit und Vertrauen in der Tat wichtig. Ich kann meinen Rat nur anbieten, habe aber keinen Anspruch darauf, auch die allerletzten Geheimnisse zu erfahren.“

„Aber ich bin ein arsch!“

„Lieber Thorsten, du scheinst von dir selbst nicht allzu viel zu halten. Das muß ich erst mal so hinnehmen, denn das ist dein gutes Recht. Aber andere scheinen im Gegensatz zu dir eine ganz gute Meinung von dir zu haben.“

Meinst du denn, daß Maike einen so schlechten Geschmack hat? Sie liebt dich, das merkt man. Und sie ist nicht blöd. Würdest du wirklich nichts taugen, dann säßest du heute nicht hier.“

Thorstens Augen schwammen. „Ich habe mir vor drei Wochen Dope und Ecstasy reingepfiffen.“

Thomas zuckte nicht einmal zusammen. „Dann muß es dir damals wirklich schlecht gegangen sein.“

„Mehr hast du dazu nicht zu sagen? Ich könnte ein Junkie werden!“

„Ja, das könntest du. Es sei denn, du paßt auf dich auf und versuchst andere Möglichkeiten und Wege zu finden, damit es dir besser geht.“

Thorsten sackte in sich zusammen. Maike indes hatte die ganze Zeit schweigend zugehört. Aber ihre Blicke, die sie Thomas plötzlich zuwarf, sagten mehr als Worte.

Wann zuletzt hatte er soviel Zuneigung in ihren Augen sehen dürfen? Es schien ihm eine kleine Ewigkeit her zu sein.

„Und Nicole, meine kleine Schwester? Und Dennis?“

Das eben war der springende Punkt.

„Wie sieht es mit dem Jugendamt aus?“ fragte Thomas behutsam. Er wußte, daß sozial belastete Familien allein bei diesem Wort ausgesprochen empfindlich reagierten. Sobald die „Behörde“ ins Spiel kam, wurde das Versagen der Eltern endgültig sichtbar und sozusagen amtlich dokumentiert. Und da diese Mütter und Väter in aller Regel nicht eben mit einem ausgeprägten Selbstbewußtsein ausgestattet waren, verstärkte sich das Gefühl von Minderwertigkeit noch, wenn schließlich die Sozialarbeiter ein und aus gingen und sich gewissermaßen die Türklinke in die Hand gaben.

Thorsten antwortete mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Vergiß es. Die haben doch den Schuß nicht gehört! Die kommen hin und wieder, machen ein wichtiges Gesicht, stellen dumme Fragen und sind dann wieder weg. Weißt du, die Fassade stimmt bei uns ja auch. Einfamilienhaus, Schrankwand, Stereo-Anlage – all die bürgerliche Kacke eben. Immer aufgeräumt, und Sonnabends gibt es sogar frische Brötchen zum Frühstück. Also geht’s uns doch bestens, seitdem die anderen beiden raus sind. Schuld hatten sowieso nur sie selbst, heißt es immer wieder.“

„Es sind dieselben Sachbearbeiter wie bei Carlo“, warf Maike ein.

Das erklärte natürlich alles. Im übrigen vertrat Thomas im Stillen den Standpunkt, daß im Falle von Thorstens Eltern ganz andere Institutionen gefragt waren. Möglichst einen Zacken schärfer als das Jugendamt.

Mindestens jedoch ein zwanzigköpfiges Erschießungskommando – über zusätzliche Qualifikationen könnte man auch noch reden, etwa über die Lizenz zum Hautabziehen und Würgen.

„Am schlimmsten ist übrigens meine Mutter“, sagte Thorsten leise. „Mein Alter ist gar nicht so. Eben ein Schwächling, wenn auch mit einer großen Fresse. Er ist der ganz große King, weißt du. Hat viel Ahnung von allem, und es gibt nichts, was er in seinem Leben nicht schon gemacht hätte und wo er nicht auch mitreden

könnte. In Wirklichkeit hat er bis heute gar nichts gebacken gekriegt. Arbeitet bei der Bahn und hat ansonsten nur seinen Karnickelverein im Kopf.“

„Hat deine Mutter den Dennis heute nacht so geschlagen?“

Thorsten schluckte und erwiderte gepreßt: „Nicht nur heute nacht.“

Sie schwiegen.

„Er hat noch stundenlang gewimmert“, schluchzte Thorsten plötzlich auf. „Da liegt dein kleiner Bruder im Nebenzimmer und wimmert. Und ich bin zu blöd, hinzugehen und ihn zu trösten. Ich kann es nicht. Ich kann ihn ja nicht einmal schützen. Weißt du, wie es ist, wenn dein kleiner Bruder im Nebenzimmer wimmert? Und wie geil dann der Wodka schmeckt, den du im Schrank zwischen der dreckigen Wäsche versteckt hast? Weil du bei dem Gewimmer sonst nicht einschlafen kannst?“

Thomas wurde leichenblaß. Maïke warf ihm einen besorgten Blick zu.

„Wie kann ich helfen?“ fragte er mühsam.

Thorsten schüttelte den Kopf und schneuzte sich. „Keine Ahnung“, flüsterte er. „Ich weiß nur eines: Sobald sie auch die kleine Nicole anfängt zu schlagen, bringe ich diese fette Sau um. Ich schneide sie in Stücke und schmeiße sie den Schweinen zum Fraß vor.“

„Ich rede mal mit deinen Eltern“, sagte Thomas entschlossen.

Ich sollte dann allerdings alles zu Hause lassen, was sich als Mordwaffe verwenden läßt.

Thorsten bedachte ihn mit einem verwunderten Blick.

„Warum?“

Thomas lächelte tapfer. „Na ja, ich muß sie doch beglückwünschen, daß sie bei allem noch etwas gutes zustande gebracht haben – nämlich dich und Dennis!“

Thorsten starrte ihn verständnislos an. Dann verzog er sein Gesicht zu einem Grinsen. Und in seinen Augen schimmerte plötzlich ein Fünkchen Hoffnung. Ja, er begann diesem grauhaarigen und im Gesicht etwas zerknittert wirkenden Mann zu vertrauen. Auch wenn er im Moment absolut außerstande war sich vorzustellen, wie diese Hilfe aussehen könnte, die er sich von Thomas versprach.

In Maïke aber tobte das altvertraute Chaos. Es war immer dasselbe: Die Menschen erlebten Thomas und gewannen recht schnell Vertrauen zu ihm, legten ihre Seele vor ihm bloß, fühlten sich von ihm angenommen und verstanden. Sie allein wußte um seine andere Seite. Im Moment allerdings war sie dermaßen ausgelaugt und erschöpft, daß sie sich dem Gefühl der Geborgenheit, das er so gekonnt vermittelte, einfach nur hingeben wollte. Ihr fehlte die Kraft, dagegen aufzubegehren und der verhängnisvollen Entwicklung, die nun ihren Lauf zu nehmen schien, Einhalt zu gebieten. Und aus dieser Kraftlosigkeit heraus entstand etwas anderes: eine gewisse Gleichgültigkeit. Es gab Gesetzmäßigkeiten, die sich wiederholten, und ihr war es offenbar nicht gegeben, diesen Teufelskreis endlich zu durchbrechen. Dazu war sie nicht stark genug. Falls Thomas mit seiner Hilfsbereit-

schaft das Ziel verfolgte, Dennis sexuell zu mißbrauchen, so mußte es eben geschehen. Ihre letzte verzweifelte Hoffnung bestand darin, daß Dennis sich wehren würde, daß er Grenzen ziehen würde. Thomas, auch das wußte sie, würde klar gezogene Grenzen nämlich akzeptieren. Aber ob er dann auch noch die Bereitschaft aufbrachte, nicht nur für sie, sondern auch für Thorsten – möglicherweise trotz allem sogar für Dennis – da zu sein? Sie wußte es nicht. Sie hatte keine Ahnung, inwieweit Thomas den Sex als Preis dafür betrachtete, daß er Kindern und Jugendlichen in Notsituationen, und dies war ja mehr als nur eine Notsituation, beistand.

Falls es aber zum sexuellen Mißbrauch käme, und die Sache flöge auf, so ihre Überlegung, mußte sie eben auch mit den Konsequenzen leben. Die Aussicht darauf versetzte sie heute, anders als noch vor zwei Wochen, nicht mehr in Panik. Sie spürte nur eine dumpfe Müdigkeit und einen Fatalismus, der ihr früher fremd gewesen war. Und noch etwas spürte sie, und das machte ihr zu schaffen: das dringende Bedürfnis, Thomas in die Arme zu sinken, die vergangenen Jahre auszuknipsen wie ein flackerndes Licht und sich ganz so wie früher diesem Gefühl der absoluten Geborgenheit hinzugeben. Selbst sein Sperma würde sie in diesem Augenblick nicht stören, auch dann nicht, wenn es wie in alten Zeiten anschließend ihren Rücken herunterlief. Aber sie wußte auch, daß ihre Gedanken morgen schon wieder ganz anders aussehen könnten.

Sie erhob sich, ging auf Thomas zu und schloß ihn wortlos in die Arme. Sie war nicht überrascht, als er die Umarmung mit verzweifelter Intensität erwiderte und sie so besitzergreifend an sich preßte, als wollte er sie nie wieder loslassen. Thorsten kam hinzu und streichelte ihr etwas unbeholfen über die kurz geschnittenen, blonden Haare. Für ihn war das, was der junge Mann da sah, etwas Selbstverständliches, etwas, das so sein mußte.

Zwei Stunden später kehrten Hanno und Christina nach Hause zurück. Schweigend entkorkte Hanno eine Bierflasche, während Christina in der Küche verschwand.

Carlo würde einstweilen in Haft bleiben. Der Überfall auf eine alte Dame hatte das Faß zum Überlaufen gebracht. Der Jugendrichter zeigte sich endlich einmal unnachgiebig.

Betroffenes Schweigen breitete sich aus, nachdem Hanno die Situation in kurzen, dünnen Worten geschildert hatte.

„Darf Thorsten die nächsten Tage bei uns bleiben?“ Die Frage schien Maike unter den gegebenen Umständen etwas unpassend, aber welchen Zeitpunkt auch immer sie wählen würde – es dürfte immer der falsche sein.

Hanno starrte den jungen Mann über seine Bierflasche hinweg an. Das dünne Haar hing ihm strähnig in die Augen und verlieh ihm ein fleghaftes Aussehen. „Warum?“

Maike hielt seinem Blick stand. „Er ist zu Hause rausgeflogen.“

„Aha.“ Hanno setzte erneut an, ließ den Gerstensaft glickernd die Kehle hinunterrinnen und wies mit dem Daumen zur Küche. „Frag' die Dicke.“ Und an Thomas gewandt: „Bei denen ist immer etwas los. Schon seit ich die kenne.“

„Du kennst Thorstens Familie?“ fragte Thomas erstaunt. Maike war inzwischen mit ihrem Freund bei der Mutter, um ihr die erforderlichen Zugeständnisse abzurufen. Hanno hatte sich, wie immer, um eine Entscheidung gedrückt.

„Klar. Bin mit seinem Vater, dem Klaus, befreundet. Und Christina ist Taufpatin beim Dennis.“

Thomas starrte ihn entgeistert an, aber Hanno bemerkte es nicht. Geistesabwesend machte er sich an der Fernbedienung des Fernsehgerätes zu schaffen und war Sekunden später in einer albernem Comedy aus amerikanischer Produktion vertieft.

Thorsten durfte bleiben. Christina hatte ihre brummende Zustimmung erteilt. Hanno schien es gleichgültig zu sein; ihn hätte vermutlich auch der Ausbruch des dritten Weltkrieges nicht interessiert, solange er nur sein Bier und seinen Fernseher – und vielleicht noch die „Bild“ – in der Nähe wußte. Die Situation war mehr als grotesk: Vor Stunden war die Familie um eines ihrer wertvollen Mitglieder – zumindest vorübergehend – dezimiert worden. Schon kurze Zeit später stimmte die Anzahl der Haushaltsangehörigen aber wieder. Und jene, die es am meisten interessieren müßte, nämlich die Eltern, verharrten in ihrer Sprachlosigkeit. Schauernd mußte Thomas feststellen, daß selbst die jüngsten Begebenheiten offenbar nicht ausreichten, um die beiden über das notwendige Minimum hinaus – „wann gibt’s Essen, Dicke?“ – „Du weißt doch, wo der Kühlschrank steht.“ – miteinander ins Gespräch zu bringen.

Diese Ehe ist nicht nur tot – sie verbreitet bereits Verwesungsgestank.

Am Abend rief Rüdiger an. „Na, du Häßlicher?“ kicherte er hysterisch. Er klang, als habe er eine halbe Flasche Weinbrand geleert.

Nur: Thomas wußte ganz genau, daß Rüdiger keinen Tropfen Alkohol anrührte.

„Was ist los?“ fragte er alarmiert.

„Zwei Dinge“, prustete Rüdiger mit überschäumender Heiterkeit in den Hörer. „Erstens: Hast du heute schon ins Internet geschaut?“

Nein, hatte Thomas nicht. Er wußte aber, daß Rüdiger die Newsgroup meinte.

„Es haut dich um, Alter, es haut dich um! Achte mal auf die Postings von Rose69. Hundert Bilder von einem Jungen, der dich aus den Socken schießt. Die ersten Rückmeldungen werden gepostet, der Kleine hat bereits seinen Namen weg: Der Internetprinz!“

Wenn Rüdiger so ins Schwärmen geriet, dann mußte etwas an der Sache dran sein, dann mußte es sich um etwas ganz Besonderes handeln. Das wußte Thomas, und er wurde neugierig. Der Internetprinz – das ließ die schönsten Assoziationen aufkommen.

„Aber das ist noch nicht alles“, brüllte Rüdiger fröhlich durch die Leitung.

„Was ist denn noch?“ fragte Thomas müde. Das Gespräch mit Thorsten hatte ihn mehr Kräfte gekostet, als er zunächst geglaubt hatte. Außerdem stand er den Tränen näher als Rüdigers geballter Heiterkeit. Dennis spukte ihm durch den Kopf. Und daß Maïke ihm verschwiegen hatte, daß sie Dennis schon seit Jahren gekannt hatte – als Patenkind ihrer Mutter – machte ihm auch zu schaffen.

In den nächsten Tagen würde er der Familie von Dennis und Thorsten einen Besuch abstatten. Davor graute ihm, aber er war auch von fiebriger Vorfreude erfüllt.

Dann sehe ich Dennis wieder.

„Die Bullen waren heute abend bei mir!“ lachte Rüdiger kreischend und riß Thomas aus seinen Gedanken. „Stell dir vor: Gegen neun klingelte es, und an der Sprechanlage meldete sich ein Bulle!“

„Scheiße“, flüsterte Thomas. Leichenblaß sackte er in seinen Bürosessel.

„Was heißt Scheiße? Als er oben war, so richtig schmuck in Uniform, und mir auf die Schultern haute, stellte er sich als Michael vor.“

„Na und? Ein besonders höflicher Bulle eben ...“

„Quatsch! Michael ... weißt du denn nicht?“

„Ich bin mit denen noch nicht auf du und du“, knurrte Thomas bissig. „Also, komm zur Sache. Was haben sie dieses Mal mitgenommen?“

„Meinen Kaffee.“

„Häh?“

„Ja, er hat meinen Kaffee weggesoffen, so wie du es immer tust, du Häßlicher. Mensch, kapiert du denn nicht? *Michael!* Der Michael, mit dem ich vor zehn Jahren rumgemacht habe, als er zwölf war. Er wollte mich mal überraschend besuchen, hat er gesagt. Heute ist er bei der Polizei, genau genommen bei der Bereitschaftspolizei. Und findet's selbst zum Kotzen, was mit den Pädos passiert. Nächste Woche kommt er wieder. Ist das nicht ein Witz? Ist das nicht ein herrlicher, ein elefantöser, ein grandioser Scheißhaus-Witz?“

Rüdigers irres Gelächter verfolgte Thomas für den Rest der Nacht, während er die hundert Bilder vom „Internet-Prinzen“ herunterlud. Als er das erste Bild betrachtete, brach er fast zusammen.

Selten hatte er einen solchen Jungen gesehen wie diesen, einen blonden, etwa zehn Jahre alten Knaben, splitternackt, mit blitzenden Augen und einem solchen strahlenden Lächeln, daß es schon fast körperlich weh tat. Außerdem waren die Aufnahmen von ausgezeichneter Qualität.

Indessen lag sein kleiner Dennis vielleicht auch in dieser Nacht wimmernd in seinem Bett, von der eigenen Mutter brutal mißhandelt.

Ich werde hier bald wahnsinnig!

Fünf

Der „Schlesische Hof“ pflegte um diese Zeit buchstäblich aus allen Nähten zu platzen. Freilich: Gemessen daran, daß der Gastraum mit fünf Tischen schon fast übermöbliert war und damit die Grenze zur akuten Platznot erreichte, besagte das überhaupt nichts. Am Tresen herrschte qualvolle Enge, die dort aber, den verzückten Gesichtern der vier feuchtfrohlichen Zecher nach zu urteilen, als die Idealform sozialer Kontakte schlechthin empfunden wurde. Mit verdrossener Miene lehnte Papillon, so der Spitzname des Wirts aufgrund schlechtgemachter Tätowierungen, an der inzwischen abgeschalteten Industrie-Kaffeemaschine. Zur fortgeschrittenen Stunde waren seine Talente als Kaffeekocher nicht mehr gefragt. Dafür aber seine zunehmende Geschwindigkeit beim Zapfen und Nachfüllen der Biergläser, die fordernd und sehr nachdrücklich über die klebrige Oberfläche der Theke geschoben wurden und sich schneller leerten, als so manchem ihrer Benutzer gut tat.

Die Gaststätte war in den fünfziger Jahren von einem griesgrämigen Menschen gegründet worden, der mit der ganz speziellen Namensgebung seiner alten Heimat Tribut zollen wollte und damit eine große Gruppe potentieller Gäste von vornherein vergaulte. Zu jener Zeit klafften unüberwindbare Abgründe zwischen dumpfer Deutschtümelei hier und betontem Anti-Nationalismus dort, und wer seine Kneipe nach einem der ehemaligen „Ostgebiete“ benannte, machte sich in den Augen progressiver Sozialdemokraten und Sozialisten vehement verdächtig.

An der Tatsache, daß sich nur eine bestimmte Klientel in den „Schlesischen Hof“ verirrt, hatte sich durch die Jahrzehnte hindurch bis heute nichts geändert. Vormals politische Trennlinien waren allerdings durch soziale Unterschiede ersetzt worden, nachdem auf beiden Seiten die Evolution zugeschlagen und die allermeisten der Hardliner hüben wie drüben heim ins himmlische Reich geholt hatte, um sie dort am ewigen Stammtisch einträchtig wieder zu vereinen. Das galt auch für den alten Schlesier, über den Gotteslästerliches gemunkelt wurde. So hieß es zum Beispiel, daß es in den „Ostgebieten“ nur deshalb so oft regnete, weil der Alte, nunmehr als gefallener und versoffener Engel unterwegs, voller Rachsucht vornehmlich dort seine Blase entleerte. Wie dem auch sei: Wer gepflegte Konversation beim Gläschen Wein bevorzugte, machte um diese Kneipe einen weiten Bogen – es *gehörte* sich einfach nicht, dorthin zu gehen. Wer hingegen die brüllenden Diskussionen über die politische Weltlage im allgemeinen und die Schwächen der eigenen Ehefrau im besonderen liebte, fühlte sich bei Papillon wohl, aufgehoben und geborgen. Solange das Bier und der obligatorische Kurze dazu schmeckten, war es unerheblich, ob sich die schmutzigen Witze um die eigene Gattin oder um den Bundeskanzler drehten. Papillon verzieh alles – nur keine unbezahlten Deckel. Für verbale Ausfälle war der „Schlesische Hof“ in etwa dasselbe, was der Deutsche Bundestag für die intellektuell verbrämte Ausländerhatz der CDU/CSU darstellte: ein geduldiges Forum für den konzentrierten Schwachsinn, geboren aus dem übelriechenden Sumpf teutonischer Befindlichkeiten und der vom Schlagzeilenjournalismus transportierten und geförderten Dummheit. Mit anderen

Worten: Der „schlesische Hof“ war eine typische deutsche Kneipe, wie es sie zu Abertausenden in der Republik gab. Mit dem Unterschied freilich, daß sich diese bereits seit über vierzig Jahren behauptete und seitdem mehrmals den Pächter gewechselt hatte.

Für Hanno war die Gaststätte mehr als eine normale Kneipe. Sie war sein eigentliches Zuhause. Hier war er Mensch, hier durfte er es sein. Hier verlangte ihm niemand irgendwelche Entscheidungen ab, die zu treffen er ohnedies keine Lust verspürte. Der „Schlesische Hof“ war der einzige Ort, dem er das Privileg zubilligte, eine ernsthafte Konkurrenz zum Fernsehgerät im heimischen Wohnzimmer zu sein. Hier war der Sport in seiner ganzen Bandbreite – für Hanno im wesentlichen bestehend aus Tennis, Fußball und Autorennen – nicht nur ein optisches Konsumgut, hier war er Thema mit leidenschaftlicher Rede und Gegenrede. Daß Rudi Völler ein arrogantes Arschloch und die Nationalelf eine einzige, den deutschen Urinstinkten zur Schande gereichende Katastrophe war – wo sonst, wenn nicht hier wurden die Dinge so klar beim Namen benannt? Hanno fand hier die Welt vor, die ihm außerhalb der verräucherten Wände und jenseits der lärmenden Musik-Box verschlossen blieb. In dieser Umgebung erntete er Anerkennung und Zuneigung selbst dann, wenn er – wie üblich – fast gar nichts zur Volksbildung beitrug außer einem sonnigen Lächeln und den regelmäßigen Lokalrunden, denn seine Kumpel schlugen ihm wiederholt dröhnend auf die Schultern, in der nicht unbegründeten Annahme, er würde ihre gesellschaftspolitischen Statements gewissermaßen selig sprechen und infolgedessen ein paar Mark fürs nächste Bier springen lassen. Seine freundliche, ruhige Art trug ihm rauhe, aber herzliche Sympathiebekundungen ein, die ihm andernorts, vor allem zu Hause, verwehrt blieben. Daß ihm sein volltrunkener Sitznachbar zur späten Stunde in die Arme sank und ihm auch schon mal auf die Hose kotzte, war Ausdruck von Lebensqualität, wie man sie eben nur in der Männerwelt fand und von der die Weicheier außerhalb dieser Domäne nichts verstanden.

Heute abend allerdings litt Hanno an latentem Unbehagen. Das Gesprächsthema gefiel ihm nicht. Nein, es gefiel ihm ganz und gar nicht. Sein freundliches, jugenhaftes Lächeln gefror zeitweise, aber davon bemerkten die anderen nichts.

„Ich würde solchen Typen den Schwanz abschneiden“, gab Bernie zum Besten und prostete einer beleibten Dame entgegen, die am Tresen saß und begehrlische Blicke herüberwarf. Ihre Fleischmassen wogten vielversprechend, sobald sie sich einen neuen Kräuterlikör bestellte und sich dabei auf dem – gemessen an ihren körperlichen Dimensionen – winzigen Barhocker herumwälzen mußte.

„Und danach aufhängen, das Schwein“, ließ sich ein anderer vernehmen. Just in diesem Augenblick fiel schmetternd Peter Alexander mit seiner „kleinen Kneipe“ ein, und „das Schwein“ verlor sich in dem Geräuschorkan, der der Musik-Box entwich und sich in den Rauchschwaden festbiß. Die besagte Dame geriet heftig ins Schaukeln, verdrehte die glasigen Augen und tat auf diese Weise kund, daß sie und die Musik eins waren. Bernie musterte das im Takt schwingende, weibliche Ungetüm mit Kennerblick.

Die alte Schlampe wartet doch darauf, mal richtig durchgebumst zu werden!

„Diese verdammten Kinderficker breiten sich aus wie die Pest“, erklärte ein bebrillter Mittfünfziger und klopfte mit abgebrochenen Fingernägeln bekräftigend auf die Tischplatte. Seine windschiefe Brille sollte seinem verlebten Gesicht eigentlich einen intellektuellen Ausdruck verleihen, wirkte im Moment aber eher wie ein Wurfgeschloß, das sich nach unkontrolliertem Flug ausgerechnet auf seiner Nase niedergelassen hatte. Mit hoher Fistelstimme gelang es ihm mühelos, Peter Alexander zu übertönen.

Vor zwei Tagen hatte man die Leiche eines siebenjährigen Mädchens gefunden. Brutal vergewaltigt und dann erwürgt – so stand es in der „Bildzeitung“. Seitdem kochte die Volksseele. „Pädophil“ sei der Mörder, belehrte das Boulevardblatt die geneigten Leser. Die Übersetzung lieferte die Redaktion gleich mit: „Das sind krankhafte Perverse, eine globale Gefahr für unsere Kinder. Wann endlich wachen die Politiker auf und unternehmen etwas gegen diese Monster des modernen, offenbar von jeder Moral entblößten Zeitalters?“

„Unter Adolf hätte man die Pädophilen vergast“, verbreitete die windschiefe Brille und trat so den Beweis an, daß die Evolution in seinem Fall schlampige Arbeit geleistet hatte.

„Jau“, klatschte sich Bernie begeistert auf die Schenkel. „Und danach ab in den Ofen – Leute, ich bin dabei!“

Hanno schlug die Augen nieder. Bei der Vorstellung, seinen Freund Thomas in Sträflingskleidung hinter den Stacheldrahtzäunen von Auschwitz verschwinden zu sehen, fröstelte er. Denn Thomas *war* sein Freund, da biß keine Maus den Faden ab. Der Haken an der Sache: Thomas war auch pädophil. Ein verflixtes Dilemma, aus dem Hanno nicht immer so konsequent wieder herausfand, wie es sein wackeliger Seelenfrieden eigentlich verlangte. Denn an Thomas ließ er keine Kritik zu. Der Gedanke, daß andere Menschen ihn hassen und verachten könnten, war ihm unerträglich. Das erlaubte er sich schließlich nicht einmal selbst. Auch seinen Haß auf Thomas verbarg er in der hintersten Ecke seiner Seele, kapselte ihn dort ein und ließ ihn austrocknen wie eine bewußt vernachlässigte Zimmerpflanze. Oder er versuchte es zumindest. Daß dieser Haß beständig neue Nahrung erhielt, bereitete ihm nicht wenig Kopfzerbrechen. Einen Freund haßte man nicht. Selbst dann nicht, wenn dieser Freund einem die eigene Tochter weggenommen hatte. Mit ihr herumgemacht hatte. Mit ihr geschlafen hatte. Und damit mehr Mut bewiesen hatte als er, denn bei ihm hatte es lediglich dazu gereicht, sich nachts in das Kinderzimmer zu schleichen, dem schlafenden Mädchen die Pyjamahose herunterzuziehen und auf ihren nackten Hintern zu wischen. Damals war Maike sieben gewesen. Das eigentliche Kunststück hatte darin bestanden, anschließend die ganze Schweinerei wieder zu beseitigen, ohne sie dabei versehentlich zu wecken. Und es war ihm anscheinend gelungen, denn Maike hatte ihn auf diese Nacht niemals angesprochen, auf jene Nacht also, in der er zum ersten Mal einen überwältigenden Ekel vor der *Dicken* neben ihm im Ehebett empfunden hatte, die er – so seine gelegentliche Selbstkritik – in einem Anfall von geistiger Umnachtung geheiratet haben mußte.

Inzwischen hatte Peter Alexander den letzten Hauch getan und Platz gemacht für Wolfgang Petry und seinen „Sommer in der Stadt“. Die Dame am Tresen hatte zunehmend Mühe, sich auf ihrem Hocker zu behaupten. Die

fleischigen Schenkel umschlossen den schmalen Sitz wie ein Schraubstock, waren aber zu nachgiebig, um ihrer Besitzerin wirklichen Halt zu verschaffen. Grunzend verlor sie schließlich die Balance und krachte auf den Fußboden, wo sie einen Augenblick verharrte, gleich einem gestrandeten Wal, dabei blöde vor sich hin stierte und dann mit rudernden Armbewegungen nach ihrer pinkfarbenen Handtasche grabschte. Die anderen Gäste quittierten die zirkusreife Vorführung mit johlendem Applaus, während sich Wolfgang Petry redlich, aber erfolglos um Gehör bemühte und seine Anstrengungen schließlich mit einer häßlichen Dissonanz einstellte. Die zu Boden gegangene Frau hatte bei ihrer Suchaktion versehentlich den Netzstecker der Box erwischt und ihn herausgerissen.

„Lokalrunde!“ kreischte Bernie. Auffordernd sah er Hanno an. Der lächelte milde, winkte Papillon zu, erhielt ein unwirsches Kopfnicken als Bestätigung und versank wieder in seinen Grübeleien. Daß sich zwei reichlich angeheiterte männliche Gäste bemühten, die hundert Kilo weibliches Lebendgewicht wieder in die Vertikale zu wuchten, nahm er nur am Rande wahr. Auch ihre unflätigen Kraftausdrücke drangen nicht bis in sein Bewußtsein durch, Ausdrücke, die zornig gespitzten Damenlippen nicht eben zur Zierde gereichten.

In all den Jahren hatte er Thomas seine Eifersucht nie spüren lassen. Auch nicht seinen Haß, denn es konnte nicht sein, was nicht sein durfte. Einen Mann wie Thomas haßte man nicht, denn er war alles das, was Hanno gern geworden wäre, hätten ihn seine Eltern nur weiter zur Schule gehen lassen: gebildet, gewandt und stets geduldig zuhörend. Ein Akademiker eben, einer aus einer anderen Daseinsebene, ohne deren Existenz die Welt aus den Fugen geraten würde. Aber jetzt dieser Thorsten, der unversehens aufgetaucht war und auch noch die Unverschämtheit besaß, bei ihnen zu wohnen, mit ihm Konversation zu treiben und ihn sogar soweit zu bringen, daß er mit diesem Schnösel brummende Gespräche über Sport führte, ihn sogar sympathisch fand, obwohl er ihm eigentlich den Hals umdrehen mußte. Maike und Thorsten bemühten sich zwar um Diskretion, aber sie konnten nicht verhindern, daß er oft genug unfreiwilliger Zeuge ihrer nächtlichen Aktivitäten wurde. Unfreiwillig? Nun ja, wenn man sein Ohr lange genug an die Tür des von den beiden bewohnten Zimmers preßte, vermochte man durchaus unterdrücktes Keuchen und leise quietschende Bettfedern zu hören.

Was die Sache zusätzlich komplizierte: Thorsten war der Sohn von Klaus, seinem alten Saufkumpan. Auch Klaus bezeichnete er als seinen Freund. Kennengelernt hatten sie sich vor vielen Jahren in dieser Kneipe, nachdem Hanno von seinen schweren Vergiftungen soweit genesen war, daß ihm zumindest das Bier wieder schmeckte. Daß die Lunge irreparabel geschädigt war und er sich selbst seit diesem grauenhaften Unfall für einen Krüppel hielt, war nie ein Thema im „Schlesischen Hof“ gewesen. Seine Krankheit war unsichtbar, und die Versuchung lag für andere folglich sehr nahe, ihn als Simulanten zu bezeichnen, der sich seine Rente auf unredliche Weise erschlichen hatte. Viel lieber also lauschte er den Gesprächen, lieber jedenfalls, als sich selbst daran zu beteiligen. Was hatte er auch Großartiges beizutragen? Er hielt sich für minderwertig und dumm. Klaus dagegen war ein sehr extrovertierter Mensch, einer, der in seinem Leben viel erreicht zu haben schien. Für Hanno

war es in früheren Zeiten stets ein Erlebnis gewesen, dem Mann bei seinen lautstarken Erzählungen zu lauschen. Hier war jemand welterfahren und intelligent und gehörte trotzdem, ganz anders als Thomas, seinesgleichen an. Das spürte Hanno sehr genau. Schon deshalb fand er es faszinierend, diesem Narbengesicht („Habe ich von einer schweren Tropenkrankheit gekriegt, damals, als ich im Senegal als Entwicklungshelfer arbeitete“) zuzuhören. Wenn Klaus das alles geschafft hatte – dann könnte *ihm* vielleicht auch noch der ganz große Wurf gelingen, so seine damalige Überlegung.

Er hatte zwei Jahre gebraucht, um zu erkennen, daß Klaus ein Hochstapler und Aufschneider war. Aber da war es schon zu spät gewesen. Mittlerweile hatten sich die Familien angefreundet, und *die Dicke* war Taufpatin dieses kleinen Balgs geworden, den sie Dennis genannt hatten. Hanno wurde Zeuge häßlicher Szenen, die ihn jedoch weitgehend gleichgültig ließen. Es entsprach nicht seinem Geschmack, wie Klaus und diese fürchterliche Marianne mit den Kindern umgingen, aber es interessierte ihn auch nicht weiter. Das war nicht seine Sache, mochten sich andere darum kümmern. Als viel schlimmer empfand er die Erkenntnis, gelehmt worden zu sein. Da war endlich jemand aus *seiner* Welt, der es geschafft zu haben schien – und der entpuppte sich als eitler Schwätzer. Als Schwächling obendrein, der dieser Hexe namens Marianne nichts entgegenzusetzen hatte, der sich von ihr hier in der Kneipe auch schon mal ohrfeigen ließ, weil er anders als sie noch ein Gläschen bestellen wollte, was er sich auch hätte leisten können, denn er war meist wesentlich nüchterner als sie und auch weitaus trinkfester.

Aber Hanno hatte eines gelernt in seiner lieblosen und düsteren Kindheit: *Wahre den Schein, koste es, was es wolle*. Man verkehrte auch weiterhin mit dieser Familie, besuchte sich gegenseitig, verbrachte feuchtfröhliche Abende miteinander und war dabei nichtssagend nett und aufgesetzt fröhlich. Leiden konnte man sich eigentlich schon lange nicht mehr, aber hüben wie drüben legte man Wert auf Etikette. Instinktiv hatte Hanno eines begriffen in seinem Leben: Wer auf der Verliererseite stand, mußte sich mit anderen Verlierern zusammenschließen, vielleicht kam am Ende ja etwas Gutes dabei raus. Zumindest konnte man sich gegenseitig wertschätzen, wenn es andere schon nicht taten, auch wenn man sich insgeheim die Pest an den Hals wünschte.

Daß soviel Frust nur begrenzt zu ertragen war, spürte Hanno allerdings ebenfalls, vor allem seit der Verhaftung von Carlo. Wenn auch stets in den falschen Momenten. Die latent schäumende Wut bahnte sich ihren Weg bei Anlässen, die vergleichsweise lächerlich waren. Da geriet ihm im Supermarkt jemand mit seinem Einkaufswagen in die Quere – er reagierte mit einem Wutanfall, der hart an der Grenze zur Gewalttätigkeit lag. Hanno erlebte sein eigenes Seelenleben in solchen Momenten als eine einzige Lavamasse, als kochendes Magma, das auf die geringste Erschütterung wartete, um dann in einer gewaltigen Eruption an die Oberfläche gespült zu werden und dort verheerende Schäden anzurichten. Und das bereitete ihm zuweilen Unbehagen. Aber Angst vor sich selbst? Nein. Er war doch ein ausgesprochen friedliebender, lebenswürdiger und ständig freundlich lächelnder Mensch, wie ihm alle Freunde bescheinigten ...

Am Tresen kam es zu Tumulten. „Ich will nicht!“ kreischte eine überkippende Stimme. Sie gehörte dem beleibten Frauenzimmer, wie Hanno mit langsam wachsendem Interesse feststellte. Ein dürres Männchen, das genaue Gegenstück zu seiner besseren Hälfte, zerrte an der Frau und flehte: „Nun komm schon nach Hause, Kätzchen. Bitte! Ich will auch ...“ Die Worte erstarben, als eine fette, mit Ringen überfrachtete Hand häßlich klatschend auf seinem Mund landete.

Entsetzt starrte der dürre Mensch sein „Kätzchen“ an. Aus seinem Mundwinkel rann ein dünner Blutfaden. „Hau ab, du Null“, raunzte die Dicke und wandte sich wieder ihrem Kräuterlikör zu. In der Kneipe breitete sich Stille aus. Amüsiert sahen die anderen Gäste zu. Es versprach spannend zu werden.

In den folgenden Sekunden geschahen zwei Dinge gleichzeitig. Zunächst kochte in Hanno die altvertraute Wut hoch. Unkontrolliert und ungebremst drängte sie nach oben und vernebelte ihm den Blick. Seine Wut galt aber nicht dieser Frau. Nein, sie galt dem Mann.

Du verdammter Schwächling! Du alberne Witzfigur! Wehre dich gefälligst!

Der mit diesen wenig schmeichelhaften Attributen belegte Mann tippte im selben Moment seinem „Kätzchen“ auf die massigen Schultern und flehte abermals: „Komm heim – bitte!“

Der nächste Schlag traf ihn so heftig, daß er stolperte und Hanno vor die Füße fiel. Der verschüttete sein Bier – und sah buchstäblich rot.

Er sprang auf, stürzte sich auf den am Boden liegenden Mann und begann ihn zu ohrfeigen. Zunächst noch mit der flachen Hand. Dann ballten sich die Finger zur Faust. Und diese Faust schlug zu. Immer wieder.

Hanno sah um sich herum einen blutroten Nebel wallen, und er sah seine Faust in das Gesicht von *Thomas* krachen, dann in die Visage von *Klaus*, er traktierte *Thorsten*, prügelte seinem Sohn *Carlo* die Schlechtigkeit und seiner Tochter *Maike* die Verworfenheit aus dem Leib. Er schlug seinen *Chef*, der ihn damals in Halle dreizehn geschickt hatte, wo Sekunden später die Fässer hochgegangen waren und ihren todbringenden Nebel verbreiteten, und er schlug die *ganze Welt*, von der er sich um sein Leben betrogen fühlte.

Gelegentlich sah er aber auch das vor Entsetzen verzerrte Gesicht eines völlig Fremden, wie durch eine rötlich gefärbte Milchglasscheibe hindurch, sah dessen weit aufgerissenen Mund, die rissig werdenden Lippen, das Blut, die Tränen, die dem Mann wie ein Sturzbach aus den Augen quollen, und Erbrochenes, das auf den grob gescheuerten Fußboden tropfte.

Er fühlte sich plötzlich gepackt und zurückgerissen.

„Bist du wahnsinnig, Kerl?“ keuchte eine Stimme in sein Ohr. Der Nebel lichtete sich. Ein Mann kroch davon, auf allen Vieren, heiser schluchzend und von dieser fetten Matrone an der Theke mit höhnischem Grinsen beobachtet.

Hanno wurde in die Höhe gezerrt. Benommen sah er sich um und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß er von drei anderen Männern festgehalten wurde. Vor ihm stand Papillon, der zur Tür wies und ihm die Worte förmlich ins Gesicht spie: „Raus, du Scheißkerl. Raus hier – und komm erst dann wieder, wenn du dich beruhigt hast!“ „Was ... was ist denn los?“ flüsterte Hanno benommen. Er schüttelte den Kopf. Irgendwas stimmte hier nicht. Er hörte seine eigene Stimme von weit her kommen. In der Ecke zog sich der dürre Mann an einem Tisch in die Höhe. Er wimmerte zum Herzerweichen und starrte Hanno mit angstgeweiteten Augen an. Warum, zum Teufel, hatte dieser Kerl Angst vor ihm?

„Das weißt du nicht? Wie kommst du dazu, den armen Kerl fast totzuschlagen? Was ist in dich gefahren? Was hat er dir getan? Du bist doch krank, Mensch! Hau ab – und wenn du das Bier nicht vertragen kannst, laß es aus dem Hals, verstanden?“

Mit derben Stößen wurde er zur Tür geschubst. Sekunden später fand er sich auf der Straße wieder.

Es regnete. Auf dem nassen Asphalt spiegelte sich die Leuchtreklame vom „Schlesischen Hof“ wider. Und es war kalt. Zu kalt für die Jahreszeit.

Schluchzend machte sich Hanno auf den Heimweg. Er torkelte, und er rang nach Luft. Die kaputte Lunge machte ihm zu schaffen.

Warum hat diese Scheißexplosion damals nicht ganze Arbeit geleistet? Ich bin doch nur Dreck. Was soll's denn noch?

Die wirklich entscheidende Frage allerdings stellte er sich nicht, während er sich dem Selbstmitleid hingab und mit schleppenden Schritten nach Hause wankte. Nämlich die, wie es zu diesem plötzlichen Gewaltausbruch gegenüber einem völlig Unschuldigen und Unbekannten kommen konnte. Es entsprach nicht seinen Gewohnheiten, Dinge, die er an sich selbst nicht verstand, zu hinterfragen und darüber nachzudenken.

Es erschien ihm wesentlich einfacher, sich selbst zu bemitleiden. Für die Antworten auf die großen und bedeutenden Fragen der Zeit hatte man schließlich die „Bildzeitung“ und „RTL-Explosiv“, nicht wahr. Und was in deren Schemata nicht hineinpaßte, lohnte auch das Nachdenken nicht.

Zur gleichen Zeit, als sich Hanno in der Kneipe seinen dumpfen Grübeleien hingab, saß Thomas den Eltern von Dennis gegenüber.

Es wunderte ihn immer noch, wie bereitwillig sie sich am Telefon auf seinen erstmaligen Besuch eingelassen hatten, denn sie kannten ihn ja überhaupt nicht. Gesprochen hatte er mit dem Vater, dessen sympathische Stimme so überhaupt nicht zu dem Bild passen wollte, das sich Thomas – vielleicht etwas vorschnell, wie er zugab – zugelegt hatte.

Thomas mußte mit Gewalt seine heftige Aufregung niederkämpfen. Hier also lebte und litt sein kleiner Dennis. Aber litt der Kleine wirklich? Bisher kannte er ja nur Thorstens Version, und er schalt sich einen grandiosen

Dummkopf. Immerhin hätte er als altgedienter Lehrer wissen müssen, mit welcher Vorsicht die Aussagen frustrierter Jugendlicher zu bewerten waren, sobald es um deren Elternhaus ging.

Ein durchschnittliches und durchaus freundlich eingerichtetes Wohnzimmer, peinlich aufgeräumt, eine große Blumenvase mit farbenprächtigen und duftenden Inhalt in der Ecke, ein sicherlich nicht billiger Breitwandfernseher, eine HiFi-Anlage vom Feinsten – das war Hannos erster Eindruck.

Verstohlen betrachtete er seine Gastgeber, während er sich umständlich eine Zigarette anzündete. Der Mann: fünfzig, ein Allerweltstyp, an dem lediglich das vernarbte Gesicht unter kurzgeschnittenen, grau werdenden Haaren auffiel. Schlechte Zähne, eine offenbar mehrmals gebrochene und schlecht geheilte Nase sowie unstete Augen, die jeden Blickkontakt mit Thomas mieden.

Ganz anders die Frau. In gewisser Hinsicht erinnerte sie Thomas an Christina: Eine Kombination von extrem übergewichtig und ungepflegt. Ein Pullover, der einen penetranten Schweißgeruch ausströmte, die kurzen braunen Haare fettig und ungekämmt, und tiefliegende Augen in einem aufgeschwemmten Gesicht, aus denen ihn ein herausfordernder Blick traf. Sie mochte früher vielleicht sogar schön gewesen sein, aber die Vielzahl der Schwangerschaften, und der Alkohol hatten deutliche Spuren hinterlassen. Soweit Thomas wußte, war sie erst neunundvierzig, sah aber älter aus.

Beide verhielten sich abwartend und hüllten sich in beredtes Schweigen. Thomas spürte sehr deutlich, daß er alles andere als willkommen war. Warum aber hatten sie ihn dann überhaupt empfangen?

„Sie waren mal Lehrer?“ schoß der Mann unvermittelt die erste Frage ab.

Thomas zuckte zusammen. „Ja. Woher wissen Sie das?“

Der Mann winkte ab. „Ich kenne den Hanno ganz gut. Er hat es mir vor einiger Zeit erzählt. Wir sind befreundet, wissen Sie.“

Seine Frau nickte eifrig, sagte aber noch immer nichts.

Thomas erkannte plötzlich, warum es die beiden nicht gewagt hatten, seinen Besuch abzulehnen.

Die haben eine ganz erbärmliche Angst vor mir!

„Inzwischen arbeite ich aber nicht mehr in diesem Beruf“, fühlte er sich deshalb zu einer Erklärung bemühtigt.

„Im Internet liegt die Zukunft, deshalb habe ich mich vor einigen Jahren umorientiert.“

Der Mann nickte und setzte eine überlegene Miene auf. „In dieser Richtung bilde ich mich auch gerade weiter. Vielleicht können wir ja mal Geschäftspartner werden.“

„Ach?“ Thomas hob eine Augenbraue.

„Gewiß. Meine Spezialität ist die direkte HTML-Programmierung, ohne den Umweg über irgendwelche Oberflächen wie Windows oder so.“

Thomas war versucht, laut aufzulachen, beherrschte sich aber meisterhaft. Thorsten hatte recht gehabt: Der Mann war ein Spinner. Und er schien nicht einmal zu bemerken, welchen Unfug er von sich gab.

Erster Minuspunkt.

Für Dummheit können Menschen nichts, wohl aber für Frechheit.

„Wo sind eigentlich Ihre Kinder?“ wechselte Thomas das Thema.

„Geld verdienen“, antwortete die Frau wie aus der Pistole geschossen. „Bei uns gibt es kein Faulenzen.“

„Um diese Zeit noch?“ fragte Thomas irritiert. Immerhin war es nach acht Uhr abends.

„Natürlich, was denken Sie? Nicht alle sind solche Versager wie Thorsten.“ Die Stimme der Frau, heiser wie ein Reibeisen, bekam einen schrillen Unterton. „Wir legen Wert darauf, daß unsere Kinder was werden. Und dafür müssen sie etwas tun. Bis auf die Kleinen natürlich, aber die Großen machen ihren Weg, und darauf sind wir stolz. Nur eben Thorsten nicht, der ist eine große Enttäuschung für uns. Seit er mit dieser Schla... mit Maike zusammen ist, hat er nur noch Flausen im Kopf.“

„Das ist für Eltern immer sehr schmerzhaft, sowas“, ergänzte der Mann salbungsvoll und warf seiner Frau einen unsicheren Blick zu.

Thomas zerbrach sich in diesem Moment nur über eine Frage den Kopf: *Für wie blöd halten die mich eigentlich? Sie müssen doch wissen, daß ich mit Thorsten schon gesprochen habe und demnach weiß, was hier wirklich los ist!*

„Nun, deshalb bin ich hier“, sagte Thomas ruhig, ohne sich etwas von seinen Gedanken anmerken zu lassen.

„Vielleicht kann ich helfen. Ich kenne die Maike seit vielen Jahren, und da blieb es natürlich nicht aus, daß ich vor kurzem auch Ihren Sohn kennengelernt habe. Er scheint momentan einige Probleme mit sich selbst zu haben, und da ich irgendwo trotzdem Lehrer geblieben bin, juckt es mich natürlich, zu helfen, wenn ich kann.“

„Ach deshalb!“ entfuhr es der Frau. Sie verlor etwas von ihrer Anspannung.

Der Mann lächelte wissend. „Einmal Pädagoge – immer Pädagoge“, versuchte er sich in tiefschürfenden Lebensweisheiten und schielte beifallheischend auf seine Frau.

Es war offensichtlich: Der Kerl hatte nicht nur Angst vor ihm, sondern auch einen gehörigen Respekt vor diesem Weib. Die Situation entbehrte nicht einer gewissen Komik. Unwillkürlich rechnete Thomas damit, daß sie ihm auf die Finger klopfte und befahl: *Kusch! Ab ins Körbchen!*

Er drückte seine Zigarette aus und fragte betont beiläufig: „Wo ist eigentlich der Dennis? Auch den habe ich inzwischen ja kennenlernen dürfen.“ Angelegentlich beschäftigte er sich mit seinem Feuerzeug. Auf seiner Stirn erschienen kleine Schweißtropfen.

„Beim Fußballtraining“, bellte das Frauenzimmer. „Und daß ihr ... daß Sie ihn kennen, weiß ich schon längst. Er hat ja genug von Ihnen erzählt.“

Thomas starrte sie an. „Wie bitte? Wir haben uns doch gerade eine halbe Stunde gesehen, da wird er kaum allzu viel von mir wissen.“

Jedenfalls das Entscheidende nicht.

Bissig erwiderte sie: „Ich wüßte auch gern, warum. Vielleicht hat sich der kleine Scheißer bei Ihnen ausgeheult? Glauben Sie ihm kein Wort, er lügt schon, wenn er nur den Mund aufmacht.“

Sie bebte vor unterdrückter Wut.

„Na, na“, besänftigte ihr Gatte und erntete dafür einen vernichtenden Blick. „So schlimm ist er auch wieder nicht. Er ist ... nun, er ist manchmal etwas temperamentvoll, das stimmt. Das sind Jungs in seinem Alter schon mal.“ Er duckte sich, als erwarte er Schläge, aber in diesem Moment war ein leises Weinen aus dem Nebenzimmer zu hören, und die Frau erhob sich abrupt. „Die Kleine“, sagte sie nur und verschwand.

„Es ist manchmal nicht einfach mit so vielen Kindern“, seufzte der Mann nach einem Moment unbehaglichen Schweigens und warf Thomas einen flehenden Blick zu. „Wissen Sie ... ach scheiße, wollen wir uns nicht duzen? Ich heiße Klaus.“

Thomas nickte nur.

„Weißt du, ich bin ein viel beschäftigter Mann. Der Job verlangt mir alles ab – mittleres Management bei der Bahn, weißt du ...“

Du bist beim Stellwerk beschäftigt, du Angeber!

„Und dann bin ich noch ehrenamtlich sehr engagiert, nämlich im Tierschutz ...“

Ja, ich weiß, im Kaninchenzüchterverein.

„... Und da bleibt es nicht aus, daß meine Frau bei aller Gutherzigkeit manchmal etwas barsch reagiert, denn sie muß ja einen Großteil der Erziehung allein leisten. Die heutige Jugend ist eben nicht einfach ...“

Besonders bei solchen Eltern nicht.

„... und schon kommt es manchmal zu Überreaktionen. Du verstehst?“

Thomas wurde einer Antwort enthoben, denn plötzlich stand Dennis im Wohnzimmer.

Unmerklich war der Junge hereingekommen, und er mußte die letzten Worte seines Vaters gehört haben. Eine Sporttasche hing ihm über der rechten Schulter. Wie angenagelt blieb er stehen und starrte Thomas an. Sekundenlang.

Für den ehemaligen Lehrer war es wie ein Schock. Tagelang hatte er sich diesen Augenblick vorzustellen versucht, hatte sich immer wieder das Gesicht des Jungen in Erinnerung gerufen, die großen, traurigen Augen, den zarten Körper – und nun war dieser Augenblick gekommen, und er war doch ganz anders, als er ihn sich vorgestellt hatte.

Er glaubte Verunsicherung im Gesicht des Kleinen zu erkennen, aber auch Wiedersehensfreude – und dann diesen ängstlichen Blick, den er seinem Vater zuwarf und der Thomas ins Herz schnitt.

„Kannst du nicht grüßen?“ fuhr Klaus den Jungen an.

„Hallo“, sagte Dennis leise.

Thomas schwitzte und fror zugleich. „Hallo, Dennis“, antwortete er und schluckte. Das, was ihm im Halse saß, war nicht nur ein Frosch. Es war eine ausgewachsene Kröte.

Er raffte sich auf. „Ich hätte wohl mal Lust, dein Zimmer zu sehen“, sagte er betont forsch. Irgend etwas mußte er jetzt tun, das wußte er.

Dennis wich entsetzt zurück.

Schwerer Fehler!

Verflucht, wie hatte er das vergessen können? Das Zimmer mußte ein einziges Trümmerfeld sein, und das war dem Jungen natürlich peinlich.

Einen solchen dämlichen Einstand hast du dir früher nie geleistet, du Tropf.

Klaus lachte auf. Es war ein humorloses und gleichzeitig ein schadenfrohes Gelächter. „Gute Idee! Zeige dem Thomas mal, was du angerichtet hast. Er war früher Lehrer, weißt du das? Mit sowas wie dir hätte er damals bestimmt kurzen Prozeß gemacht!“

Dennis hob hilflos die Schultern, und Thomas warf dem Mann einen bösen Blick zu, den der aber nicht bemerkte – er schien jedes Interesse verloren zu haben und suchte nach der Fernbedienung für den Fernseher.

Halt bloß die Schnauze, du Wichser!

Wortlos ging Dennis voran, vorbei am Zimmer der kleinen Schwester. Dort war Marianne leise fluchend damit beschäftigt, das Bettchen neu zu beziehen. Offenbar war etwas daneben gegangen, was bei zweijährigen Kindern zuweilen noch zu passieren pflegt. Nicole, ein ausgesprochen niedlicher Lockenkopf, saß derweil im Laufgitter und versuchte allem Anschein nach herauszufinden, ob man die Zwischenräume zwischen den Stäben vergrößern konnte. Diese Tätigkeit nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, wie die zwischen den Lippen herausschauende Zungenspitze und der konzentrierte Gesichtsausdruck bewiesen.

Dennis wurde von der Frau keines Blickes gewürdigt.

Der Junge öffnete eine Tür und ließ Thomas den Vortritt. Und was der nun zu sehen bekam, verschlug ihm in der Tat die Sprache.

Früher mußte es in diesem Raum durchaus gewöhnliche Möbel gegeben haben, eben solche, wie sie für Jugendzimmer üblich waren: Schrank, Bett, Schreibtisch, Stuhl und sogar einen kleinen Fernseher. Auch ein Sessel war vorhanden. Und neben dem Fernsehgerät schien der das einzige Möbelstück zu sein, das den Tornado überlebt hatte – und irgend etwas in der Art eines Tornados mußte es gewesen sein, was hier unlängst getobt hatte. Der Kleiderschrank stand nicht mehr, er lehnte an der Wand, anderenfalls wäre er wohl zusammengebrochen. Die Türen hingen schief in den Angeln. Auf dem Fußboden, der stellenweise das Vorhandensein einer billigen und fleckigen Auslegeware ahnen ließ, stapelte sich in wirren Haufen die Wäsche, umrahmt von verstreuten Teilen eines Schiffsmodellbaukastens. Der Schreibtisch bildete eine schiefe Ebene mit atemberaubendem Gefälle – Beine waren nur noch auf der einen Seite vorhanden, auf der anderen Seite, am unteren Ende

dieser Ebene, vereinten sich zerfledderte Hefte, Schreibutensilien, eine zerbrochene Schreibtischlampe und Spielkarten zu einem unentwirrbaren Chaos. Die Tischbeine selbst lagen nutzlos in der Ecke. Auch das Bett hatte nachhaltig gelitten. Mehrere gestapelte Bücher ersetzten an einer Ecke die Beine und stellten auf diese unorthodoxe Weise die Balance wieder her, anderenfalls hätte sich der Schlafende einer permanenten und im höchsten Maße lästigen Rutschpartie ausgesetzt. An der Wand klebten zerrissene Poster von Bruce Lee, ein anderes Poster, das ein Rennauto zeigte, schien Zielscheibe für einen mit Saft gefüllten Becher gewesen zu sein. Bizarre Muster, gebildet von einer inzwischen eingetrockneten dunkelgelben Flüssigkeit, gaben dem Kühlergrill des Wagens ein etwas gewöhnungsbedürftiges Aussehen. Gardinen mußte es früher auch einmal gegeben haben – soweit die zerfetzten Überbleibsel, die vor dem Fenster hingen, solche Rückschlüsse überhaupt noch zuließen.

Thomas war schockiert, bekam sich aber schnell wieder unter Kontrolle.

Das sollte Dennis angerichtet haben? Unvorstellbar! Dieses zarte Kerlchen?

Er lächelte etwas gequält. „So sieht es manchmal auch bei mir aus“, übertrieb er schamlos.

Dennis sah ihn aus kugelrunden Augen an. „Sie halten mich nicht für einen Irren?“ fragte er beklommen und kratzte sich hinter einem seiner süßen Segelohren.

„Wer hat denn einen solchen Quatsch behauptet? Nein, du bist kein Irrer. Aber wütend werde ich trotzdem gleich.“

Dennis fuhr zusammen und wich zurück.

„Nein, nein“, sagte Thomas sanft und war versucht, den Kleinen an sich zu ziehen. Er beherrschte sich aber. „So habe ich es nicht gemeint. Aber für jedes ‚Sie‘ gibt es ab jetzt einen Gummipunkt, verstanden? Ich heiße Thomas, und ich dachte, darauf hätten wir uns schon längst geeinigt.“

Dennis nickte erleichtert und lächelte schwach.

Thomas sah sich erneut um. „Du mußt verdammt wütend gewesen sein“, stellte er fest.

Dennis nickte erneut. „Ja, manchmal verliere ich die Kontrolle über mich.“

Thomas stutzte. Das eben war eine Formulierung gewesen, wie sie aus Erwachsenenmund hätte kommen können – aber nicht aus dem Munde eines Neunjährigen. Und dennoch klang der Satz so selbstverständlich, wirkte er in keiner Weise aufgesetzt – Dennis *war* so. Das spürte er.

Der Kleine ließ nun achtlos die Sporttasche fallen, stieg über das Chaos hinweg, fegte einen Stapel Comics vom Sessel und ließ sich darauf nieder. Er schaltete den Fernseher ein, griff nach einer Spielkonsole und lud mit wenigen, aber sicheren Griffen ein Strategiespiel. Völlig in sich versunken bewegte er den Joystick. Thomas beobachtete ihn und sagte nichts. Jenseits der Tür, im Wohnzimmer, hörte er die Eltern miteinander reden. Er verstand kein Wort, und ihr Gespräch interessierte ihn auch nicht. Er hatte nur noch Augen für den Jungen, er nahm den Anblick in vollen Zügen in sich auf und wünschte sich, die Zeit möge stehen bleiben.

Dennis blickte auf. Mit einer schüchternen Bewegung rückte er zur Seite und deutete auf den freiwerdenden Platz. „Setz dich“, forderte er Thomas auf und lächelte scheu.

Das ließ der sich nicht zweimal sagen. Er zwängte sich mit auf den Sessel und beglückwünschte sich, daß er eher an Unter- denn an Übergewicht litt. So hatten sie beide es zwar nicht sonderlich bequem, aber dennoch ausreichenden Platz auf dem Sitzmöbel.

Thomas spürte die Wärme des kleinen Körpers, er vernahm die Stimme, die ihm ruhig und konzentriert die Grundregeln des keineswegs primitiven oder gar einfachen Spiels erklärten, und er sog den feinen Seifenduft auf, der Zeugnis davon ablegte, daß der Junge nach dem Sport geduscht haben mußte.

Er verstand nur wenig von dem, was ihm Dennis erklärte. Er hatte genug damit zu tun, sich vorzustellen, beim Duschen dabei gewesen zu sein. Er war vollauf damit beschäftigt, jede Faser seines eigenen Körpers auf hundertprozentigen Empfang zu schalten, um die Wärme des Jungen in sich aufzunehmen, nicht ein Quentchen davon zu verlieren, sie in sich eindringen zu lassen wie eine belebende Substanz. Und er verfluchte sich für die hartnäckige und fast schmerzhaft erektile Erektion, die ihm in diesem heiligen Moment als etwas Unanständiges, Animalisches und geradezu Widerliches dünkte. Abgesehen von diesem kleinen und von seinen Trieben verursachten Schönheitsfehler war es zum Weinen schön. Und da spürte er sie auch schon aufsteigen, die Tränen. Heftig schluckend kämpfte er sie nieder und mußte obendrein noch an sich halten, dem Kleinen nicht einfach den Arm um die Schultern zu legen und ihn an sich zu ziehen.

Die Idylle wurde brutal zerstört, als sich plötzlich die Tür öffnete und Marianne den Kopf hereinsteckte. „Zeit fürs Bett“, knurrte sie und ignorierte das Bild von Harmonie und Eintracht, das jeder sensibleren Mutter wohl Anlaß zu heftigen Grübeleien gegeben hätte. Krachend fiel die Tür ins Schloß, und sie waren wieder allein.

Sie schwiegen.

Thomas umschloß sachte die kleine Hand, die sich vom Joystick gelöst hatte. Dennis zog sie nicht zurück. Verloren starrte der Junge auf den Bildschirm, wo ein halbfertiges Dorf darauf wartete, weitergebaut zu werden.

„Schade“, sagte Thomas nur. Dennis nickte, schwieg aber weiterhin.

Thomas setzte nun alles auf eine Karte. Er hatte genug. Er wollte wenigstens einen winzigen Teil seiner Gefühle preisgeben. Er wollte Dennis beschützen, ihm zeigen, daß er nicht allein war. Er glaubte, das tun zu dürfen. Er war in diesem Moment sogar überzeugt davon, es tun zu müssen.

„Du mußt mir etwas versprechen“, sagte er heiser und drückte vorsichtig die Hand des Jungen. Dennis ließ es geschehen und sah ihn aus seinen großen Augen fragend an.

„Wenn es dir wieder einmal richtig schlecht geht – sage mir Bescheid. Ich bin für dich da. Tag und Nacht. Hier ist meine Karte. Versprichst du mir das?“

Keine Reaktion. Nur diese großen Augen, der intensive Blick, der eine einzige große Frage zu sein schien.

„Du brauchst jetzt nichts zu sagen“, fügte Thomas hinzu. Er war ein wenig gekränkt, daß Dennis nicht mit einem jubelnden „Ja“ geantwortet hatte, ließ sich aber nichts anmerken. „Aber ich habe zum Abschluß eine Bittere.“

„Welche?“ fragte Dennis sachlich. Noch immer dieser Blick, in dem Thomas zu versinken drohte.

„Darf ich ... darf ich dich zum Abschied umarmen?“

Keine Antwort. Nur dieser tiefgründige Blick, der unverwandt an seinem Gesicht hing.

Thomas wagte es. Vorsichtig legte er seine Arme um Dennis und zog ihn an sich. Er spürte, wie sich der Junge versteifte. Zutiefst verletzt wollte er ihn wieder freigeben, als er plötzlich, von einem Sekundenbruchteil auf den anderen, etwas anderes bemerkte. Und das irritierte ihn.

Dennis entspannte sich nämlich wieder. Und dann begann er zu zittern.

Mein Gott, er zittert schon wieder – so wie damals!

Behutsam streichelte er dem Jungen über den Rücken. Dennis stieß zischend die Luft aus, ließ ihn aber auch in diesem Punkt gewähren.

Als Thomas losließ, traf ihn ein Blick, der ihn bis ins Mark erschütterte.

Himmel, der Junge weint – und er vergießt dabei keine einzige Träne, schluchzt nicht einmal! Sowas gibt es doch gar nicht!

„Gute Nacht, mein Freund“, würgte er, erhob sich und verließ fluchtartig das Zimmer. Kurze Zeit danach hatte er sich auch von den Eltern verabschiedet. „Komm mal wieder vorbei“, forderte ihn Klaus ohne große Begeisterung auf. Thomas versprach es, und eine Minute später saß er im Auto.

Er kam nur bis zur nächsten Bushaltestelle. Er lenkte den Wagen in die Haltebucht, schaltete den Motor ab und umklammerte das Lenkrad.

Dennis, was hat man dir nur angetan?

Während sich Thomas mit fliegenden Fingern eine Zigarette anzündete, saßen im fernen Österreich zwei Menschen vor dem Computer und versuchten der Hunderte von E-Mails Herr zu werden, die sich allein in den vergangenen achtundvierzig Stunden angesammelt hatten. Mit glühenden Ohren tippte der zehnjährige Jörg, auch der „Internetprinz“ genannt, eine Antwort auf die wehmütige E-Mail eines frustrierten Boylovers in die Tastatur. Sein alter Freund, genannt „Rose69“, saß an seiner Seite und half ihm, die richtigen Tasten zu finden. So ganz sattelfest war der kleine Mann beim Schreiben nämlich noch lange nicht.

Schließlich schickte Jörg, nach einem letzten fragenden Blick in Richtung seines Freundes, die Mail ab und gähnte dann herzhaft.

„Schluß für heute?“ fragte der Alte lächelnd.

Der Junge nickte nur. Gedankenverloren starrte er auf den Bildschirm.

„Und die haben sich alle in mich verliebt?“ fragte er plötzlich.

Der Mann nickte.

„Nur deshalb, weil die mich alle nackt gesehen haben?“

„Nein, Jörg, nicht nur deshalb.“ Der Alte schüttelte den Kopf. „Du hast eben etwas an dir, das auf Menschen wie uns eine ziemliche Wirkung ausübt. Erhalte dir deine innere Fröhlichkeit, dieses herrliche Lachen – das ist es nämlich, was ein Boylover, wie einige von uns sich nennen, so liebt. Natürlich auch deinen Körper, aber das gehört alles irgendwie zusammen. Verstehst du, was ich meine?“

Der Junge schüttelte den Kopf und grinste. „Nee, nicht so ganz.“

„Irgendwann wirst du es verstehen, denke ich.“

Der Junge betrachtete wieder den Bildschirm. Dann sagte er nachdenklich: „Eigentlich sind die alle total lieb. Und eigentlich tun mir die auch alle leid.“

„Warum?“

„Weil die meisten keinen Freund haben. Und sich deshalb in mich verlieben müssen. Ich bin doch nur ein Bild für die.“

Der Mann nickte nachdenklich. Der Kleine hatte das wesentliche Problem begriffen.

Und da sage noch einer, Kinder hätten kein Feingefühl!

Der Junge grinste wieder. Dieses Mal schelmisch. „Wenn wir schlafen gehen – streichelst du mich dann wieder?“

„Alles, was du möchtest – sehr gern sogar!“

„Aber vorher essen wir noch eine Pizza!“

„Auch das, natürlich.“

„Kriege ich dann wieder ein Glas Wein?“

„Hm. Muß das sein?“

„Klar. Schließlich bist du nicht mein Opa. Sondern mein Freund. Und Freunde trinken Wein miteinander. Das weiß ich von meinem Papa!“

Dieser Logik vermochte sich auch „Rose69“ nicht zu verschließen. Seufzend fragte er sich, wann der Kleine wohl nach der ersten Zigarre verlangen würde.

Dennis lag noch lange wach. Er starrte in die Dunkelheit und lauschte dem monotonen Geräusch des Regens, der gegen das Zimmerfenster trommelte.

Er dachte nach. Vor allem über Thomas und dessen kleine Visitenkarte. Vor dem Zubettgehen hatte er sie in einer alten Blechdose deponiert, die unter der Ruine seines Betts ihr festes Versteck hatte.

In dieser Blechdose befanden sich ein altes Taschenmesser, das er einmal von seinem längst verstorbenen Opa geschenkt bekommen hatte, der abgenagte Bleistift einer von ihm zutiefst verehrten und heimlich geliebten

Klassenkameradin, den er ihr in einer Pause stibitzt hatte, und eben seit heute auch diese Visitenkarte von Thomas.

Diese Blechdose enthielt seine wichtigsten Schätze, die er notfalls mit seinem Leben verteidigen würde – so, wie es die tapferen Helden des Raumschiffs *Enterprise* mit ihren Schätzen taten. Denn auch die setzten ihr Leben ein. Für andere Dinge, gewiß, ganz bestimmt nicht für ein rostiges Taschenmesser, für einen alten Bleistift und eine Visitenkarte.

Aber er war nur ein kleiner Junge, und diese drei Dinge bedeuteten ihm in diesem Moment das Wichtigste auf der Welt.

Langsam glitt Dennis in den Schlaf. Vielleicht würden ihn heute nacht die gräßlichen Wesen, die ihn sonst im Schlaf heimsuchten, zufrieden lassen.

Vielleicht.

Sechs

Der heutige Tag war privaten Verrichtungen vorbehalten, wie ihm am Vorabend der Outlook-Express, seine computergesteuerte Terminplanung, verraten hatte. Die erste Unternehmung war wenig dazu angetan, mit Freuden das Bett zu verlassen, während die zweite ein Ereignis war, dem er mit fieberhafter Erregung entgegenblickte – und zwar schon seit Wochen.

Etwas übernächtigt hielt er vor dem Mehrfamilienhaus, in dem Hanno und seine Familie wohnten. Maikes Vater erwartete ihn bereits und stieg wortlos zu ihm ins Auto. Da Hanno aus Gründen, aus denen er ein dunkles Geheimnis zu machen pflegte, keinen Führerschein besaß, hatte er vor einigen Tagen Thomas darum gebeten, mit ihm zusammen Carlo aus der Jugendstrafanstalt abzuholen. Acht Monate hatte der junge Mann dort verbracht, zusätzlich zu den sechs Monaten Untersuchungshaft. Daran, daß sie ihn wesentlich geläutert hatten, hegte Thomas seine Zweifel. Auch Maike war nicht sehr überzeugt davon, daß ihr Bruder seine Gewohnheiten entscheidend geändert haben würde. Wie sagte sie doch vor wenigen Tagen, als er mit ihr in der Mensa der Universität zu Mittag aß? „Er ist ein kleines Dreckstück, und ich verwette meine Seminarunterlagen darauf, daß er bald wieder Scheiße baut.“

Wenigstens sie machte ihm derzeit keine großen Sorgen. Demnächst würde das zweite Semester ihres Medizinstudiums beginnen. Mit Thorsten war sie immer noch zusammen. Zwischen den beiden schien es ausgezeichnet zu klappen, während ihr Verhältnis zu Hanno und Christina immer gespannter wurde. Die Tatsache, daß Thorsten mittlerweile einen Ausbildungsplatz zum Speditionskaufmann erhalten hatte und abends nicht selten völlig übermüdet heimkehrte, verbesserte die Atmosphäre in der beengten Sozialwohnung nicht gerade, und auch der

Umstand, daß Thorsten fünfhundert Mark Kostgeld im Monat zahlte, ließ offenbar keine rechte Freude aufkommen.

Thomas war das alles gleichgültig, solange er nicht allzu sehr in die schwelenden Auseinandersetzungen hineingezogen wurde. Viel wichtiger war ihm Dennis, den er in den vergangenen, fast eineinhalb Jahren zwar nicht sehr oft, aber doch regelmäßig sehen durfte.

„Bleibst du heute zum Mittagessen?“ fragte Hanno hoffnungsvoll. Die Aussicht, der wiedervereinten Familie allein ausgesetzt zu sein, schien ihm Unbehagen zu bereiten.

„Nein“, sagte Thomas kurz angebunden und wich einem Auto aus, dessen Fahrer sich offenbar nicht entscheiden konnte, ob er links oder rechts abbiegen sollte. Dabei wäre es fast zum Zusammenstoß gekommen, und Thomas stieß einen erbitterten Fluch aus.

Hätten die das nicht mit dem Taxi erledigen können?

„Ich bin eingeladen“, erklärte Thomas und nahm seiner brüskten Ablehnung damit die Schärfe. „Dennis wird heute elf. Kommt Christina auch?“

„Nee.“

„Warum nicht?“ fragte Thomas irritiert. „Sie ist schließlich seine Taufpatin!“

„Na und? Im Moment haben wir von denen die Schnauze voll. Laden uns ihren Sprößling auf den Hals und halten sich dann vornehm zurück. Kannste alle in der Pfeife rauchen, diese Typen.“

„So, so.“ Ein weiterer Kommentar erschien Thomas überflüssig. Ihm kam ein altes Sprichwort in den Sinn: *Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.*

Was ihn viel mehr wunderte, war der Umstand, daß Hanno nicht endlich *die* Frage stellte.

Nämlich die Frage, was er, Thomas, eigentlich ständig mit dem kleinen Dennis zu schaffen hatte. Schließlich wußte Hanno doch, zu welcher Fakultät er gehörte.

Aber auch das war typisch für diese eigenartige Familie: Weder Hanno noch Christina schien es im geringsten zu interessieren, was um sie herum vorging. Nicht einmal das Offensichtliche. Nur Maike warf ihm immer wieder einen teils schmerzvollen, teils bösen und teils besorgten Blick zu, sobald er über Dennis sprach oder sich bei Thorsten nach ihm erkundigte. Er wußte, daß die beiden Brüder – gegen den Willen der Eltern – nach wie vor Kontakt miteinander hatten. Thorsten liebte Dennis, und er litt darunter, daß er seine jüngste Schwester, die inzwischen fast vierjährige Nicole, seit dem großen Krach nicht mehr sehen dürfen. Selbst mit Dennis mußte er sich heimlich treffen.

Ja, in diesem Punkt waren Marianne und Klaus sehr konsequent.

Carlo erwartete sie bereits vor dem Haupteingang zur Strafanstalt. Seine Habseligkeiten paßten in einen mittelgroßen Koffer. Verdrossen stieg der junge Mann zu ihnen ins Auto und brummte irgendwohin ein „Moin“.

Thomas spürte Zorn aufsteigen. Er wußte aus eigener Erinnerung, welch ein Freudentag die Entlassung aus dem Gefängnis eigentlich war. Dieser kleine Mistkerl hingegen ... Immerhin mußte er Carlo zugestehen, daß er die vierzehn Monate genutzt hatte, um an seiner Figur zu arbeiten. Er war bei weitem nicht mehr fett, allenfalls noch etwas zu kräftig. Sein Haar trug er extrem kurz. Die Rückfahrt verlief schweigend. Carlo hatte gleich zu Beginn zu verstehen gegeben, daß ihm an einem Gespräch über die vergangene Zeit im Knast nicht gelegen war. Mürrisch starrte er zum Fenster hinaus. Nachdem Thomas die beiden abgeliefert hatte, fuhr er noch einmal nach Hause, um an einer Homepage weiterzuarbeiten. Nur langsam tropfte die Zeit dahin. Für fünfzehn Uhr war er bei Dennis angemeldet. Kurz nach vierzehn Uhr gab er es auf. Ihm fehlte es heute – wieder einmal – an der rechten Konzentration. Rasch schrieb er Jörg, dem „Internetprinzen“, noch eine E-Mail. Seit einem halben Jahr hatte er mit dem Jungen Kontakt. Lächelnd betrachtete er die letzte Mail des Kleinen und las langsam die Worte, die ihm gestern abend erst ein heftiges Gelächter und dann nicht weniger heftige Wehmut beschert hatten:

Hi, Thomas!

Wir waren heute ganz geil essen, der Paul und ich. Ich mußte ganz vornehm tun, und das war irgendwie toll. Sogar einen Schlips mußte ich tragen. Das Essen hat ganz viele Schilling gekostet, aber Paul sagt nicht, wieviel. Er meint, das ist ein nachträgliches Geschenk zu meinem zwölften Geburtstag. Geil, nicht?

Nee, mir kommt immer noch nichts. Doof ist das. Ich mache es manchmal fünf Mal am Tag, wenn Paul nicht da ist. Entweder denke ich an ihn oder an die geile Tussy, die in unserer Klasse der absolute Feger ist. Aber solange bei mir kein Sperma kommt, will ich mit der nicht rummachen. Die lacht mich bestimmt aus. Solange lasse ich Paul bei mir wachsen, bei dem brauche ich keine Angst zu haben. Der bringt mir jetzt übrigens bei, wie ich Mädchen streicheln muß. Toll, nicht?

Hast du endlich Markus angequatscht, ob er mit dir pennt? Oder Dennis? Warum fragst du sie nicht einfach? Paul hat mich damals auch gefragt, und es war toll. Warum hast du soviel Schiss? Kapiere ich nicht! Du liebst die beiden doch, oder?

Du willst wissen, ob ich noch so viele Brieffreunde habe. Nee, habe ich nicht mehr. War zum Schluss zu gefährlich. Jetzt sind es nur noch sechs Boylover. Weisst du, die anderen wollten meine Adresse haben und so. Die Fotos können sie ja kriegen, mich aber nicht. Ich finde das echt Scheisse, was einige machen. Einer wollte mich ficken und mir dafür ganz viel Geld geben. Paul ist ganz schön sauer geworden. Ich auch.

Ich verstehe die ja alle, aber das will ich nicht. Ehrlich nicht! Ich finde es stark von dir, dass du nicht auch so'n Mist schreibst. Dafür kriegst du heute auch ein Bild von mir, das Paul gestern mittag mit seiner Digitalkamera gemacht hat. Viel Spass – und passe auf die Tastatur auf, hähä! Das klebt nämlich ganz schön! (Nur gut, dass bei Paul meistens nur noch heisse Luft kommt, gröl!)

Ciao, dein Jörg

Thomas betrachtete das Bild, und ihm wurde erneut heiß. Es zeigte den immer noch wunderschönen Jörg bei der Selbstbefriedigung. Das verzerrte Gesicht, dieser völlig entrückte Ausdruck – Paul, besser bekannt als „Rose69“, mußte im richtigen Moment den Auslöser betätigt haben.

Auf dem Weg zum Auto lief ihm Markus über den Weg. „Hallo“, rief der Junge fröhlich herüber. Der beginnende Stimmbruch war nicht länger zu leugnen.

Wieder eine Blume, die nun langsam verblüht ...

Andererseits: Mit dreizehn Jahren war Markus noch immer äußerst appetitlich anzusehen. Wie würde sich Rüdiger in diesem Fall ausdrücken? „Den könnte ich noch nicht von der Bettkante schubsen, vorausgesetzt, er täte ganz artig ‚Bitte‘ sagen.“

Eben.

Aber ihn „anzuquatschen“, wie Jörg sich auszudrücken beliebte? Nein, das kam überhaupt nicht in Frage.

Kurz vor drei erreichte er sein Ziel. Die Besuche bei Dennis gerieten stets zu einer zwiespältigen Angelegenheit. Trotz aller Bemühungen war es ihm bisher nicht gelungen, die Eltern auch nur einen Deut sympathischer zu finden als zu Beginn ihrer Bekanntschaft. Nun gut, sie übten sich in seiner Anwesenheit in Selbstbeherrschung, aber sie ließen ihn auch spüren, daß sie ihn nach wie vor als Fremdkörper betrachteten. Was sie aber wiederum nicht daran hinderte, ihn Stück für Stück in ihre Familienprobleme einzuweißen. Mittlerweile wußte er alles, zumindest alles das, was vom Standpunkt der Eltern aus gesehen bei *anderen* schief lief. Sie selbst wähten sich an den unerfreulichen Entwicklungen, die einige der erwachsenen Kinder einschlugen, durchweg unschuldig. Und Thomas lag es einstweilen mehr als fern, ihnen eine andere Sichtweise nahezubringen. Er hörte ihren endlosen Tiraden geduldig zu und war in seinen Gedanken doch stets bei Dennis.

Nicht, daß es mittlerweile zu einer besonders engen Beziehung zwischen ihm und dem Jungen gekommen wäre. Ab einem bestimmten Punkt blockte Dennis ab. Thomas wußte nicht, ob er weiterhin so schwer mißhandelt wurde wie damals, als er Thorsten kennenlernte. Dennis schloß ihn vor aus diesem düsteren Teil seiner Welt aus. Der Junge war bislang nie in seiner Wohnung gewesen, es war immer Thomas, der *ihn* besuchte. Oder ihn zum Fußballtraining, oft genug sogar zu Turnieren begleitete.

Aber zwei Dinge hatten sich in den vielen Monaten bereits verändert: Sobald Thomas auftauchte, leuchteten die Augen des Jungen auf. Die Umarmungen zur Begrüßung und auch zum Abschied waren mittlerweile zum festen Ritual geworden, das beide genossen, aber nicht über Gebühr in die Länge zogen.

Thomas betätigte die Türklingel. Er vernahm sich nähernde Schritte, etwas unsicher und tapsend. Erwartungsgemäß öffnete ihm die kleine Nicole. Aufjauchzend umfing sie seine Hüfte. „Thomas ist da!“ krächte das kleine Mädchen begeistert, und dann tauchte auch schon Dennis auf. Freudestrahlend stand er hinter seiner Schwester.

„Hallo, Großer!“ grinste Thomas. Dennis schlug kräftig in die dargebotene Hand ein. Anschließend breitete Thomas die Arme aus, und der Junge fiel ihm um den Hals.

„Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag“, raunte Thomas seinem kleinen Freund ins Ohr. Und dann tat er etwas, was er bisher nie gewagt hatte: Er küßte Dennis auf die Stirn.

Nein, der Junge zuckte nicht zurück. Er sah Thomas nur etwas verwirrt an und verzog dann sein zartes, fast ein wenig zerbrechlich wirkendes Gesicht zu einem hintergründigen Lächeln. War da nicht noch etwas? Ja, gewiß: In den großen Augen blitzte kurzzeitig der Schalk.

„Mit leeren Händen bin ich natürlich auch nicht gekommen“, beeilte sich Thomas zu versichern und zertrte ein größeres Paket herein. Er hatte es zusammen mit einem zweiten Paket für die Dauer der Begrüßung vor der Haustür abgelegt.

„Du solltest doch kein Geld für mich ausgeben“, schimpfte der frischgebackene Elfjährige. Seine leuchtenden Augen strafte seine Worte allerdings Lügen. Ungeduldig schabte er die Klebestreifen von der Verpackung.

„Du hast mir gar nichts zu sagen, du kleine Rotznase“, kam ihm Thomas mit einer pädagogisch hochqualifizierten Antwort. Er lächelte.

Dennis drohte ihm mit dem Finger, wies die kleine Nicole zurück, die ihm ihre Hilfe beim Auspacken angedeihen lassen wollte, und verteilte das Geschenkpapier vor der Garderobe und auf dem ganzen Flur. Verdattert stand er schließlich vor dem, was ihm Thomas mit Bedacht gekauft hatte: ein Paar Boxhandschuhe, einen lederumhüllten Sandsack und den dazugehörigen Strick zum Aufhängen des Sacks.

„Damit du beim nächsten Mal deine unschuldigen Möbel verschonst“, grinste Thomas. „Und hier ist das nächste Geschenk ...“ Er wandte sich zur immer noch offenen Haustür, griff um die Ecke und förderte das nächste Paket zutage.

„Wer ist denn da?“ klang eine ungeduldige Stimme aus dem Wohnzimmer. Es war Marianne.

„Thomas“, rief Dennis zurück. Dann öffnete er auch das zweite Paket, während Thomas die Haustür schloß. Nicole stand etwas unschlüssig in der Ecke, lutschte am Daumen und sah ihrem Bruder mit großen Augen zu. Das Raumschiff *Enterprise* als Modellbaukasten – am Ende würde ein Ungetüm von über einem Meter Länge dabei herauskommen, wie die Verpackungsaufschrift versprach.

Dennis hockte auf den Knien und starrte Thomas an. „Für mich?“ flüsterte er benommen.

„Natürlich für dich. Oder siehst du hier noch jemanden, der Geburtstag hat?“

„Das war doch viel zu teuer“, sagte Dennis leise.

„Das mag ja stimmen, aber mein bester kleiner Freund hat ja auch nicht jeden Tag Geburtstag, nicht wahr?“ Zärtlich betrachtete Thomas den auf dem Boden hockenden Jungen.

Ein wenig zu zärtlich – er fuhr schuldbewußt zusammen.

„Du bist ja verrückt“, erklärte Dennis ohne größeren Ernst, erhob sich, lachte dann glücklich auf und fiel seinem erwachsenen Freund erneut in um den Hals. Und nun geschah etwas, was Thomas in tiefe Verwirrung stürzte: Er bekam einen flüchtigen Kuß auf die Wange.

Im Wohnzimmer war eine Kaffeetafel gedeckt. Überladen mit Kuchen, umzingelt von Verwandten, deren Gesichter Thomas alle nichts sagten; darunter auch Bernd, von dem Thomas wußte, daß er Gelegenheitsstricher war. Wobei er sich immer wieder fragte, was die Schwulen an diesem Pickelgesicht so anziehend finden mochten. Freundliche Begrüßung, ein verlegenes Stirnrunzeln hier und dort, verkrampfte Gespräche um das Wetter, pflichtgemäßer Kuchengenuß – Thomas fühlte sich unbehaglich, er war und blieb ein Fremdkörper in dieser Familie. Um so deutlicher vermeinte er noch die Lippen des Jungen auf seiner Wange zu spüren. Und deshalb war er froh, als er sich nach einer halben Stunde zusammen mit Dennis in dessen Zimmer zurückziehen konnte. „Wann kommen eigentlich deine Kumpels?“ wollte Thomas wissen und sah sich um. Er erinnerte sich noch sehr gut an das erste Mal, als er in diesem Zimmer gestanden hatte. Die Möbel waren mittlerweile repariert oder ganz ausgetauscht worden, und es sah wieder einigermaßen zivilisiert aus. Ein gebrauchtes T-Shirt lag auf dem ungemachten Bett, und Thomas fragte sich, wie oft es sich Dennis am Tage oder am Abend wohl selbst besorgte unter jener Bettdecke. Er biß die Zähne zusammen und verscheuchte seine unkeuschen Gedanken.

„Am Sonnabend“, antwortete Dennis. „Und am Sonntag feiere ich mit Thorsten und Maike noch einmal. Sie haben mich zum Essen in ein Restaurant eingeladen. Toll, nicht?“

Thomas nickte. Er sagte allerdings nicht, was ihm auf der Zunge lag: daß er es keineswegs toll fand, daß Dennis sich mit den beiden immer noch heimlich treffen mußte.

Zunächst half er dem Jungen, den Sandsack an der Zimmerdecke zu befestigen. Klaus half sogar mit einer Bohrmaschine, mit einem Dübel und einem kräftigen Haken aus. Danach machten sie sich gemeinsam über den Modellbaukasten her.

„Was hast du denn heute sonst noch so bekommen?“ fragte Thomas, während Dennis auf dem Fußboden die Bauanleitung ausbreitete und sie mit gefurchter Stirn studierte.

Der Junge zuckte mit den Schultern. „Klamotten, einen Gutschein über fünfzig Mark und ein neues Nintendo-Spiel.“ Er hob den Blick. „Und das Beste habe ich von dir gekriegt“, fügte er hinzu und lächelte wieder sein scheues Lächeln.

Heute lachen endlich einmal auch die Augen mit!

Bäuchlings lagen sie schließlich beide vor der komplizierten Bauanleitung. „Was ist das denn für ein Teil?“ fragte Thomas und drehte unschlüssig eine Art Zylinder hin und her.

„Na, das ist doch der Warpantrieb!“

„Ach so. Ja, das hätte ich wissen müssen.“

„Ist nicht schlimm“, erteilte Dennis großzügig Absolution. Dann hielt er inne. „Irgendwie ist das komisch.“

„Was?“

„Na, das mit dem Warpantrieb. Es heißt doch immer, daß die Enterprise in andere Galaxien fliegt. Aber die sind doch Millionen Lichtjahre von unserer eigenen Galaxie, von der Milchstraße, entfernt. Oder?“

„Da hast du allerdings recht.“

„Na, und wenn der Warpantrieb nur hundertfache Lichtgeschwindigkeit ermöglicht, kommen die doch nie dort an!“

„Jedenfalls wären dann schon alle Besatzungsmitglieder Torf“, bestätigte Thomas sachkundig.

„Andererseits ...“ Dennis dachte nach und legte dabei die Stirn in Falten. „Hast du schon mal von dem Dopplereffekt gehört?“

Thomas entsann sich dunkel. „Ich glaube, ich weiß, was du meinst.“

„Aber das ist es auch nicht“, verwarf Dennis den Gedanken. „Ich habe aber gelesen, daß für die Menschen an Bord eines Raumschiffs nur kurze Zeit vergeht, für die anderen draußen aber viele, viele Jahre. Das könnte die Lösung sein!“

„Aber was hätte man davon? Stelle dir vor, du kommst zurück. Du bist zwei Jahre älter geworden, für die Menschen auf der Erde sind aber möglicherweise Jahrhunderte vergangen. Du würdest keinen einzigen aus deiner Familie wiederfinden. Sie wären alle längst tot und begraben.“

„Hoffentlich!“

Thomas sah seinen kleinen Freund erschrocken an. Er glaubte in dessen Augen einen überwältigenden Haß, eine mörderische Wut zu erkennen. Aber nur für einen winzigen Moment, für die Dauer eines Lidschlags. Vielleicht hatte er sich auch getäuscht. Denn der Junge lächelte wieder, mit dem so seltenen Leuchten im Gesicht.

„Dich nehme ich natürlich mit“, entschied der Kleine. „Und Thorsten, Maike und Nicole auch.“

„Die Idee hat was“, pflichtete ihm Thomas bei.

„Du bist dann an Bord mein Privatlehrer“, fuhr Dennis fort. „Damit ich auch weiterhin etwas lernen kann.“

„Ich fürchte fast, daß es nicht mehr viele Dinge gibt, die ich dir noch beibringen könnte.“

„Meinst du? Na ja, aber es bringt trotzdem tierisch Bock, sich mit dir zu unterhalten. Du würdest an Bord die schönste Kabine bekommen, und abends quatschen wir, bis wir müde werden.“ Dennis bekam einen träumerischen Blick. Dann fügte er zwei Bauteile zusammen. Sie paßten auf Anhieb.

Thomas betrachtete ihn verstohlen aus den Augenwinkeln. „Und wenn du dann richtig müde bist, nehme ich dich in den Arm und passe auf dich auf, bis du eingeschlafen bist“, versprach er.

„Ja. Und draußen warten die unendlichen Weiten auf uns“, flüsterte Dennis sehnsüchtig. „Wir beide, du und ich, erforschen die Sterne. Und der Klingone Worf beschützt uns.“

„Uns?“

„Ja, uns alle. Dich, Thorsten, Maike, Nicole und mich. Keiner tut mir ... tut uns dann weh.“

Thomas schwieg und strich Dennis übers Haar. Er nahm die unausgesprochene, aber deutliche Einladung an: Er träumte diesen Traum mit. Er folgte seinem kleinen Freund in die unendlichen Weiten, während das Raumschiffmodell langsam Gestalt annahm.

Drei Stunden später, nach einer stürmischen Abschiedsumarmung, verließ er die Familie und steuerte seinen Wagen hinaus aus der Stadt, zu einem versteckten Feldweg, den er als sein ganz persönliches Refugium betrachtete. Hierher verschlug es ihn immer dann, wenn es ihm besonders schlecht ging, oder wenn er mit seinen Gedanken allein sein wollte, ungestört von Telefon und Mailbox, jenseits erdrückender Wände und anderer Mißhelligkeiten. Hier war er mit der Natur und sich selbst allein.

Denn heute hatte es eine entscheidende Veränderung gegeben. Gewiß, Dennis war schon immer ein toller kleiner Gesprächspartner gewesen. Er war brennend interessiert an sämtlichen ungelösten Geheimnissen des Lebens, brachte so manchen klugen Gedanken ein, vermochte sich auf ein Gespräch vollständig einzulassen und auch konzentriert zuzuhören, entwickelte mit Bedacht eigene Argumente und legte – quasi ganz nebenbei – in der sechsten Schulklasse Leistungen hin, die ihn ohne Wenn und Aber, geradezu zwangsläufig ins Gymnasium katapultieren mußten.

Thomas genoss das Zusammensein mit dem Jungen, und zuweilen hatte sich der Kleine sogar so verhalten, wie sich andere Jungen in seinem Alter auch verhielten: Er vermochte sich schnell für etwas zu begeistern, reagierte auch schon mal spontan, war insgesamt aber – und das störte Thomas ein bißchen – für einen Zehn- beziehungsweise Elfjährigen viel zu ernst.

Aber wen wunderte es?

Und nun der heutige Nachmittag. Zum ersten Mal seit über einem Jahr hatte er einen seelischen Gleichklang mit Dennis verspürt, ein stilles Einvernehmen, eine neue Vertrautheit. Fast erschien es Thomas so, als habe er in den Augen von Dennis eine Prüfung bestanden und sich damit für die nächste Phase – welche Phase wohl? – qualifiziert. Er wußte sehr wohl, daß das nicht mit den Geschenken zusammenhing. So weit kannte er Dennis schon, der es ihm vermutlich nicht einmal übelgenommen hätte, wenn er ihn bloß mit einer Kleinigkeit bedacht hätte.

Erstmals hatte ihn der Junge ein Stück weit in seine Welt hineingelassen.

Er beginnt mir endlich zu vertrauen. Über ein Jahr hat es gedauert. Und erst jetzt gewinnt er Vertrauen zu mir! Er setzte sich ins Auto und fuhr zu Rüdiger. Heute abend allein zu sein, brachte er nicht über sich, er würde verrückt werden.

Hat man das schon gehört – daß jemand vor Liebe verrückt zu werden droht?

Thomas schlief in dieser Nacht sehr unruhig. Sein „Abendsport“, wie er gewisse Tätigkeiten zu nennen pflegte, war kurz und heftig gewesen. Seinen Orgasmus erreichte er in aller Regel schon nach zwei Minuten, nämlich immer dann, wenn er von Dennis träumte. Er erreichte ihn mit fast schmerzhafter Intensität, sobald es ihm gelang, vor seinem inneren Auge ein Szenario entstehen zu lassen, in dem er und Dennis nackt miteinander schmusteten. Dabei wußte er bis heute nicht, wie der Junge nackt aussah. Er hatte ihn allenfalls in kurzen Fußballerhosen sehen dürfen, und das war auch schon ein überaus erfreulicher Anblick gewesen.

Ihm träumte, daß er in einer riesigen Raumschiffzentrale saß. Auf seinem Schoß, ihn mit beiden Armen umschlingend, hockte Dennis. Beide beobachteten sie den Außenbildschirm, auf dem rasend schnell die Sterne vorbeizogen. Sie flogen mit Überlichtgeschwindigkeit. Viele andere Menschen eilten zwischen den blinkenden und surrenden Kontrolltafeln geschäftig hin und her, bedachten die beiden mit einem freundlichen Lächeln und fanden es offenbar ganz und gar nicht außergewöhnlich, daß der Junge und der Mann so liebevoll miteinander umgingen. Es war in Ordnung so. Thomas küßte Dennis und dachte: *Auf der Erde würde ich mich bereits verächtlich machen. Wie gut, daß wir in die unendlichen Weiten fliegen ...*

Im Zentrum des Bildschirms tauchte ein grober, unförmiger, grauer und finsterer Klotz auf. Es schien, als rase das Raumschiff direkt darauf zu. Er spürte, wie sich Dennis plötzlich verkrampfte. Der Klotz wurde größer und größer. *Da darfst du nicht hingehen*, flüsterte ihm Dennis panikerfüllt ins Ohr. *Nie, hörst du? Nie!*

Der Brocken füllte nun den ganzen Bildschirm aus. Details wurden sichtbar. Und dann stellte Thomas fest, daß der ganze Klotz, größer als die Erde, aus Milliarden, vielleicht sogar aus Trillionen kleiner Gitterfenster bestand, hinter denen eine unheilverkündende Schwärze dräute. Die Fenster von Gefängniszellen. Trillionen von Zellen, allesamt leer, die nur auf ihn warteten. Auf ihn allein, das wußte er plötzlich. Ein entsetzliches Grauen bemächtigte sich seiner. Ein Glockenton ertönte, eine blecherne Stimme verkündete: *Rotalarm! Rotalarm!* Er spürte ein Ziehen, etwas, das ihm Dennis vom Schoß reißen wollte. Er schrie. Dazu dieser häßliche Glockenton, der ihm bekannt vorkam. Er schrie abermals, als ihm Dennis endgültig vom Schoß gezerrt wurde und davonwirbelte, er ihn nicht halten konnte, während er selbst auf diesen Zellenplaneten zustürzte, nunmehr im freien Fall, im Vakuum, ohne die beschützende Hülle des Raumschiffes.

Er schrie immer noch, als er erwachte. Schweißgebadet saß er im Bett und wußte sekundenlang nicht, wo er sich befand.

Der Glockenton.

Das war kein Traum mehr – das war die Türglocke!

Erschrocken warf er einen Blick auf das Weckradio. Drei Uhr früh. Die Bullen pflegten selten vor halb sieben zu kommen, wenn sie wieder einmal eine Hausdurchsuchung für nötig hielten. Wer, zum Teufel, klingelte ihn also um diese Zeit aus dem Bett?

Panikerfüllt schlüpfte er in seinen Jogging-Anzug und lief zur Haustür, wo die Glocke abermals anschlug. Dieses Mal, so sein Eindruck, drohend, ungeduldig, fast schon aggressiv.

Er öffnete die Tür und erwartete eine Gruppe wichtig dreinschauender Männer und Frauen vorzufinden, von denen einer ihm die Blechmarke vor die Nase halten und auch noch die Frechheit besitzen würde, ihm einen „Guten Morgen“ zu wünschen.

Nichts dergleichen. Im Gegenteil!

Es war Dennis. Leichenblaß, mit verquollenen Augen und am ganzen Körper zitternd lehnte er an der Wand und starrte ihn flehend an.

„Du?“ Thomas klappte die Kinnlade herunter. Entgeistert musterte er das Häufchen Elend, das ihn zu dieser ungewöhnlichen Stunde mit seinem Besuch beehrte. Diese Premiere hatte er sich denn doch anders vorgestellt. Ein alberner Gedanke, der ihm durch den Kopf ging, aber auch die vage Idee, daß es sich um einen neuen Traum handeln könnte, daß er in Wirklichkeit noch in seinem Bett lag.

„Ich bin von zu Hause abgehauen“, erklärte Dennis mit tonloser Stimme. „Kann ich bei dir pennen?“

Thomas war sprachlos. Er nickte nur und machte Platz. Dennis trat ein, hinter ihm fiel die Haustür ins Schloß. Wortlos half er dem Jungen, die durchnäßte Jeansjacke abzulegen.

Muß ja wieder ein Scheißwetter sein heute nacht. Und das im August.

Es war absurd. Da wurde der Traum eines jeden Pädos wahr, in dem ein Junge von daheim ausriß und zu nächtlicher Stunde bei ihm Zuflucht und Unterschlupf suchte.

Und was kam ihm in den Sinn? Er dachte an das Wetter!

Er führte Dennis in das halbwegs aufgeräumte Wohnzimmer und verfrachtete ihn in einen bequemen Sessel. Dort hockte der Junge nun, sah sich um und musterte mit einer gewissen Neugier die Umgebung, in der Thomas lebte. An einem eingerahmten Bild, das an zentraler Stelle hing und das Wohnzimmer zu beherrschen schien, blieb sein Blick schließlich hängen.

Es zeigte ihn, Dennis, in einer Totalaufnahme.

„Was ist passiert?“ fragte Thomas und setzte sich ebenfalls.

Der Junge sagte zunächst gar nichts. Er starrte in eine imaginäre Ferne, und sein Blick umwölkte sich.

„Ich töte sie“, erklärte er schließlich. Es klang so beiläufig, als habe er gerade die Absicht geäußert, noch ein wenig spazieren zu gehen.

„Wen?“ fragte Thomas behutsam. Er war nun hellwach. Und die Antwort kannte er bereits, bevor Dennis den Mund öffnete.

„Meine Mutter. Diese alte Saufkuh. Dieses Miststück.“

Mein Gott – der pure Haß!

Stück für Stück erfuhr Thomas dann die ganze Geschichte.

Nachdem sich auch die Verwandten verabschiedet hatten, „feierten“ Dennis' Eltern weiter: Sie verschwanden in ihrer Stammkneipe, im „Schlesischen Hof“. Und vorher trugen sie ihm auf, das Geschirr vom Kaffeetrinken zu spülen. „Waren schließlich deine Gäste“, hatte ihn Marianne angeknurrt.

Er fügte sich ohne Widerspruch, wollte vorher aber noch ein wenig an dem Raumschiff basteln. Dabei vergaß er die Zeit. Er kam ins Träumen – und schlief schließlich auf dem Fußboden ein.

Gegen Mitternacht kehrten die Eltern heim, fanden den unerledigten Abwasch und ihn selbst schlafend in seinem Zimmer und machten eine riesige Szene. Er wehrte sich mit trotzigem Worten, wies darauf hin, daß er schließlich Geburtstag habe. Darauf hin setzte es von der Mutter die erste Ohrfeige, während sich Klaus – wie üblich in solchen Fällen – ins Wohnzimmer vor den Fernsehapparat verzog.

„Und dann hat sie mein Raumschiff kaputtgetreten“, flüsterte Dennis. „Und alles andere auch. Alles hat sie zerstört. Und anschließend hat sie mir auch die Boxhandschuhe weggenommen und gesagt, daß du nie wieder kommen darfst. Du würdest mir nur Flausen in den Kopf setzen. Und sie hat noch was gesagt.“ Dennis senkte den Blick.

„Was hat sie noch gesagt?“ Thomas war zutiefst erschüttert.

„Sie hat dich beleidigt. Ich will darüber aber nicht reden.“

Es klang Dennis noch in den Ohren: *Diese schwule Sau macht sich bei uns nicht breit – bei uns nicht! Wir sind eine ehrbare Familie, wir wollen mit sowas nichts zu tun haben!*

Dennis hatte zurückgeschrien: *Er ist nicht schwul! Du lügst!*

Was? Du nennst deine Mutter eine Lügnerin? Du kriegst gleich ein paar an die Fresse!, geiferte sie. *Natürlich ist er schwul. Oder warum, glaubst du, ist er mit seinen über vierzig Jahren noch immer nicht verheiratet? Vielleicht hat sich Thorsten ja schon von ihm ficken lassen? Oder Bernd hat ihm schon die Rübe abgelutscht, und deshalb kommt er immer wieder hierher? Ich kenne die Menschen! Und nun räume den Schrott hier auf, aber dalli, sonst werde ich ungemütlich!*

Aber all das würde er Thomas nicht sagen. Nein, das brachte er einfach nicht fertig.

Thomas fragte allerdings auch nicht weiter nach. „Bist du noch einmal geschlagen worden?“ wollte er statt dessen wissen.

Dennis schüttelte den Kopf. „Nein, ich bin rechtzeitig abgehauen.“

„Und nun sitzt du hier“, stellte Thomas etwas einfältig fest.

Dennis nickte nur und schwieg.

„Was mache ich denn nun mit dir?“

Der Junge zuckte mit den Schultern.

„Erst einmal werde ich deine Eltern anrufen“, sagte Thomas entschlossen. „Und danach kriegst du etwas Heißes zu trinken.“

„Ich will nicht mehr nach Hause!“ beehrte Dennis trotzig auf. Abwehrend hob er die Hände. „Sonst haue ich wieder ab!“

„Nun mal langsam, mein Freund. Heute nacht kannst du hier bleiben, dafür Sorge ich schon. Was morgen ist, werden wir dann sehen. Okay?“

Dennis starrte zu Boden. Wütend wölbte er die Unterlippe vor.

Thomas ging ins Arbeitszimmer, schaltete die Schreibtischlampe ein und griff zum Telefon.

Diese alte Schlampe!

Entschlossen und voller Zorn tippte er die Nummer ein. Schon nach dem zweiten Klingelsignal meldete sich eine heisere Frauenstimme – Marianne.

„Hier ist Thomas“, bellte er anstelle eines Grußes in den Hörer. „Dennis ist mir gerade ins Haus geschneit und wird heute hier schlafen.“

„Dieses kleine Miststück soll sich nach Hause scheren!“

„Das wird er auch, aber nicht mehr in dieser Nacht. Ich bringe ihn morgen persönlich zurück. Und dann sollten wir uns über einige Dinge mal sehr ernsthaft unterhalten.“

„Halte dich da raus!“

„Das kann ich nicht, denn ich bin schon mitten drin. Falls ihr mir heute nacht die Polizei auf den Hals schicken wollt: Tut es nur! Aber ich denke, dann werdet auch ihr euch einigen sehr unangenehmen Fragen stellen müssen. Schon mal etwas von Kindesvernachlässigung gehört? Oder gar von Mißhandlung?“

„Du Arschloch!“

„Nur zu, beschimpfe mich ruhig. Es ist mir wurscht. Aber eines sage ich dir jetzt schon, und du solltest gut zuhören. Dann hast du nämlich etwas, worüber du in der restlichen Nacht nachdenken kannst, bevor wir uns dann morgen unterhalten werden: Rührst du noch ein einziges Mal Dennis an, mache ich dich so fertig, daß du dir wünschen wirst, niemals Kinder in die Welt gesetzt zu haben. Verstanden? Das ist keine Drohung, das ist ein Versprechen. Punkt und Schluß. Gute Nacht!“

Ohne die Antwort abzuwarten, knallte er den Hörer auf die Gabel.

Er kochte vor Wut, aber eine innere Stimme flüsterte ihm warnend ins Ohr: *Du hast einen schweren Fehler begangen. Wenn sie wirklich die Bullen einschalten, kommt auch deine Vergangenheit ans Licht. Und dann ...*

Er hörte ein Geräusch und drehte sich um.

Dennis stand an der Tür und sah ihn aus großen Augen an.

Thomas grinste etwas gequält. „Ich glaube, deine Mutter mag mich jetzt nicht mehr besonders“, stellte er fest.

„Sie hat dich noch nie gemocht“, erwiderte Dennis. Dann senkte er den Blick. Ein trockener Schluchzer entrang sich dem schwächtigen Körper.

Thomas ging vor ihm in die Knie und schloß ihn in die Arme. „Weine ruhig“, sagte er leise und drückte den Jungen an sich. „Laß es raus. Danach geht es dir besser, wetten?“

Dennis schüttelte den Kopf. „Kann nicht weinen“, nuschelte er und preßte das Gesicht an seine Schulter.

„Warum nicht?“ Thomas streichelte vorsichtig seinen Rücken.

„Weil ich nicht mehr heulen will. Darum.“

Thomas schob ihn von sich und betrachtete ihn nachdenklich.

„Immer den Harten spielen, wie? Na schön. Ich werde dir jetzt einen Kakao zubereiten, und danach kannst du auf dem Sofa schlafen. Einverstanden?“

Dennis bestätigte mit einem kurzen Nicken. Er lächelte dankbar.

Eine halbe Stunde später rollte sich der Junge unter einer Wolldecke zusammen. Thomas hatte zwar die leise Hoffnung gehegt, daß Dennis sich wenigstens teilweise ausziehen würde, aber der dachte gar nicht daran. Nicht mal die inzwischen trockene Jeans. Thomas war wütend auf sich selbst – er hätte sich dafür ins Gesicht spucken können, daß er selbst in dieser Situation noch an so etwas dachte.

„Thomas?“ kam eine schlaftrunkene Stimme aus dem Kissen.

„Ja?“ Er saß auf dem Rand des Sofas und war unschlüssig, ob er den Jungen noch einmal umarmen sollte oder nicht.

„Warum hast du keine Frau?“

Die Frage traf ihn völlig unvorbereitet.

„Ich habe bisher noch nicht die richtige gefunden“, log er. Er schwitzte plötzlich.

„Aha.“

Der Ton, in dem dieses „Aha“ kam, sagte ihm mehr als genug.

Er glaubt mir nicht!

Unbeholfen streichelte er dem Jungen über das lange blonde Haar, murmelte ein „Gute Nacht“ und verließ fluchtartig das Zimmer.

Er selbst bekam für den Rest der Nacht kein Auge mehr zu. Blicklos starrte er gegen die Zimmerdecke, während sich die beginnende Dämmerung durch die Vorhänge schlich.

Dennis lag nur wenige Meter entfernt und schlief – und er selbst war so unglücklich wie nie zuvor. Er zerbrach sich den Kopf darüber, fand aber keine Erklärung für seinen Zustand. Diese unglaubliche und ungestillte Sehnsucht nach körperlicher Nähe ließ er als Ursache nicht gelten. Das wäre zu schäbig.

Oder doch nicht? War es nicht genau das, was ihn fertig machte?

Aufstöhnend zog er sich die Bettdecke über den Kopf. Er fand alles nur noch zum Kotzen, am meisten jedoch sich selbst.

Am späten Vormittag brachte er Dennis zurück nach Hause. Der Junge fieberte, er schien sich bei seiner nächtlichen Flucht eine Erkältung zugezogen zu haben. Mürrisch trittete er hinter Thomas drein. Ihm war alles egal, und selbst die Aussicht auf eine neue Tracht Prügel schreckte ihn nicht mehr.

Thomas indes machte sich fast in die Hose, als er klingelte und Dennis ein aufmunterndes Lächeln schenkte. Es wirkte eher wie ein Fletschen.

Vielleicht war dies das letzte Mal, das er den Jungen sehen durfte. Im Zweifelsfalle saßen die Eltern am längeren Hebel, das wußte er sehr genau. Zumal er aufgrund seiner Vorstrafe ohnehin die denkbar schlechtesten Karten besaß. Er verfluchte sich im stillen für die große Klappe, die er bei dem nächtlichen Anruf riskiert hatte. Mit dem, was dann tatsächlich geschah, hatte Thomas allerdings nicht gerechnet. Eine offenbar recht zerknirschte Marianne öffnete ihnen die Tür, entschuldigte sich wortreich dafür, daß Klaus bereits im Dienst war, und lotste ihn ins Wohnzimmer, während Dennis ohne ein Wort in sein Zimmer verschwand.

„Ich koche uns erst mal einen Kaffee“, lärmte sie und verschwand in der Küche.

Thomas war unendlich erleichtert. Sollte die Frau ihren Fehler tatsächlich eingesehen haben?

Zehn Minuten später saß sie ihm gegenüber, verhielt sich wie eine ausgesprochen liebenswürdige Gastgeberin und plauderte über Belanglosigkeiten, fast so, als handele es sich lediglich um einen willkommenen Freundschaftsbesuch. Bis Thomas schließlich die Nase voll hatte und das Wort ergriff.

„Wegen heute nacht ...“ begann er zögernd.

Sie schüttelte nur den Kopf. „Wir sollten die Sache vergessen“, meinte sie wegwerfend.

„Das kann ich nicht“, erwiderte Thomas so ruhig wie möglich, obwohl in seinem Inneren sämtliche Organe den Aufstand probten. Er fühlte sich entsetzlich, und ihm war schlecht.

„Wir haben wohl beide heute nacht Dinge gesagt, die so nicht gemeint waren“, erklärte Marianne salbungsvoll.

Das klingt ja wie auswendig gelernt!

„Ich habe aber auch Mist gebaut“, fuhr sie fort und versuchte dabei, ihrer Stimme einen Unterton von Reue zu geben. „Mir wird das alles zuviel, diese ganze Verantwortung und so. Es ist für mich in meinem Alter nicht leicht, außer den großen Kindern auch noch eine Vierjährige aufzuziehen, unseren kleinen Nachkömmling, die Nicole. Na ja, und dann passiert es schon mal, daß ich einen über den Durst trinke. Ich nehme Dennis nichts übel. Und ich hoffe, auch du kannst die Sache vergessen.“

Der letzte Satz klang wie eine Drohung.

Aber Thomas nickte nur, froh darüber, daß diese unerfreuliche Angelegenheit eine solche Wendung nahm.

„Ich möchte dich gern unterstützen und mich deshalb noch mehr um Dennis kümmern“, platzte er heraus.

„Ich bin dir sehr dankbar dafür“, antwortete sie glatt. „Du bist uns jederzeit willkommen.“

„Dann ist ja alles in bester Ordnung!“ Thomas hätte jubeln mögen. „Ich schaue morgen wieder vorbei. Dennis scheint sich eine fiebrige Erkältung zugezogen zu haben.“

„Ich kümmere mich darum“, versprach sie.

Thomas erhob sich, nickte ihr zu und lächelte freundlich. „Prima. Die Arbeit ruft. Bis morgen?“

„Bis morgen!“ Sie nickte ebenfalls. Ihr Lächeln glich allerdings mehr dem eines Raubtieres.

Als Thomas nach einem letzten Blick auf den schlafenden Dennis verschwunden war, saß Marianne noch eine ganze Zeitlang vor ihrer halb geleerten Kaffeetasse.

Sie dachte nach, und ihre Augen glitzerten.

Irgendwann machst du einen schweren Fehler, du schwule Sau. Und dann habe ich dich. Das heute nacht hast du nicht umsonst getan. Ich kriege dich. Mein Sohn gehört mir, und es ist meine Sache, was ich mit ihm tue oder nicht tue!

Haßerfüllt starrte sie vor sich hin.

Sie würde es diesem verkrachten Lehrer schon zeigen. Ihre Zeit würde kommen. Sie mußte nur Geduld aufbringen, und davon hatte sie mehr als genug.

Thomas indes hatte das unbestimmte Gefühl, einen schweren Fehler begangen zu haben. Das war alles zu glatt gelaufen, irgend etwas stimmte nicht, war unecht, war verkehrt – aber er hatte keine Ahnung, wo das Problem lag, worüber er sich den Kopf zerbrechen sollte.

Und nun war er im Begriff, den zweiten Fehler zu begehen, aber das wußte er noch nicht. Er entschloß sich nämlich, zur Uni zu fahren und mit Maike gemeinsam Mittag zu essen. Er brauchte jemanden zum Reden. Rüdiger war derzeit zu sehr mit sich selbst beschäftigt und fiel daher aus.

In der Mensa hatte Maike ihren festen Sitzplatz, das wußte er. Er steuerte zielstrebig den Tisch an und fand sie dort tatsächlich. Sie blätterte in einem Fachbuch und schlang etwas herunter, das einem gebackenen Fischfilet nicht unähnlich sah. Was die Qualität der Mittagsverpflegung auf dem Campus betraf, hatte Thomas während seines Studiums so seine eigenen Erfahrungen gemacht.

„Darf ich?“

Sie blickte auf, lächelte und legte das Buch beiseite. „Na sowas! Du? Ist es dir zu Hause zu langweilig geworden?“

Er nahm sich einen freien Stuhl, setzte sich, rang mit sich, ob er sich vielleicht einen Verwandten des Fisches leisten sollte, dem Maike mit Todesverachtung zu Leibe rückte, und ließ es schließlich doch sein. Ihm fehlte ohnehin der rechte Appetit.

„Langweilig? Bei mir ist es im Moment alles andere als langweilig.“ Und dann berichtete er ausführlich von den Ereignissen der vergangenen Nacht.

Maike ließ ihn ausreden. Daß sie zunehmend blasser wurde und am Ende eine steile Falte auf ihrer Stirn erschien, entging seiner Aufmerksamkeit. Er war zu sehr damit beschäftigt, die Dinge noch einmal Revue passie-

ren zu lassen und sie für sich zu ordnen. Er registrierte nicht einmal, daß ihm ein paar Mal so etwas wie eine Liebeserklärung an Dennis herausrutschte. Und als er es endlich merkte, war es zu spät. Betroffen hielt er inne und starrte verlegen zu Boden, wo noch ein halbes, angekautes Brötchen aus der Frühstückspause lag. Mittlerweile hatte sich die Mensa gefüllt, fast alle Tische waren besetzt, und an der Essensausgabe bildete sich die erste Schlange.

Maike suchte seinen Blick und nagelte ihn schließlich fest. „Hast du mir auch wirklich alles erzählt?“ fragte sie heiser und schluckte.

„Natürlich. Warum, meinst du, sollte ich dir etwas verschweigen?“

Sie maßten sich mit Blicken.

„Tu mir einen Gefallen“, klirrte sie schließlich.

„Welchen?“ Thomas widerstand der Versuchung, ihrem Blick auszuweichen. Was, zum Teufel, war mit dem Mädchen heute los?

„Brich den Kontakt zu Dennis ab. Sofort.“

„Warum sollte ich?“ Thomas dämmerte etwas, und seine Augen weiteten sich. Er hätte es früher wissen, ihre vielen Signale richtig deuten müssen. Bisher dachte er immer, da sei Eifersucht im Spiel, aber nun ...

„Das weißt du Scheißkerl ganz genau!“ Sie sprang auf, und polternd fiel ihr Stuhl um. „Reicht es nicht langsam? Wie viele Kinder denn noch?“ Sie schleuderte ihm diese Worte buchstäblich ins Gesicht.

An den Nebentischen erstarben die Gespräche, neugierig sah man herüber. Und so mancher fragte sich, was die junge, hübsche Studentin mit diesem alten Knacker zu schaffen haben mochte. Vielleicht ein Dozent? Dazu wollte der Ton, den sie ihm gegenüber anschluss, allerdings nicht so recht passen.

Eine wächserne Blässe breitete sich in Thomas' Gesicht aus. Er erhob sich langsam und flüsterte: „Jetzt kapiere ich endlich, warum du immer so komisch reagiert hast, sobald es um Dennis ging. Jetzt habe ich auch die Antwort, auf die ich solange gewartet habe. Ich danke dir.“

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, drehte er sich um und verließ mit hängenden Schultern und schleppenden Schultern die Mensa. Maike starrte ihm nach. Ihre Wut verwandelte sich in heftige Verzweiflung, und sie schluchzte auf. Betreten wandten sich die unfreiwilligen Zuschauer wieder ihren Mahlzeiten und ihren Gesprächen zu. Es gab eben Dinge, die sehr privat waren, und jene Szene, deren Zeuge sie geworden waren, gehörte unzweifelhaft dazu.

Thomas wußte später nicht mehr zu sagen, wie er nach Hause gekommen war. Er betrank sich an diesem Abend bis zur Bewußtlosigkeit. Er wollte endlich die nagende Stimme in seinem Hirn zum Schweigen bringen, die ihm permanent zuraunte: *Du bist nichts als ein verdammter Kinderschänder. Seit heute weißt du es.*

Wenige Tage später, an einem Sonntag abend, trafen sich Dennis, Thorsten und Maike in einem griechischen Restaurant. Der Junge hatte daheim vorgegeben, einen Klassenkameraden zu besuchen, und Marianne, die sich in den vergangenen Tagen erstaunlich friedfertig gezeigt hatte, gab dazu ihre Einwilligung. Dem Vater war es ohnehin egal, den brauchte man schon gar nicht mehr zu fragen.

Aufgeregt studierte Dennis die Speisekarte. Es geschah nicht alle Tage, daß er so vornehm zum Essen ausgeführt wurde. Von den Eltern ohnehin nicht. Thomas allerdings war mit ihm schon einmal chinesisch essen gegangen, und auch das hatte ihm ausgezeichnet gefallen. Schniefend ließ Dennis den Finger über die Karte wandern. Vielleicht ein Grillteller? Oder doch lieber etwas aus dem Backofen? Er ärgerte sich nur über seinen Schnupfen, ein Überbleibsel aus jener Nacht, die er am liebsten aus seinem Gedächtnis streichen würde.

Auch Maike schien es nicht besonders gut zu gehen, wie Dennis gleich zu Beginn des Abends feststellte. Er sagte aber nichts. Schließlich war sein großer Bruder mit ihr zusammen, und es war Sache des Mannes, sich um die Wehwechen seiner Frau zu kümmern. Das würde er, Dennis, später schließlich auch tun. Mädchen, so die fundamentale Lebenserfahrung seiner elf Jahre, durfte man niemals auf ihr Befinden ansprechen. Sie brachen dann immer gleich in Tränen aus und heulten einem etwas vor. Und daß Thorsten ihr gelegentlich einen besorgten Blick zuwarf, reichte vollkommen aus. Da konnte er, Dennis, sich dann doch den etwas erfreulicheren Themen widmen.

„Mit Thomas war ich schon mal bei den Reiskackern essen“, erteilte er ungefragt Auskunft.

Thorsten verschluckte sich und mußte so heftig lachen, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Maike verzog nur mürrisch den Mund und vertiefte sich in ihre Karte.

Sie bestellten eine Grillplatte für drei Personen. Thorsten erzählte während des Essens lustige Begebenheiten aus der Speditionsfirma, während Maike außergewöhnlich schweigsam war. Sie gab auf gelegentliche Fragen nur einsilbige Antworten, so daß es schließlich sowohl Dennis als auch Thorsten aufgaben, sie überhaupt noch ins Gespräch einzubeziehen.

Wenn Weiber schlechte Laune haben, sind sie nur noch widerlich.

Dennis hütete sich aber, seinen Gedanken in Worte zu kleiden.

Beim Dessert erzählte er: „Gestern habe ich den neusten Startrek-Movie auf Video geschenkt bekommen. Toll, nicht?“ Nachdenklich stocherte er in seinem Eis herum. Etwas wehmütig fügte er dann hinzu: „Schade, daß Mama meinen Modellbaukasten kaputt gemacht hat. Thomas hat sich soviel Mühe gegeben.“ Traurig schüttelte er den Kopf.

Thorsten betrachtete ihn liebevoll. „Du hängst sehr an deinem großen Freund, nicht wahr?“

Dennis nickte eifrig.

Plötzlich ließ Maike klirrend den Löffel fallen. „Thomas, immer nur Thomas!“ sagte sie hitzig. „Gibt es denn wirklich kein anderes Thema als Thomas?“

„Aber ...“ Verdattert starrte Thorsten sie an.

„Nichts aber! Und du“, wandte sie sich an den erschrockenen Dennis, „solltest wirklich mal darüber nachdenken, ob du dir nicht besser einen Freund in deinem Alter suchst. Er ist zweiundvierzig, du bist elf. Kommt dir das nicht auch ein bißchen komisch vor?“

Dennis erstarrte. Verstört sah er sie an, er verstand die Welt nicht mehr.

War sie denn nicht auch mit Thomas befreundet? Was sollte das jetzt? Waren denn plötzlich alle gegen seinen großen Freund?

Thorsten warf die Serviette auf den Tisch und stand auf. „Ich möchte mit dir reden“, sagte er kurz und legte Maike die Hand auf die Schulter. „Allein, unter vier Augen. Dennis, du wartest hier, okay?“

Der Junge nickte nur.

Neben dem Toilettenbereich gab es einen kleinen Garderobenraum, wo sie für einen Moment ungestört blieben. Thorsten baute sich vor der trotzig dreinschauenden Maike auf.

„Was soll das Theater?“ fragte er barsch. „Seit Tagen bist du ungenießbar. Stimmt irgend etwas in der Uni nicht?“

Maike schüttelte den Kopf und biß sich trotzig auf die Lippen.

„Und jetzt diese Szene. Wenn du schlechte Laune hast, laß wenigstens meinen kleinen Bruder da raus. Er macht zu Hause genug mit! Das sollte heute unser Geburtstagsgeschenk für ihn sein, und du versaust alles!“

„Ich finde es nur langsam zum Kotzen, daß sich bei ihm alles immer nur um Thomas dreht“, fuhr sie auf.

„Dummes Zeug. Außerdem: Seit wann bist du eifersüchtig? Gönn ihm doch diese Freundschaft, du hast schließlich mich!“

„Das weiß ich, du Idiot. Darum geht es doch gar nicht. Ich finde es eben nur nicht gut, daß er sich so an Thomas hängt.“

„Ich habe eher den Eindruck, daß sich beide gegenseitig ganz schön aneinander hängen“, sagte Thorsten nicht ohne Spott.

„Das ist es ja. Ich will das nicht.“

„Warum nicht?“ Er sah sie aufmerksam an.

Sie wich seinem Blick aus. „Ich meine, daß das nicht gut ist für Dennis. Das ist alles. Kannst du mein Gefühl nicht einfach akzeptieren?“

Er sah sie immer noch an. Und plötzlich kniff er die Augen zusammen.

Ihm kam ein ungeheuerlicher Verdacht.

„Verschweigst du mir etwas?“ fragte er sie leise. „Irgend etwas, das ich vielleicht wissen sollte?“

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Nein“, log sie. „Und jetzt will ich nicht mehr darüber reden, okay? Letztendlich ist es Dennis' Sache. Aber ich finde es nicht gut. Basta. Und jetzt laß uns zurückgehen, sonst bestellt er sich womöglich noch einen Whisky, um die Langeweile zu vertreiben.“

Es sollte ein Witz sein, aber Thorsten war nicht zum Lachen zumute. Schweigend kehrten sie zum Tisch zurück, schweigend bezahlte er, und noch immer schweigend verließen sie das Restaurant.

Für Dennis war der Abend gründlich verdorben. Er war froh, als ihn die beiden mißgelaunten Erwachsenen endlich in der Nähe seines Elternhauses absetzten.

Mama und Papa saßen vor dem Fernseher und winkten ihm nur desinteressiert zu, als er an ihnen vorbeimarschierte und dabei fast über Nicole gestolpert wäre, die neben ihrem Spielzeug eingeschlafen war.

In seinem Zimmer holte er als erstes seine kleine Schatztruhe aus dem Versteck hervor. Er breitete das Taschenmesser, den abgenagten Bleistift und die Visitenkarte von Thomas sorgfältig nebeneinander auf dem Bett aus. Dann griff er zu der Karte und betrachtete sie.

Auch Thomas ging es derzeit nicht gut, das hatte er schon am Tage nach diesem *Vorfall* gespürt, als ihn sein großer Freund an seinem Krankenbett besucht hatte. Er sah entsetzlich aus.

Was ging da bloß vor? Warum konnte nicht alles so einfach sein? Er war gern mit Thomas zusammen, und fast alle schienen etwas dagegen zu haben. Warum nur? Und nun, da es auch Thomas schlecht zu gehen schien, fiel selbst der als Gesprächspartner aus.

Er hatte im Moment keinen Menschen, mit dem er über all diese Dinge reden konnte, offenbar nicht einmal mehr Thorsten und Maïke.

Dennis fühlte sich furchtbar einsam. Sinnend betrachtete er die Visitenkarte. Es war gut, daß sie wohlverwahrt in seinem Schatzkästchen lag, wo sie niemand entdecken konnte. Denn die Karte an sich barg sein größtes Geheimnis, das er wirklich niemandem anvertrauen durfte. Nicht einmal Thomas. Dem sogar am allerwenigsten, denn dann wäre Dennis vor Scham in den Boden versunken.

Die Druckerschwärze auf der Karte war verblichen, die Buchstaben und Zahlen waren kaum noch erkennbar. Das hatte allerdings nichts damit zu tun, daß er die Karte etwa häufiger zum Nachlesen benutzt hätte. Die Adresse und auch die Telefonnummer hatte er schon lange im Kopf.

Genau das aber war eben sein intimstes, sein allergrößtes Geheimnis, von dem wirklich kein anderer Mensch wissen durfte.

Schließlich war es mehr als nur befremdlich, sogar ein bißchen seltsam, daß ein inzwischen elfjähriger Junge diese Karte allabendlich aus dem Kistchen nahm und ihr einen verstorbenen Gute-Nacht-Kuß gab, bevor er sie sorgfältig wieder zurücklegte und dann im Geiste mit dem Raumschiff *Enterprise* auf Reisen ging – zusammen mit Thomas, versteht sich.

Zur selben Zeit im etwa dreihundert Kilometer entfernten Düsseldorf: Dr. Robert Kaufmann lehnte sich ermüdet zurück. Er wußte nicht mehr weiter. Der langgediente Psychologe kam an die Grenzen seiner Belastbarkeit. Soeben hatte er den Abschiedsbrief eines Pädophilen gelesen, der sich gestern aufgehängt hatte. Der junge Mann hatte nicht mehr damit leben können, daß seine Eltern an ihren eigenen Schuldgefühlen fast zerbrachen. Nun dürften sie wohl erst recht zugrunde gehen, denn den Suizid ihres Sohnes würden sie nicht auch noch verkraften.

Kaufmann hatte in seinen vielen Berufsjahren einiges erlebt. Und auch einiges gelernt. Hunderte von Pädophilen waren durch seine Therapien gegangen. Zu ihm geschickt von den Staatsanwälten, Richtern oder auch aus eigenem Antrieb. Aber in nahezu allen Fällen mußte er am Ende erkennen: Das Problem war stets weniger die Pädophilie der Betroffenen als vielmehr die Reaktion des jeweiligen Umfeldes.

Da lief etwas gründlich falsch in dieser Gesellschaft.

Aber was?

Kaufmann rieb sich die Augen. Er dachte an die Eltern des jungen Mannes. Und in ihm reifte ein Entschluß. Zunächst noch als vage Idee, aber sie nahm von Minute zur Minute mehr Gestalt an.

Angehörigenarbeit – das ist das Stichwort.

Auch die Angehörigen der Pädophilen bedurften dringend der Hilfe.

Man sollte eine Nacht darüber schlafen, beschloß der Psychologe. Er legte die Unterlagen zurück in einen Pappdeckel, löschte das Licht und begab sich hinüber in die geschmackvoll eingerichtete Bibliothek, wo er abends noch ein Gläschen Cognac zu sich zu nehmen pflegte.

Seit dem Tod seiner Frau verbrachte der Sechzigjährige viele einsame Stunden entweder am Schreibtisch oder hier zwischen seinen Büchern. Ein wenig Zeit für ehrenamtliches Engagement könnte er also durchaus erübrigen. Prüfend hielt er den Cognac-Schwenker gegen das Licht, schmatzte genießerisch und nahm einen vorsichtigen Schluck. Es brannte wie ein mildes Feuer in seiner Kehle, aber es tat gut.

Er mußte an jene Zeit zurückdenken, als er nahe der französischen Atlantikküste, eben in der Provinz Cognac, seinen letzten Urlaub mit seiner bereits sterbenskranken Frau verbracht hatte. Eines Abends hatten sie vor ihrem kleinen Ferienhaus gegessen, still und andächtig, und das Farbenspiel der untergehenden Sonne genossen. Bis seine Frau dann leise gesagt hatte: „Siehst du dieses herrliche Abendrot, Robert? Es vertreibt meine Traurigkeit, meine Angst und meine Wut darüber, daß ich dich bald allein zurücklassen muß. Es ist wie eine tröstende Hand, die mich festhält. Ich bin nie gläubig gewesen, das weißt du, aber plötzlich habe ich das Gefühl, daß mir der liebe Gott mit diesem Abendrot etwas sagen will. Er lächelt mir zu. Wenn du eines Tages in den Himmel schaust und das Abendrot genießt, dann weißt du, daß ich ganz in deiner Nähe bin. Ich habe keine Angst mehr. Du darfst sie auch nicht mehr haben. Versprichst du mir das?“

Er hatte sie damals in den Arm genommen und ihr dieses Versprechen gegeben. Und es bis heute gehalten.

Noch immer tröstete ihn dieses herrliche Farbenspiel am westlichen Himmel, falls es das Wetter zuließ. Es gab viele Menschen, die auch dieses Trostes bedurften, das hatte er in seiner Arbeit zur Genüge erfahren. Vielleicht konnte er sie an diesem Abendrot teilhaben lassen?

Abendrot.

Abendrot!

Der Name für etwas, das noch der Ausgestaltung bedurfte, war geboren. Dr. Robert Kaufmann ahnte zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht, welche Bedeutung dieser Name alsbald haben würde – und welche Lawine er damit in Gang setzen sollte.

Sieben

Lieber Thomas!

Nun ist das Desaster da, das wir beide nicht wollten, das aber über kurz oder lang ohnehin eingetreten wäre. Warum, zum Teufel, hast Du vor einigen Tagen in der Uni nicht einfach die Klappe halten können, nachdem Du so unverhofft aufgetaucht bist? Warum mußtest Du mir diese Geschichte erzählen, in einem Moment, als ich alles andere als vorbereitet war?

Nun, vielleicht besser so als anders herum. Hätte mir Dennis die Story erzählt, wären meine Vorbehalte, meine Wut auf Dich noch größer gewesen. Denn dann hätte sich bei mir das Gefühl eingeschlichen, daß Du mir etwas verheimlichst. So aber weiß ich immerhin, daß in jener Nacht wirklich nichts passiert zu sein scheint. Jedenfalls nichts, was Dich und Dennis in jene Schwierigkeiten bringen könnte, an die ich ständig denken muß.

Aber da gibt es einen Pferdefuß: Ich spüre, was Du wirklich willst. Daß es nach wie vor Dein Ziel ist, den Jungen sexuell zu mißbrauchen. Du arbeitest auf dieses Ziel hin. Geduldig und keineswegs überhastet, das muß ich Dir zugestehen. Und genau deshalb finde ich Deine Methode so widerlich – Du machst den Jungen von Dir abhängig, Du spielst mit seinen Gefühlen wie mit den Tasten eines Klaviers. Das ist subtil, das ist perfide, das ist einfach nur ekelhaft. Du bringst ihn immer mehr unter deinen Einfluß, und Dennis merkt nicht, wohin der Hase läuft, kann es wohl auch gar nicht merken.

Kerl, weißt Du denn nicht, wie sehr Dich der Kleine inzwischen anbetet? Ich sehe ihn häufiger als Du, und dafür bin ich dem lieben Gott, falls es den überhaupt gibt, überaus dankbar. Dennis liebt dich, ist Dir das eigentlich bewußt? Wahrscheinlich nicht, denn für Dich gibt es ja nur *diese eine* Liebe, nicht wahr? Jene „Liebe“ nämlich, in der man dann am Ende mit seinem Kinderkörper bezahlen muß. Du verwechselst da etwas, bis heute, und diese Verwechslung kann zumindest für eine Kinderseele tödlich ausgehen. Denn Dennis liebt Dich auf eine völlig andere Weise, als Du ihn „liebst“. Und genau darin sehe ich die große Gefahr, sehe ich eine furchtbare Katastrophe am Horizont heraufziehen: Eines Tages forderst Du Deinen Preis, und der Junge wird ihn zahlen.

Nach außen hin freiwillig. Tatsächlich aber bleibt ihm nichts anderes übrig, sonst würde er Dich verlieren. Und das kann er sich dann nicht mehr leisten, dazu bist Du ihm zu wichtig geworden.

Kürzlich, einige Tage vor seinem elften Geburtstag, war ich abends bei seinen Eltern. Mich lassen sie immerhin noch ein in ihre Wohnung, damit ich das eine oder andere rausholen kann, was Thorsten gehört. Ist ja auch egal. Ich bin an Dennis' Zimmer vorbeigegangen, die Tür war nur angelehnt. Er hat's offenbar nicht gewußt. Ich hörte seine Stimme. Ich blickte vorsichtig durch den Türspalt, und ich sah Dennis, wie er Deine Visitenkarte betrachtete, Dir eine gute Nacht wünschte und ihr einen Kuß gab. Ich weiß es deshalb, daß es Deine Karte war, weil er sie mir Monate vorher mal gezeigt hatte. Das Emblem Deines kleinen Unternehmens war deutlich zu erkennen, der Rest nicht mehr.

Ich glaube, er küßt Deine Karte täglich, jeden Abend!

Weißt Du, was das bedeutet? Wahrscheinlich nicht, Du Idiot. Du hast Thorsten gegenüber einmal erwähnt, daß Dennis noch sehr zurückhaltend sei. Das ist aber, ich weiß es inzwischen, nur seine Fassade. Dahinter sieht es anders aus.

Ich hoffe, nein, ich bete schon fast darum, daß er sich diese Zurückhaltung erhält. Es ist seine einzige Chance, dem Mißbrauch durch Dich zu entgehen. Wahrscheinlich wird daran aber auch Deine Zuneigung zu ihm zerbrechen, in dem Fall nämlich, da Du nicht alles von ihm kriegst. Und damit stürzt Du Dennis ins Elend. Das würdest Du schon zum jetzigen Zeitpunkt tun, falls Du ihn fallen liebest.

Aber das will ich auch nicht, verflucht.

Was will ich aber dann? Ich weiß es nicht!

Ich habe etwas versucht, am vergangenen Sonntag im Restaurant, und es ist in die Hose gegangen. Aber total. Ich wollte Dennis von Dir trennen, und ich habe versagt. Er ist auf mich sauer, und Thorsten hat nun auch Verdacht geschöpft. Ich spüre es deutlich, auch wenn wir seitdem nicht mehr darüber gesprochen haben. Er scheint seine Augen vor dem zu verschließen, was nun einmal Fakt ist, was er sich nach diesem beschissenen Abend eigentlich an seinen zehn Fingern abzählen könnte. Denn auch er schätzt Dich, mag Dich, liebt Dich möglicherweise sogar, und zwar auf seine Weise. Wie habe ich Dir in meinem letzten Brief geschrieben? Du manipulierst die Menschen!

Er will das Unglaubliche nicht wahrhaben. Er will nicht wahrhaben, daß Du in Wirklichkeit nur ein lausiger Kinderschänder bist, denn Du paßt nicht in sein Klischee. Natürlich haben wir über den Kindermord vor einigen Tagen gesprochen. Das sind für ihn die Pädophilen, nicht solche Leute wie Du.

Dabei sind Menschen Deines Schlages viel gefährlicher. Vor direkter und körperlicher Gewalt kann man Kinder durch bessere Präventionsarbeit schützen, nicht aber vor der Gewalt, die die wirklichen Pädophilen ausüben: Gewalt durch Liebe, durch Schaffung von Abhängigkeit, durch Manipulation kindlicher Sehnsüchte, Gefühle und

Defizite. Da muß jede Prävention versagen, denn Kinder können nicht verstehen, warum sie auch vor Menschen wie Dir geschützt werden müssen. Ich weiß es doch von mir!

Und da Du nun überhaupt nicht in dieses Klischee paßt, das auch Thorsten sich zugelegt hat, verbietet er es sich, im Zusammenhang mit Dir an Kindesmißbrauch zu denken. Ich kenne ihn, er ist in dieser Hinsicht leider etwas schlicht. Und damit macht er sich mitschuldig an dem, was irgendwann passieren muß.

Aber auch ich mache mich mitschuldig, denn ich bin auf halber Strecke stehen geblieben. Ich bin ein Feigling, ich habe nicht für klare Verhältnisse gesorgt. Mich verfolgt nämlich die Angst, dann auch Thorsten zu verlieren. Und das bringe ich egoistische Kuh nicht fertig – es so weit kommen zu lassen. Ich brauche ihn. Zu Hause wird es immer schlimmer, und wir denken bereits darüber nach, uns eine eigene Wohnung zu nehmen. Deswegen haben wir auch Krach mit meinen Eltern. Die haben nämlich Schiß, auf diese Weise die Berechtigung für ihre Sozialwohnung zu verlieren. Wohin man also guckt: nur Ärger, Streß und Trouble.

Zu allem Überfluß hat mich gestern nachmittag Carlo bedroht. Er scheint in die rechtsradikale Szene abzugleiten, und er macht alle Welt dafür verantwortlich, daß es ihm schlecht geht, vor allem aber mich. Ich sei immer bevorzugt worden, während er zurückstehen mußte, so sein dummes Gequatsche. Gestern nun hat er mir angedroht, mir bei passender Gelegenheit das Gesicht zu zerschneiden – und folglich traue ich mich nur noch dann nach Hause, wenn auch Thorsten daheim ist.

Ich liebe Thorsten, und ich brauche ihn als Beschützer. Er ist ein toller Mensch, trotz der Scheißfamilie, aus der auch er kommt. Deshalb will ich ihn nicht verlieren. Und deshalb halte ich den Mund und lasse Dennis ins Verderben laufen.

Das macht mich bald krank.

Und dann muß ich wieder an die Zeit zurückdenken, als ich selbst noch ein Kind war. Ich denke an das, was zwischen uns passiert ist. Und dann frage ich mich manchmal, ob hinter meinem Schweigen nicht doch etwas anderes steckt. Mein Herz sagt mir, daß es damals kein Mißbrauch war. Mein Verstand erzählt mir etwas anderes. Mein Herz sagt mir ferner, daß es auch für Dennis nicht notwendigerweise ein Problem werden muß, wenn es zwischen Euch zu mehr käme. Ich kenne Dich und weiß, daß Du seine Gefühle achten würdest. Mein Verstand hingegen flüstert mir ein, daß Du Dennis ins Verderben stürzen wirst. So oder so. Bei uns im Fachbereich quellen die Regale über mit Literatur über den sexuellen Mißbrauch von Kindern, geschrieben von Fachleuten, die sich auskennen.

Manchmal frage ich mich, ob die alle unrecht haben – und Du recht hast. Und dann sage ich mir wieder, daß die Pädophilen im Grunde genommen etwas vereint und schon fast auszeichnet: ihr fehlendes Unrechtsbewußtsein. Sie zimmern aus ihrem unseligen Trieb eine widerwärtige Weltanschauung und behaupten, all diese Fachleute hätten unrecht. Ich habe in der Fachliteratur einige Eurer dummen Propaganda-Sprüche gelesen. Euer Geschwätz von Einvernehmlichkeit ist hohl und verlogen, denn Eure „Beziehungen“ entlarven sich von selbst. Eure

Arroganz, mit der Ihr Eure Minderheitenposition zu behaupten versucht, ist schon erstaunlich und läßt ein hohes Maß an Realitätsferne erkennen. Für Euch sind die Kinder am Ende nur Gummipuppen, die Ihr benutzt und dann wegwerft. Aber der Weg dorthin, bis sie dann zu willfähigen Gummipuppen umfunktioniert sind, ist Euch niemals zu weit und zu schwierig. Manchmal denke ich, der eine oder andere Pädophile hat eine ähnliche Mentalität wie ein Großwildjäger. Bei denen sind es die Geweihe, die an der Wand hängen, bei Euch sind es die Bilder Eurer Opfer. So wie bei Dir zu Hause. Ich putze seit einem Jahr nicht mehr bei Dir, seitdem Du Dir eine richtige Raumpflegerin leisten kannst. Aber ich vermute, auch Dennis hängt bereits an Deiner Wand - als besseres Geweih. Und wenn Du ihn dann zum ersten Mal durchgeknallt hast, dürftest Du ihn, um beim Bild zu bleiben, „geschossen“ haben.

Aber dieses Bild ist trotzdem irgendwie schief. Ich erinnere mich an meine Kindheit und an Deine Zärtlichkeit. Ich sehe Deine Augen leuchten, wenn Du Dennis begegnest. Und ich sehe ihn strahlen, wenn er mit Dir zusammen ist oder von Dir redet. Ich spüre das Band zwischen Euch.

Ist es ein Lasso, das Du ihm um den Hals geworfen hast und mit dem Du ihn immer dichter zu Dir heranholst, um ihn dann buchstäblich zu „erlegen“?

Oder ist es wirklich eine Art von Liebe, deren Existenz allerdings von allen Fachleuten vehement bestritten wird?

Was ist es bei mir gewesen? Was ist es bei mir heute noch, das mich innerlich weinen läßt, wenn ich diesen waidwunden Ausdruck in Deinen Augen sehe, diesen unendlichen Schmerz – aber auch dieses Glück, sobald Du mit Dennis zusammen bist?

Herr im Himmel, ich habe niemanden, mit dem ich über diese Dinge reden kann. Ich bin zerrissen, zweigeteilt, gespalten. Ich werde nicht einmal diesen Brief abschicken, so wie ich auch den anderen Brief damals, vor über einem Jahr, nicht abgeschickt habe. Ich werde wahrscheinlich wieder still vor mich hinheulen und dann, sobald Thorsten nachher kommt und mich hier in der Uni-Bibliothek abholt, so tun, als ginge es mir blendend.

Warum habe ich Dich bloß jemals kennengelernt?

Maike

Über die berufliche Vielfalt, die seine pädophilen Patienten einbrachten, staunte Dr. Robert Kaufmann immer wieder. Es gab verkrachte Existenzen, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Obdachlose, aber die befanden sich eher in der Minderheit. Die meisten hatten einen durchaus ehrenwerten Beruf erlernt, waren Handwerker, Kaufleute, Techniker, aber auch – und das in einem Verhältnis, das ihn keineswegs erstaunte, wenn man die Umstände zugrundelegte – Männer mit pädagogischen Berufen. Vor allem Sozialpädagogen, Lehrer und Erzieher. Außerdem gab es da Ärzte, Theologen, Naturwissenschaftler und sogar Politiker, Juristen und Polizisten.

Allein elf seiner Patienten waren Frauen. Kaufmann konnte sich ein böses Grinsen nicht verkneifen, sobald er in einschlägigen Zeitschriften die Haßtiraden der Feministinnen gegen die ach so böse Männerwelt, wie zum Beispiel in der „Emma“, nachlesen mußte. Es dürfte kaum in deren Bild passen, daß es Lehrerinnen gab, die ihren vorpubertären Schülern heimlich beim Duschen nachspionierten und in den Herbstferien nach Thailand reisten, um sich von elfjährigen Jungen vögeln zu lassen.

Eine andere Dame stand auf Mädchen im Alter bis zu zehn Jahren. Würde die unter dem Deckmantel der Mütterlichkeit agierende Frau eines Tages hochgehen, hätte sie sich zehn Jahre Gefängnis zu vergegenwärtigen. Und durch das morsche Gerüst gesellschaftlicher Moralinstanzen würde ein heftiges Erdbeben gehen. Manchmal war es sogar Kaufmanns inständiger Wunsch, daß so etwas mal passieren möge; das gäbe der ganzen unsäglichen Pädophilie-Diskussion eine neue Richtung, die etlichen Leuten kaum in den Kram passen dürfte.

Daß nahezu jeder gute Pädagoge, der seine kleinen Schützlinge liebte und von ihnen geliebt wurde, zumindest pädophile Anteile in sich trug, war für Kaufmann eine ausgemachte Sache. Viele waren sich dieser Anteile zwar nicht bewußt, aber bestünde in ferner Zukunft jemals die Möglichkeit, solche Anteile im Menschen – zum Beispiel anhand von Gentests – bloßzulegen und die Betroffenen aus der pädagogischen Arbeit zu entfernen, dann würde unzweifelhaft das gesamte Erziehungs- und Bildungssystem zusammenbrechen. Davon war Kaufmann inzwischen überzeugt. Er hütete sich aber, auf Kongressen und Fachtagungen mit dieser Meinung schwanger zu gehen. Er würde in ähnlicher Weise zur Strecke gebracht werden wie jener Professor Rüdiger Lautmann aus Norddeutschland, der auch nur Fakten benannt und damit ausgesprochen hatte, was längst hätte ausgesprochen werden müssen.

Aber die Zahl der Opportunisten und Karrieremacher unter den Wissenschaftlern wuchs beständig. Leute wie Lautmann waren archaische Urgesteine, die noch für die Ethik der Wissenschaft standen und sich damit keine höheren Weihen, sondern allenfalls eine Bahnfahrkarte per Holzklasse ins gesellschaftspolitische Museum verdienten, *Abteilung Unvoreingenommenheit und Seriosität*. Diese Ethik war längst ersetzt worden durch andere Maßstäbe, bei denen der Mammon und die eigene Karriere im Vordergrund standen. Wer heutzutage auf Veröffentlichung seiner Dissertation in sogenannten populärwissenschaftlichen Verlagen schielte und sich durchaus auch eine Professur im Rosenbett beamteter Betulichkeit vorstellen konnte, tat gut daran, folgenden Grundsatz moderner Forschungsarbeit zu beherzigen: *Man nehme das dumme Geschwätz solcher Politiker wie Klaus Kinkel, vermenge es mit den verbalen Brechdurchfällen an bundesdeutschen Stammtischen, rühre es bei RTL-Explosiv und ähnlichen TV-Machwerken so lange und so kräftig um, bis es den aufreizenden Gestank verbreitet, der das Volk in einen Taumel hysterischen Gut-Seins versetzt, und versehe diese übelriechende Substanz dann mit zurechtgebogenen Statistiken und wissenschaftlichen Schlußfolgerungen, die einen Naturwissenschaftler die Reputation kosten würden, weil bei ihm dann etwas in der Art herauskäme, wonach die Erde doch eine Scheibe*

ist, umkreist von der Sonne und vielen kleinen Glühbirnen. Und fertig ist ein weiteres Handbuch zum Thema „Pädophilie und sexueller Mißbrauch“.

So und nicht anders bewertete Kaufmann die Tonnen bedruckten Papiers, die zum Zwecke der allgemeinen Volksverblödung nahezu täglich den Markt überschwemmt.

Der junge Mann, der ihm heute gegenüber saß, entsprach jedenfalls ganz und gar nicht dem Klischee des Kinderschänders, das seit über einem Jahrzehnt einen fast unaufhaltsamen Siegeszug durch die sogenannte zivilisierte Welt feierte. Ende zwanzig, hochintelligent, ein ruhiges und durch und durch sympathisches Auftreten, ein freundliches Lächeln unter einer randlosen Brille, von Beruf Programmierer und Webdesigner – und mit einem entscheidenden Schönheitsfehler behaftet, jedenfalls in den Augen der Öffentlichkeit: Er stand auf kleine Mädchen und Jungen. Obendrein engagierte sich der junge Mann in dem versprengten Häufchen Pädophiler, die in Deutschland so etwas wie eine Emanzipationsbewegung zustande bringen wollten und am Ende doch nur damit beschäftigt waren, sich gegenseitig an die Gurgel zu gehen.

Tobias Winterscheidt, so sein Name, wußte um diese Unzulänglichkeiten, und sie machten ihm auch gewaltig zu schaffen. Als Moderator der im Internet kursierenden „BLG-List“ schmerzte es ihn besonders, daß zwischen sogenannten „Boylovern“ auf der einen und „Girlovern“ auf der anderen Seite ziemlich überflüssige und streckenweise durch Eitelkeiten gekennzeichnete, im höchsten Maße alberne Grabenkriege ausgetragen wurden. Ganz zu schweigen von den Scharmützeln, die dann zusätzlich innerhalb dieser Fraktionen stattfanden.

Er war seit Monaten im Begriff, endgültig die Lust zu verlieren. Und da war ihm die Bitte seines Therapeuten gerade recht gekommen – eine Herausforderung, die ihm auch in seiner Eigenschaft als Webdesigner einiges abverlangte.

„Also“, erklärte Tobias in seiner ruhigen Art, „die Domain ist inzwischen freigeschaltet worden. *abendrot-online* liegt seit vorgestern abend auf dem Server. Die Suchmaschineneinträge habe ich ebenfalls vorgenommen. Auch der Mirror ist online. Ich weiß allerdings nicht, wie viele Zugriffe es seitdem bereits gegeben hat – das ganze muß sich ja erst einmal herumsprechen.“

Dr. Robert Kaufmann nickte und rieb sich unternehmungslustig die Hände. „Was meinen Sie – wollen wir mal einen Blick hineinwerfen?“

Tobias lächelte. „Klar doch.“

„Gehen wir in mein Büro“, schlug Kaufmann vor. „Dort steht mein PC.“

Minuten später beobachteten sie gespannt, wie Netscape blitzschnell die Startseite von *abendrot-online* aufrief. Vor dem Hintergrund eines geröteten Himmels wurde der Name der neuen Homepage als geschwungener Schriftzug sichtbar.

„Das haben Sie toll hingekriegt“, freute sich der Psychologe.

Tobias fühlte sich geschmeichelt und nickte dankbar. Doch dann stutzte er. „Schauen Sie mal, der Besucherzähler!“

Der kleine, diskrete Counter war unten rechts auf der Startseite angebracht. Er zeigte die Zahl vierhundertdrei- undzwanzig.

„Donnerwetter“, staunte Kaufmann. „Innerhalb von zwei Tagen so viele Besucher? Wie kann das sein?“

Tobias grinste. „Ich habe von etlichen anderen Seiten linken lassen. Sogar einigen Kinderschutzorganisationen habe ich die URL unter die Weste gejubelt.“

„Das ist nicht Ihr Ernst!“

„Doch, ich war so frech.“

Kaufmann schüttelte nur den Kopf und klickte mit der Maus auf „Aufruf“. Ein neues Bild baute sich auf, mit folgendem Text:

Offener Brief an Eltern und Angehörige von Pädophilen

Liebe mitbetroffene Eltern und Angehörige!

Als langjährig tätiger Psychotherapeut mußte ich die Erfahrung machen, daß die Angehörigen pädophil veranlagter Menschen mit ihren daraus folgenden Problemen ebenso allein gelassen werden wie die Betroffenen selbst. Aus diesem Grunde wurde ABENDROT-ONLINE ins Leben gerufen. Zunächst nur als virtuelles Gesprächs- und Diskussionsforum, später – sofern der Wunsch besteht – auch als Rahmen für die persönliche Begegnung, zum Beispiel in Form von Selbsthilfegruppen.

Mein Ziel ist es, allen Eltern und Angehörigen von Pädophilen zu ermöglichen, miteinander und mit mir offen über alle damit verbundenen Nöte und Ängste zu reden. Durch das weitverbreitete Unverständnis der Allgemeinheit wird nämlich auch den Angehörigen das Leben unnötig schwer gemacht.

Mit mir/uns können alle Betroffenen ohne Angst und Ablehnung oder Repression über sich und über die erotischen Neigungen ihrer Kinder bzw. Angehörigen nachdenken und sprechen. Dadurch lernen wir, unser Kind bzw. unseren Angehörigen besser zu verstehen. So können wir ihm die Unterstützung zukommen lassen, die es ihm ermöglicht, ein psychisch stabiler Mensch zu sein, der reflektiert und verantwortungsbewusst handelt.

Ein anderer Schwerpunkt von ABENDROT-ONLINE ist, Erfahrungen im Umgang mit Therapien, der Justiz und dem Strafvollzug auszutauschen.

Die Diskriminierung der Pädophilen beruht auf der weitverbreiteten Un- oder Fehlinformiertheit der meisten Leute. Dem entgegenzuwirken ist eines unserer weiteren Ziele. Wir vermitteln die Möglichkeit, an Selbsthilfegruppen in Ihrer Region, sowie an Fachvorträgen über das Thema teilzunehmen.

Das Wichtigste aber ist: Wir erkennen, daß wir mit diesen Problemen nicht allein sind, und schöpfen so neuen Mut.

Bitte nutzen Sie unser Forum und die direkten Kontaktmöglichkeiten via E-Mail.

Wir freuen uns auf Ihren Kontakt.

„Ob das Diskussionsforum bereits genutzt wurde?“ überlegte Kaufmann.

Tobias zuckte die Schultern. „Werden wir gleich sehen.“

Ein neuer Mausklick brachte sie zur nächsten Seite, dorthin, wo per cgi-Skript moderierte Online-Diskussionen möglich und vorgesehen waren.

Vier Einträge waren bereits vorhanden – gemessen an der Besucherzahl von vierhundertdreiundzwanzig noch ein wenig dürrig, befand Kaufmann. Als er dann allerdings die Beiträge der Reihe nach durchklickte, zog sich sein Gesicht in die Länge.

Der erste war ebenso kurz wie deplaziert: *Hallo! Scheiß auf die Angehörigen, die peilen doch sowieso nicht, was Sache ist. ICH WILL PICS! Wer tauscht mit mir? Suche die neusten files vom Internetprinzen!*

„Den werde ich noch heute canceln“, kündigte Tobias an. Er wirkte etwas betreten.

Kaufmann beschäftigte ein ganz anderes Problem: „Wer, zum Teufel, ist der *Internetprinz*?“

Tobias grinste etwas unverschämt. „Das wollen Sie ganz bestimmt nicht wissen.“

Der Psychologe betrachtete ihn stirnrunzelnd. „Ach so, ich verstehe. Nun gut. Der nächste Eintrag!“

Der war auch nicht viel besser, eher noch schlimmer: *Ich krige euch, ihr pädophilen Schweine! Sowas wie euch muss man in den Arbeitsdinst schicken. Und danach den Schwans abschneiden. TOT ALLEN PEDOFILEN!*

Sie schwiegen.

„Soviel zum Thema Orthographie“, seufzte Kaufmann schließlich. Er wirkte sichtlich bekümmert.

„Auch den schmeiße ich natürlich raus“, verkündete Tobias zwischen zusammengebissenen Zähnen.

Der nächste Eintrag entsprach schon eher dem Grundgedanken von *abendrot-online*.

Guten Tag! Ich bin die Mutter eines Pädophilen und freue mich, daß es nun endlich auch ein Angebot für uns gibt. Mein Sohn sitzt seit fünf Jahren im Gefängnis. Bitte helfen Sie mir, helfen Sie uns. Mein Mann und ich sind total verzweifelt.

In diesem Fall war auch eine E-Mail-Adresse angegeben. Kaufmann notierte sie auf einem kleinen Zettel.

Beim vierten und einstweilen letzten Beitrag warfen sich die beiden Männer schon nach den ersten Zeilen einen vielsagenden Blick zu.

Hallo! Ich finde die Idee Ihres Forums großartig. Meinen Glückwunsch! Ich bin dreißig Jahre alt und in gewisser Hinsicht auch ein „Angehöriger“. Ich war nämlich mal mit einem Pädophilen zusammen – als Elfjähriger. Vor einigen Wochen habe ich erfahren, daß er irgendwo in Südostasien im Gefängnis gestorben ist. Damit komme

ich nicht klar. Es sind viele Fragen aus der damaligen Zeit offen, aber ich fühle mich eigentlich nicht mißbraucht. Bislang wußte ich nicht, an wen ich mich mit diesen Fragen wenden sollte, die irgendwie doch mein gegenwärtiges Leben beeinflussen. Ich habe keine Lust, mir einreden zu lassen, daß ich ein „Opfer“ bin. Genau das wäre aber bei all den anderen Institutionen geschehen. Ich hoffe nun, daß ich wenigstens bei Ihnen richtig bin. Falls nicht, falls Sie Menschen wie mich mit Ihrem Angebot eigentlich gar nicht meinen, dann entschuldigen Sie bitte. Vielleicht antworten Sie mir erst einmal in diesem Forum? Vielen Dank im Voraus!

Kaufmann stieß zischend die Luft aus. „Das ist ja ein Ding!“

„Warum?“ Tobias zuckte mit den Schultern. „Dieser Beitrag ist nichts Ungewöhnliches.“

„Nichts Ungewöhnliches? Hier meldet sich ein sogenanntes Opfer zu Wort, das kein Opfer sein will!“

Tobias mußte nun doch lächeln. „Wie gesagt, das ist nichts Ungewöhnliches. In unseren PädO-Gruppen tauchen häufiger sogenannte Opfer auf. Meist sind es die ehemaligen kleinen Freunde der Pädos, die auf diese Weise ein wenig Solidarität bekunden wollen.“

„Aber darin liegt doch eine gewaltige Chance!“ Kaufmann sprang auf, es hielt ihn nicht länger auf dem Stuhl. Aufgeregt marschierte er auf und ab und blieb dann vor dem flimmernden Monitor stehen. Er starrte auf den Diskussionsbeitrag und murmelte schließlich: „Wenn wir die alle zusammenkriegen könnten ... was meinen Sie, wie hoch dürfte die Zahl der Menschen sein, die früher mal in derartigen Beziehungen involviert waren und sich doch nicht mißbraucht fühlen?“

Tobias hob die Schultern. „Schwer zu sagen. Aber wahrscheinlich Tausende - allein in Deutschland.“

„Das ist ja ein Ding“, wiederholte Kaufmann. „Tausende! Welch ein Potential! Das könnte die gesamte Pädophilie-Diskussion auf den Kopf stellen!“

Tobias blickte ihn traurig an. „Vergessen Sie es. Wir haben schon Versuche in dieser Richtung gestartet, wollten Ehemalige, wie wir sie nennen, sogar in begrenzte Diskussionen mit Stinos einbeziehen. Soweit sie mitgemacht haben, ging der Schuß nach hinten los – sie wurden schon allein deshalb als geschädigt bezeichnet, weil sie mit den Tätern sympathisieren, wie es so schön heißt, oder ihre Argumente wurden einfach ignoriert, als Einzelfall-erfahrungen abgetan oder als das Ergebnis von Verdrängungsprozessen hingestellt. Andere haben sich von vornherein geweigert, sich als Ehemalige zu outen. Sie befürchteten ernste Konsequenzen.“

„Warum das denn?“ wunderte sich Kaufmann. „Nach allgemeinem Sprachgebrauch waren sie doch die Opfer!“

„Nun, Sie wissen doch selbst, daß sich auch ‚echte‘ Opfer wirklicher sexueller Übergriffe stigmatisiert fühlen können, neben all den anderen Problemen, die sie ohnehin schon haben. Denken Sie an vergewaltigte Frauen. Und nun erst unsere Ehemaligen! Was passiert wohl, wenn die zugeben würden, sich als Kinder in einer sexuellen Beziehung zu einem Erwachsenen wohl gefühlt zu haben – oder es zumindest nicht als schädigend, als traumatisierend bewerten?“

„Man würde sie für bekloppt halten“, gab Kaufmann zu. Er wirkte sichtlich ernüchtert. Als Psychologe wußte er sehr genau um die sonderbaren Mechanismen, die Etikettierungen und Stigmatisierungen zugrunde lagen.

„Genau. Und falls sie dann noch verheiratet sind – wie gehen die Frauen damit um? Ich mag gar nicht daran denken. Es kommt beim Coming Out als Ehemaliger ein weiteres Problem hinzu: Solange er oder sie noch jünger als achtundzwanzig ist ...“

„ ... läuft er oder sie aufgrund der noch nicht abgelaufenen Verjährungsfrist Gefahr, zu einer Aussage gegen den einstmaligen großen Freund gezwungen zu werden“, unterbrach ihn Kaufmann. „Ja, ich weiß. Es ist perfide, aber so ist unser geltendes Recht nun einmal. Der Teufel soll es holen.“

Sie hingen schweigend ihren Gedanken nach.

„Und was nun?“ fragte Kaufmann nach einigen Minuten und unterbrach erst einmal die Internetverbindung, um überhaupt etwas zu tun. „Sollen wir es dabei bewenden lassen? Eigentlich sehe ich das nicht ein. Könnte *abendrot-online* nicht ein Anfang dafür sein, auch den Ehemaligen ein Forum zu bieten? Was meinen Sie?“

Tobias betrachtete das Chaos, das auf dem Schreibtisch des Psychologen herrschte, und seufzte schließlich. „Ich weiß nicht recht. Es ist wahrscheinlich sinnlos.“

Kaufmann musterte ihn mit zusammengekniffenen Augen. Dann sagte er langsam und bedächtig: „Sie sind achtundzwanzig, ich bin sechzig. Warum so mutlos, junger Mann? Tun Sie mir schon den Gefallen und lassen Sie sich ein wenig von meinem Enthusiasmus anstecken. Ich weiß, daß Sie und Ihresgleichen an allgemeiner Kraftlosigkeit leiden. Nein, unterbrechen Sie mich nicht, ich meine es nicht abwertend. Der Rückzug ins Private, die Vogel-Strauß-Mentalität, die Energie, die allein dafür aufgewendet werden muß, tagtäglich diese Stigmatisierung, die Verachtung und die Angst zu ertragen – ich weiß, ich weiß. Ich sehe es nahezu ständig in meiner Arbeit, wohin die Pädophilenjagd führt. Aber ich bin nicht pädophil, ich bin in einer anderen Situation als Sie. Ich habe andererseits auch nicht mehr viel zu verlieren, aber viel zu gewinnen – und sei es Lebenserfahrung, für die man nie zu alt ist. Ich stehe am Ende meiner beruflichen Laufbahn. Deshalb werde ich es versuchen. Sie können mir helfen, aber Sie können es auch lassen, ich würde es verstehen.“

Kaufmann hielt inne. Gedankenverloren betrachtete er das umrahmte Foto seiner Frau. Sie war seit fünf Jahren tot, aber er spürte noch immer diese Nähe zu ihr.

„Wir hatten leider nie Kinder“, sagte er leise. „Das war uns nicht vergönnt, diese verfluchte Krebskrankheit hat bei meiner Monika schon in jungen Jahren alles zerstört. Und dann sehe ich euch. Sehe ich dich, Tobias. Ich bin jetzt nicht dein Therapeut, und ich lasse es an der professionellen Distanz fehlen – tut mir leid. Aber du könntest mein Sohn sein. Viele von euch könnten meine Söhne, teilweise auch meine Töchter sein. Ich erlebe seit zehn Jahren mit, was mit euch geschieht, daß man euch sogar fundamentale menschliche Gefühle abspricht wie zum Beispiel die Liebesfähigkeit. Meinst du, das geht an mir spurlos vorüber? Deshalb meine Idee mit der An-

gehörigenarbeit. Wenn ich mir vorstelle, meinen Töchtern oder Söhnen würde so etwas widerfahren ...“ Seine Stimme brach.

„Aber es gibt den sexuellen Mißbrauch ...“, wehrte sich Tobias schwach.

„Hör auf mit dem Quatsch. Hast du jemals erlebt, daß sich Männer pauschal für ihre Heterosexualität entschuldigen müssen, nur weil es Vergewaltigungen gibt? Wenigstens *wir* sollten längst über das Stadium hinausgekommen sein, immer wieder bei Adam und Eva anfangen zu müssen. Verdammt noch einmal, wozu warst du eigentlich drei Jahre lang bei mir in der Therapie? Willst du dich immer noch dafür entschuldigen, daß du überhaupt am Leben bist? Soll ich es zur Abwechslung mal mit einer väterlichen Tracht Prügel versuchen, Bursche?“ Nun mußte Tobias grinsen. „Sehen Sie, das unterscheidet die Stinos von uns.“

„Was?“

„Die echten Pädos denken nicht einmal daran, ihre jungen Freunde zu schlagen.“

„Das weiß ich, du Lümmel. Aber ich bin kein Pädo, verstanden? Und scharf bin ich auf dich auch nicht, mache dir also keine Hoffnungen. Und was eure jungen Freunde betrifft – genau darum geht es, nur sie können letztendlich eure Kronzeugen sein, also genau die Menschen, die wir brauchen. Und deshalb werde ich es versuchen.“

Tobias sagte nichts.

„Willst du mir nun helfen oder nicht?“

Der junge Mann dachte einen Moment lang nach und nickte schließlich müde. „Wie?“

„Versuche in deinen Kreisen einen Angehörigen sowie einen Ehemaligen zu finden. Leute also, die Lust haben, das Forum zu moderieren. Bis dahin mache ich es selbst, du mußt mir nur zeigen, wie es geht – zum Beispiel, wie man solchen Mist wie den da wieder rausschmeißt, zumal wir solchen Schwachsinn wohl nicht nur heute drin haben werden. Ich denke daran, daß wir auf mittlere Sicht zwei verschiedene Diskussionsforen einrichten werden, eines für Angehörige und eines für Ehemalige. Vielleicht fällt uns für Ehemalige auch noch ein besserer Name ein, mal sehen. Und daraus können wir dann mehr entwickeln. Das muß die Zukunft zeigen, es wird eine gewisse Eigendynamik notwendig sein. Einverstanden?“

Tobias nickte. Er spürte, daß die Tatkraft des alten Psychologen nicht ohne Wirkung blieb. Er ließ sich sogar ein wenig davon anstecken.

„Und was mich betrifft“, erklärte Kaufmann und rieb sich fröhlich die Hände, „so werde ich diesem jungen Mann schreiben. Wäre doch gelacht, wenn er der einzige bliebe!“

Tobias hätte gern den Optimismus des Therapeuten geteilt, aber er hatte da so seine Vorbehalte. Allerdings zog er es vor, sie für sich zu behalten. Er wußte, daß Pädos zuweilen zum übertriebenen Pessimismus neigten. Er bildete da leider keine Ausnahme. Wie hatte doch jemand jüngst in der BLG-Mailinglist formuliert? *Pädos sind vor allem damit beschäftigt, ständig nach Gründen zu suchen, warum man etwas NICHT tun sollte.*

Eben. Vielleicht war dies eine Möglichkeit, es endlich mal mit dem Gegenteil zu versuchen – und etwas Neues auszuprobieren.

Rund eintausend Kilometer entfernt erlebte Paul, auch bekannt als „Rose69“, so etwas wie einen Vorgeschmack auf sein ganz persönliches Waterloo. Jedenfalls wäre ihm fast das Herz stehen geblieben, als sein Jörg plötzlich mit einem überaus hübschen, dunkelhaarigen und zwei Jahre jüngeren Knaben auftauchte. „Das ist Sven“, stellte der „Internetprinz“ seinen Freund vor. Er fügte mit einem breiten Grinsen hinzu: „Wir haben gestern um die Wette gewichst!“

„Was du nicht sagst.“ Paul war peinlich berührt. Sein kleiner Freund gab allzu offenherzig Dinge preis, die eigentlich nur ihn selbst und Sven etwas angingen. Dem mußte das doch auch unangenehm sein. Oder? Schließlich entsprach es nicht gerade alltäglichen Gepflogenheiten, daß ein alter und zudem völlig fremder Rentner wie er in Vorgänge eingeweiht wurde, von denen oftmals nicht einmal die Eltern etwas wußten oder auch nur ahnten.

Aber der kleine Sven grinste ebenfalls. Er grinste sogar dermaßen unverschämt, daß es dem um Etikette bemühten Paul einstweilen die Sprache verschlug.

Jörg war nun etwas verlegen. „Ich habe mich verquatscht“, gab er zu und errötete. „Als wir gestern rummachten, habe ich versehentlich ... habe ich versehentlich von dir und mir und den Bildern erzählt.“

„Was hast du?“ Paul mußte sich setzen. Er rang nach Luft.

„Kein Problem, Paul“, mischte sich Sven ein und schlug einen derart vertraulichen Ton an, daß der alte Mann fast einen Hustenanfall bekam.

„Ich halte die Klappe“, versprach Sven und grinste immer noch. Dann wechselte er unversehens das Thema: „Kann ich auch mal deinen Pimmel sehen?“

„Jetzt reicht’s aber!“ stieß Paul hervor.

„Tut mir leid“, sagte Jörg etwas kleinlaut. Die Überraschung schien zwar gelungen zu sein, aber eben doch nicht in der Weise, wie er es sich vorgestellt hatte. „Sollen wir wieder gehen?“ Vielleicht war die Idee, die er mit Sven ausgeheckt hatte, doch nicht so gut.

Paul winkte ab, rang aber immer noch nach Luft. „Wenn du mal meinen plötzlichen Tod planen solltest, weißt du ja jetzt, wie du es anstellen mußt“, keuchte er. „Noch so ein Ding überlebe ich nicht. Du hast mir eine Todesangst eingejagt. Du weißt doch, wie gefährlich das ist, was wir tun – und zwar für mich!“

„Für mich auch“, gab Jörg ein wenig trotzig zurück. „Wenn mein Vater das erfährt, gibt es einen tierischen Arschvoll.“

„Deine Ausdrucksweise läßt manchmal noch sehr zu wünschen übrig“, meinte Paul, immer noch schwer atmend. Dann fixierte er den kleinen Sven. „Wie alt, sagtest du, bist du?“

„Zehn!“ Der Kleine baute sich in voller Lebensgröße auf.

„Hm. Und wer hat gestern nun gewonnen?“ Langsam, aber wirklich nur langsam beruhigte sich Paul wieder. Er begann sogar, der Situation etwas abzugewinnen und sie in gewisser Weise amüsant zu finden.

„Unentschieden“, erteilte Jörg Auskunft. „Deshalb sind wir hier. Du sollst den Schiedsrichter machen.“

„Wie bitte?“

„Na klar. Du merkst doch, wenn es mir kommt, oder? Bei Sven merkst du es dann auch. Ganz einfach.“

„In der Tat, ganz einfach“, bestätigte Paul und mußte mühsam einen hysterischen Lachanfall unterdrücken.

„Und danach machst du Bilder von uns“, legte sein „Internetprinz“ die weitere Tagesplanung fest. „Vielleicht kannst du dem hier dann auch zeigen, wie man sich richtig streichelt.“ Er warf einen abfälligen Blick auf seinen kleinen Freund.

Der war empört: „Das weiß ich schon längst, wie man das macht!“

„Und warum hast du gestern immer so doof gekichert?“

„Weil das gekitzelt hat, du arsch!“

„Ruhe!“ brüllte Paul.

Die Jungen sahen ihn an. Nicht die Spur ängstlich – nur abwartend.

Und sie grinsen, diese kleinen Mistkerle!

„Können wir nun endlich in dein Schlafzimmer gehen oder nicht?“ Jörg war bereits auf dem Weg und zog Sven hinter sich her. Der Kleine erweckte allerdings nicht den Eindruck, als müsse sich Jörg dabei über größere Widerstände hinwegsetzen. „Wir ziehen uns schon mal aus“, kicherte Jörg, bevor sie in dem Raum verschwanden, der seit zwei Jahren Schauplatz sehr delikater Aktivitäten war.

Paul hatte eigentlich gar nichts gegen die jüngste Entwicklung einzuwenden. Jetzt nicht mehr.

Der kleine Sven war nämlich wirklich süß, wenn auch reichlich vorlaut.

Aber ein unbehagliches Gefühl blieb doch. Ihm war, als habe er soeben selbst den Strick gekauft, mit dem man ihn eines Tages aufhängen würde.

Acht

Das Wetter versprach zwar nicht besonders gut, aber doch einigermaßen erträglich zu werden. So jedenfalls die Prognose vom Vorabend. Bewölkt, leicht unbeständig, mäßig warm und Windstärke vier bis fünf. Also das typische Spätsommerwetter in Norddeutschland. Und damit eine gute Voraussetzung für das, was sie für heute geplant hatten.

Die Morgendämmerung hatte längst eingesetzt, als Thomas pünktlich zur verabredeten Zeit den wartenden Dennis entdeckte. Der Kleine stand mit seinem Rucksack am Straßenrand und hüpfte vor Aufregung von einem Bein auf das andere.

„Guten Morgen!“ rief Thomas aufgeräumt, als der Junge die Beifahrertür öffnete und seinen Rucksack mit Schwung auf den Rücksitz warf.

Dennis antwortete nicht. Er strahlte nur über das ganze Gesicht. Bei diesem Anblick hätte Thomas aufjauchzen mögen, aber er beherrschte sich.

„Steigst du mal kurz aus?“ bat ihn sein kleiner Freund.

Thomas hob erstaunt die Augenbrauen. „Warum? Hast du etwas vergessen?“

Dennis schüttelte den Kopf. Er verzog seinen Mund zu einem schelmischen Lächeln.

„Na schön“, seufzte Thomas schließlich, stellte den Motor ab und öffnete die Fahrertür. „Mit mir altem Mann kannst du es ja machen.“

Er umrundete den Wagen. Dennis erwartete ihn, breitete plötzlich die Arme aus und fiel ihm um den Hals. „Im Auto geht das schließlich nicht“, erklärte er und grinste. Er gab Thomas einen flüchtigen Kuß auf die Wange und schaute ihn dann verlegen an. „Tschuldigung“, murmelte er und wandte den Blick ab. Er wollte sich aus der Umarmung lösen, aber Thomas hielt ihn fest.

„Wofür?“ fragte er nur.

Dennis sagte nichts. Aber der Druck seiner Arme verstärkte sich wieder. So standen sie etwa eine Minute lang am Straßenrand, und Thomas hätte, wie schon so oft, am liebsten die Zeit angehalten. Er spürte diesen kleinen, warmen Körper, der sich schutzsuchend an ihn drängte, und er glaubte, im nächsten Moment abzuheben und einfach davonzuschweben – vor Glück.

Mein Gott, ich liebe dich, Dennis – so, wie ich noch nie zuvor einen Menschen geliebt habe!

Dennis lächelte ihn wieder mit seinem schalkhaften Lächeln an, eine noch recht ungewohnte Erscheinung auf seinem Gesicht, etwas, das er erst vor einem halben Jahr gelernt zu haben schien. „Wir verpassen unser Schiff“, stellte er fest.

Thomas nickte etwas verwirrt. „Du hast recht. Ab in den Wagen. Und dann geht es los!“

Die ersten fünf Minuten Autofahrt verbrachten sie schweigend. Um diese Zeit war auf den Straßen noch nicht sehr viel los, und sie hingen ungestört ihren Gedanken nach.

Thomas war glücklich. Zwei volle Tage durften sie nun gemeinsam verbringen, nur sie beide. Heute ging es nach Helgoland, in der Nacht würde er seinem kleinen Freund das Bett auf dem Sofa richten, und am morgigen Sonntag nachmittag mußte er Dennis zu einem Fußballspiel begleiten, bevor er ihn dann anschließend nach Hause bringen würde.

Zwei volle Tage. Eine richtige Premiere! Bisher war Dennis allenfalls für wenige Stunden bei ihm daheim gewesen. Und nun durfte er zum ersten Mal bei ihm schlafen – ganz offiziell, mit Billigung der Eltern, so zähneknirschend sie auch erfolgt sein mochte. Er hatte seine Wohnung eigens aus diesem Anlaß aufgeräumt und die Raumpflegerin einige Überstunden machen lassen.

Thomas spürte das altvertraute Rumoren in der Magengegend. Wie würde dieses Wochenende verlaufen? Auf welche Überraschungen durfte er sich einstellen?

„Hast du auch nichts vergessen?“ fragte Thomas, um sich abzulenken.

Dennis überlegte. „Ich glaube nicht. Waschzeug, Unterwäsche, Schlafanzug, Socken und eine warme Jacke – alles dabei!“

Thomas schluckte. Schlafanzug und Unterwäsche! Das bedeutete, daß er zum ersten Mal einen nackten Dennis sehen würde. Zumindest hoffte er das.

„Und Taschengeld?“

Dennis antwortete nur zögernd. „Dreißig Mark. Davon soll ich Papa zollfreie Zigaretten mitbringen.“

„Und für dich selbst?“ hakte Thomas nach. Er runzelte die Stirn. Nach Abzug der Kosten für eine Stange Zigaretten würde kaum etwas übrigbleiben.

Der Junge schwieg.

„Na?“ Thomas wurde ungeduldig. Er ahnte die Antwort freilich schon.

„Nichts“, sagte Dennis leise und senkte den Kopf. Dann fügte er hastig hinzu: „Dafür aber zwei Brote und eine Dose Cola. Mama meint, das würde reichen.“

„So, meint sie das“, entgegnete Thomas zornig.

Dieses verdammte Miststück!

„Bist du jetzt sauer?“ fragte Dennis schüchtern.

„Nein, Dennis, das bin ich nicht“, log er. „Außerdem ist doch wohl klar, daß du an diesem Wochenende mein Gast bist. Du brauchst also gar kein Geld.“

„Ich will aber nicht, daß du immer soviel Geld für mich aus gibst“, beehrte Dennis auf. „Du hast schon die Schiffskarten bezahlt, das sind über hundert Mark!“

„Na und? Und was heißt hier *immer*? Ich fahre schließlich nicht an jedem Wochenende mit dir nach Helgoland. Das ist etwas Besonderes, auch für mich. Ein bißchen egoistisch bin ich auch, sollst du wissen. Schau mal, ich freue mich schon seit langem darauf, mal wieder auf diese Insel zu reisen. Allein hätte ich aber gar keine Lust gehabt. Also habe auch ich eine ganze Menge davon, daß du mich begleitest.“

Dennis schien noch nicht recht überzeugt. „Ich bin doch nur ein Kind“, gab er zu bedenken. „Mit anderen Erwachsenen hättest du bestimmt mehr Spaß gehabt.“

Thomas sah stur geradeaus. „Eben nicht. Du ... du bist etwas Besonderes für mich.“

Nun sag's schon!

„Ich ... ich habe dich nämlich sehr lieb.“

Nun war es heraus. Er mied den Blick des Jungen und orientierte sich betont eifrig an den Hinweisschildern, die er zu anderen Zeiten mit dem selben Eifer zu ignorieren pflegte – das galt vor allem für die Geschwindigkeitsbegrenzungen, die er als einen Anschlag auf seine persönliche Freiheit betrachtete.

Dennis dachte einen Augenblick nach und sah ihn dann neugierig an. „Warum?“

Thomas war verdutzt. „Warum? Du liebe Zeit, du fragst nach dem *Warum!* Weshalb hat man einen Menschen lieb? Das passiert eben. Und mit dir ist es mir halt passiert.“

Dennis hielt den Blick noch immer auf ihn gerichtet. „Kein Joke?“

Thomas wurde ärgerlich. „Nein, Dennis, das ist kein Joke. Wir kennen uns jetzt schon fast eineinhalb Jahre, nicht wahr? Da macht man über solche Dinge keine Witze.“

Der Junge wandte den Blick ab und starrte nach draußen. „Das hat noch nie jemand zu mir gesagt“, flüsterte er so leise, daß Thomas ihn nicht hörte.

Der hatte ohnehin genug damit zu tun, einen übriggebliebenen Nachtschwärmer zu überholen. Der Kerl nahm beide Fahrspuren der Schnellstraße in Anspruch – vermutlich war er stinkbesoffen, dachte Thomas.

Dennis indes öffnete den Mund, schloß ihn dann aber wieder. Er brachte es nicht fertig, mit der gleichen Selbstverständlichkeit diesen Satz zu sagen, der ihm auf der Zunge lag: *Ich habe dich auch lieb.*

Wo käme man da schließlich hin? Thomas war sein Freund, aber nicht sein Vater, schon gar nicht seine Mutter und auch nicht sein Bruder. Denen würde man so etwas vielleicht noch sagen dürfen. Aber nicht Thomas. Außerdem meinte der das bestimmt nicht ernst.

Wenn sein Vater anderen Leuten gegenüber behauptete, daß er seine Kinder liebe, war das schließlich auch nicht die Wahrheit. Das wußte Dennis, denn ihm gegenüber hatte aus seiner Familie noch nie jemand so etwas gesagt: *Ich habe dich lieb.* Folglich war er bisher auch noch nie in die Verlegenheit geraten, eine solche Erklärung einem Erwachsenen gegenüber abgeben zu müssen.

Erst recht nicht jemandem gegenüber, der doch überhaupt keinen einzigen vernünftigen Grund zu nennen vermochte, ausgerechnet *ihn lieb zu haben.*

Aber er war Thomas für diese kleine Lüge nicht böse.

Wirklich nicht.

Und so ein Kuß auf die Stirn, wie er ihn heute früh bei der Begrüßung erhalten hatte, war ja auch schon etwas. Dennis hatte eines gelernt in seinem elfjährigen Leben: Man mußte sich auch mit weniger zufrieden geben können. Das war nun einmal der Lauf der Dinge.

Und nun Schluß mit dem ewigen Nachdenken. Er wollte sich auf dieses tolle Abenteuer freuen, denn auf einem großen Schiff zu fahren, das war ein Erlebnis, von dem er nächste Woche in der Schule berichten konnte.

Verträumt lächelte er in den beginnenden Morgen.

Bis nach Bremerhaven, dem letzten Zwischenstopp auf dem Weg zur einzigen Hochseeinsel Deutschlands, waren nur wenige Passagiere an Bord. Im großen Restaurant hockten sechs von ihnen ziemlich verloren herum, halbherzig umsorgt von einem allem Anschein nach übernachtigten Kellner, der mürrisch die Bestellungen entgegennahm.

„Frühstück“, verkündete Thomas und schleppte seinen leicht widerstrebenden kleinen Freund zu einem Fenster-tisch. Von hier aus waren sie in der Lage, einen ungestörten Ausblick auf die kargen Landschaften entlang des Weserufers zu genießen: Sandstrände, dahinter Viehweiden, die scheinbar bis zum Horizont reichten, vereinzelt Gehöfte, verträumte Städtchen und gelegentlich sogar ein paar Wälder. Mit langsamer Fahrt glitt die „MS Helgoland“ nach Norden.

„Zu teuer“, entschied Dennis nach einem kurzen Blick in die Speisekarte und kramte nach seinen belegten Broten. Er war blaß geworden.

„Nix da“, sagte Thomas knapp. „Ich habe mit dem Kapitän geredet. Er wird dich kielholen lassen, wenn du nicht vernünftig frühstückst, verstanden?“

„Kielholen? Was ist das?“

„Du wirst unter den Schiffsrumpf hindurchgezogen. Eine gute Methode, ihn von den Muscheln zu befreien, die sich im Laufe der Zeit da unten festsetzen. Das macht man hier so mit kleinen Schmachtlappen wie dir, die nicht vernünftig frühstücken wollen.“

„Stimmt ja gar nicht!“, grinste Dennis.

„Laß es besser nicht darauf ankommen. Wie wär’s also mit Rühreiern, Schinken, Orangensaft? Oder Brötchen mit Butter, Marmelade und Aufschnitt?“

Dennis bestellte beides – und benötigte weniger als zehn Minuten, um die Berge auf seinen Tellern zu vertilgen. Mit einem satten Rülpsen strich er sich schließlich über den Bauch und bemerkte altklug: „Du hast recht. Man lebt schließlich nur einmal.“

Als er sich entschuldigte und für einige Minuten im Waschraum verschwand, winkte Thomas den Kellner herbei. „Ich wollte mit meinem Kleinen eigentlich nur frühstücken“, zischte er ihm wütend ins Ohr. „Aber nicht gleich Ihren verdammten Kahn kaufen. Bestellen Sie das gefälligst Ihrer Reederei! Und nun bringen Sie mir noch einen Kaffee, aber flott!“

Dennis kehrte nach wenigen Minuten zurück. Er setzte sich, schüttelte den Kopf, daß die blonden Haare nur so flogen, und meinte etwas verwundert: „Der Kellner hat eine Scheißblaune. Ich habe ihm zugewunken, und er hat mir seinen Stinkefinger gezeigt.“

Thomas nahm einen tiefen Schluck Kaffee. „Wahrscheinlich hast du ihm den Spaß versaut, weil du zu gut gegessen hast und er dich deshalb nicht kielholen darf. Seeleute sind halt ein etwas derbes Volk, nimm's nicht persönlich.“

In Bremerhaven füllte sich das Schiff. Als es endlich von der Columbuskaje ablegte, drängelten sich dichte Menschentrauben an Deck. Dennis machte sich auf Erkundungstour und kehrte erst nach einer Stunde wieder zurück in das kleine Café, in dem Thomas zwei Plätze in Beschlag genommen hatte und in einem Buch schmökerte, das ihn eigentlich gar nicht interessierte. Ein ziemlich kaputter Pädo hatte seine Autobiographie zu Papier gebracht. Also nicht gerade die Art von Literatur, die ihm für einen Tag wie den heutigen angebracht schien.

Dennis warf einen neugierigen Blick auf das Buch. „*Lufträume?* Was ist das?“

„Eine stinklangweilige Geschichte“, erwiderte Thomas und ließ das Buch eilig in der großen Umhängetasche verschwinden. „Na? Hast du unseren Dampfer erforscht?“

Dennis nickte eifrig, und seine Augen glänzten. „Die haben hier eine Diskothek“, platzte er heraus. Aufgeregt rutschte er hin und her. „Und Kabinen. Ganz viele Kabinen. Und vor die Toiletten hat einer hingekotzt, es war sogar zu sehen, was der zum Frühstück gegessen ...“

„Sehr interessant“, unterbrach ihn Thomas. „Wollen wir an Deck gehen? In einer guten Stunde kommen wir an.“

Kurz vor Helgoland gab es eine Stelle, an der die See besonders heftig wogte. Das Schiff begann zu stampfen, und der rote Felsen, bereits gut erkennbar, verschwand immer wieder hinter gewaltigen Wellenbergen. Helgolandkenner bezeichneten diese Gegend zuweilen als das „Bermuda-Dreieck“ der Deutschen Bucht.

„Mir wird schlecht“, klagte Dennis und klammerte sich an der Reling fest. Seine Stupsnase ragte spitz aus dem blassen Gesicht hervor.

„Nichts da!“ polterte Thomas. „Die guten Rühreier! Und der köstliche Aufschnitt ... hoppla, *mit* dem Wind, Dennis, nicht gegen den Wind! *Mit* dem ... Oh Scheiße! Na ja, macht nichts, wo war doch gleich der Waschraum, sagtest du?“

Das Leben eines Pädos hatte seine Höhen und Tiefen. Zu diesem Ergebnis kam Thomas nicht zum ersten Mal, während er sich im schwankenden Waschraum die Überbleibsel eines opulenten Frühstücks von der Jacke tupfte. Die würgenden Geräusche aus den Toilettenkabinen belehrten ihn allerdings, daß er das Schicksal eines mehr oder weniger von der Seekrankheit Betroffenen - zumindest im Moment - mit etlichen anderen Passagieren teilte. Und als der neben ihm stehende Mann ihn blöde anstierte und dann zu allem Überfluß ebenfalls die verkrampten Kiefer mahlen ließ, um dann mit einem schmatzenden Rülps ein halbverdautes Brötchen zutage zu fördern, ergriff er eilends die Flucht. Schuldbewußt mußte er sich eingestehen, daß ihm im Zweifel der Anblick seines seekranken Dennis dann doch lieber war.

Der hatte sein Unwohlsein längst vergessen, als die Bördeboote heranrauschten und die Passagiere der auf Reede liegenden „MS Helgoland“ übernahmen. Dennis war nur noch sprachlos. Er kauerte nach dem riskanten Hüpfen vom Schiff auf das Boot auf einer Bank und ließ die vielfältigen Eindrücke mit riesengroßen Augen auf sich einwirken. Stumm marschierte er neben Thomas durch das sogenannte Unterland, immer noch stumm wanderte er an seiner Seite auf dem Oberland zum berühmtesten Felsen der Insel, zur „Langen Anna“, und zutiefst ergriffen stand er schließlich auf einer grasbewachsenen Erhebung des kahlen Eilandes, hielt sein leuchtendes Gesicht in den kräftigen Wind und atmete in tiefen Zügen die salzige Meeresluft ein.

„Ist das schön hier“, seufzte er immer wieder. „Ist das schön!“

Thomas beobachtete ihn mit leiser Wehmut. Offenbar war dem kleinen Kerl bisher nur selten ein solches Erlebnis vergönnt gewesen.

Nach einem schnellen Mittagsimbiß und dem zollfreien Einkauf war die Zeit um. Die Bördeboote warteten bereits und verteilten ihre lebende Fracht auf das halbe Dutzend Seebäderschiffe, das draußen auf Reede ankerte und die Tagesgäste zu den verschiedenen Häfen an der deutschen Nordseeküste zurückbringen sollte.

Die Rückreise bis Bremerhaven vertrieben sie sich mit Kartenspielen. Thomas richtete es so ein, daß Dennis nur wenig mitbekam von den zahlreichen Betrunkenen, die den billigen Schnaps aus dem zollfreien Einkauf bereits an Bord verkonsumierten und das Deck allerorten mit ihren Hinterlassenschaften verunzierten – im besten Fall mit verdächtig aussehenden Pfützen, im schlimmsten Fall mit ganz anderen Dingen.

„Ich bin müde“, gähnte Dennis. Sie saßen im Reisebus, der sie von Bremerhaven nach Hause bringen sollte.

„Das hat die Nordseeluft so an sich“, erklärte Thomas.

Keine Antwort.

Thomas warf seinem kleinen Freund einen raschen Blick zu und mußte dann lächeln. Dennis war bereits eingeknickt, und der Kopf sank ihm auf die Brust. Zwanzig Kilometer später kippte er zur Seite und machte es sich für den Rest der Reise auf Thomas' Schoß bequem. Thomas streichelte ihn behutsam über den Kopf und wagte sich nicht zu rühren, obwohl ihm nacheinander beide Beine einschliessen. Der unendlich friedliche Ausdruck auf dem Gesicht des Jungen und das leise Lächeln rührten ihn zutiefst.

Offenbar nicht nur ihn, denn von der gegenüberliegenden Sitzreihe ließ sich eine ältere Dame vernehmen: „Endlich mal Vater und Sohn, wie ich es am schönsten finde.“ Wohlgefällig betrachtete sie das Paar.

Thomas grinste, sagte aber nichts. Er streichelte seinen Dennis weiter, ließ ihn schlafen und nahm damit in Kauf, nach dem Aussteigen aus dem Bus erst einmal seine gefühllosen Glieder wiederbeleben zu müssen.

Daheim war der Junge wieder putzmunter. Den Abend verbrachten sie vor einem Videofilm. Wie selbstverständlich kuschelte sich Dennis an seine Seite. Er hatte auch nichts dagegen, daß ihm Thomas immer wieder über den Rücken streichelte.

Als die Schlafenszeit nahte, wurde Thomas immer unruhiger. Dennis schien das zu spüren, denn er warf ihm zwischendurch fragende Blicke zu.

Schließlich war der Zeitpunkt nicht länger hinauszuschieben. Thomas richtete das behelfsmäßige Nachtlager für seinen kleinen Freund und wurde – warum nur? – immer trauriger.

Warum fragt er nicht, ob er mit mir heute nacht in einem Bett schlafen kann?

Dennis jedoch dachte gar nicht daran. Er griff zu seinem Rucksack und verschwand im Badezimmer.

Als er zurückkehrte, trug er bereits seinen Schlafanzug. Thomas spürte, wie sich sein Herz verkrampfte.

Wieder nichts – verdammt!

Er nahm sich jedoch zusammen. Als Dennis unter seiner Wolldecke lag, traf ihn ein langer, prüfender Blick.

„Ist irgend etwas mit dir?“ fragte der Junge aufmerksam. „Du guckst so traurig!“

Thomas schüttelte den Kopf und lächelte gequält. „Wahrscheinlich bin ich nur ein bißchen müde. War ja auch ein aufregender Tag heute.“

Dennis schlug den Blick nieder. Und Thomas spürte, wie es in dem Jungen zu arbeiten begann. Die Hände nestelten an der Decke, unruhig schlug Dennis mehrmals die Beine übereinander, und schließlich schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein.

„Thomas?“

„Ich bin hier.“

„Du hast heute morgen etwas gesagt, und darüber habe ich ein paar Mal nachdenken müssen.“

„Was meinst du? Habe ich dich irgendwie verletzt?“

„Nein. Ganz anders. Du hast gesagt ... du hast gesagt, daß du ... daß du mich lieb hast.“

Thomas versteifte sich. Was kam jetzt? „Das habe ich gesagt, stimmt.“

„Aber du bist doch ... du bist doch nicht mein Vater!“ platzte Dennis heraus und wandte dann, sichtlich erschrocken über die eigenen Worte, den Blick ab. Fast flüsternd fügte er hinzu: „Schade, daß du es nicht bist.“

Thomas schluckte. Er wußte, daß er seine Worte jetzt mit Bedacht wählen mußte.

„Lieber Dennis, ich bin nicht dein Vater, das stimmt. Ich will ihn auch nicht ersetzen. Ich kann es wahrscheinlich nicht einmal. Aber trotzdem habe ich dich lieb. Es gab schon einmal einen kleinen Jungen in meinem Leben, dem ich ganz ähnliche Gefühle entgegengebracht habe wie dir. Aber das ist lange her – vergessen kann ich ihn allerdings bis heute nicht. Jetzt bist du derjenige, der mir ziemlich wichtig geworden ist. Glaubst du mir das?“

Dennis nickte. Zwar zögernd, aber er nickte. Seinen großen blauen Augen hielten ihn fest. „Aber warum hast du dann keine eigenen Kinder?“ kam zaghaft seine nächste Frage. „Du liebst doch Kinder – oder?“

Thomas begann zu schwitzen. „Das ist schwer zu erklären. Es gibt Dinge in meinem Leben, von denen du noch nichts weißt.“

„Warum sagst du sie mir dann nicht? Wir sind doch Freunde!“

Dieser Blick – ich versinke gleich darin!

„Weil du sie wahrscheinlich nicht verstehen würdest, mein Schatz.“

Unwillkürlich hatte er diese liebevolle Form der Anrede gewählt.

„Quatsch“, erwiderte Dennis entrüstet. „Meinst du, ich bin ein doofer kleiner Junge?“

Immerhin, der „Schatz“ schien ihn nicht gestört zu haben.

„Nein, das bist du ganz bestimmt nicht. Im Gegenteil. Aber diese Dinge sind etwas, die mit dem Verstand nicht zu erfassen sind. Im Kopf würdest du sie verstehen, im Herzen vielleicht nicht. Und dann ... und dann könnte es ohne weiteres passieren, daß du erst einmal nichts mehr von mir wissen willst. Und das wäre für mich äußerst schlimm, Dennis. Das könnte ich nicht ertragen.“

Thomas kämpfte mit seiner Selbstbeherrschung. Mein Gott, welch ein Gespräch!

Dennis fixierte einen Punkt an der Zimmerdecke und meinte dann gleichgültig: „Ich glaube, ich weiß, was du meinst.“

Thomas starrte ihn sprachlos an. „Nanu? Da bin ich aber gespannt!“

Der Junge grinste plötzlich. „Mama sagt, du bist schwul. Stimmt das?“

Rums! Ein Tritt in die Eingeweide hätte nicht heftiger sein können.

Thomas fuhr sich durch die Haare und griff fahrig nach seinen Zigaretten. „Darf ich?“ fragte er mit zitternder Stimme.

Dennis nickte nur.

„Also ... in gewisser Weise hat deine Mutter vielleicht sogar recht. Nicht so ganz, aber fast. Und was nun?“

„Na und?“ sagte Dennis und gähnte herzhaft. „Das ist doch nicht schlimm!“

„Das freut mich“, stotterte Thomas. Ihm brummte der Kopf.

„Jetzt weiß ich auch, warum du keine Kinder hast“, überlegte Dennis. „Wenn zwei schwule Männer miteinander schlafen, kann der andere ja nicht schwanger werden. Wäre auch komisch!“ Er kicherte bei dieser Vorstellung, sie schien ihn im höchsten Maße zu amüsieren.

„In der Tat, komischer geht's nimmer“, bestätigte Thomas und versuchte, das Chaos in seinem Inneren wieder unter Kontrolle zu bekommen.

Dennis warf ihm einen langen Blick zu. „Meine Eltern sollten davon besser nichts wissen“, meinte er. Seine Stimme klang sachlich, aber nicht die Spur unsicher oder gar ängstlich.

„Das liegt ja an dir, mein Freund. Von mir erfahren sie es bestimmt nicht.“

„Von mir auch nicht, großes Ehrenwort!“ Der Junge setzte ein spitzbübisches, fast schon verschwörerisches Grinsen auf und reichte Thomas die Hand. Der schlug ein und lächelte – obwohl ihm viel mehr zum Heulen war. Das Thema schien für den Kleinen bereits erledigt zu sein. „Und du hast mich wirklich lieb?“ kehrte er zur Ausgangsfrage zurück.

„Ja. Am liebsten würde ich dich nie wieder hier weglassen, so sehr habe ich dich lieb. Glaubst du mir jetzt?“

Dennis nickte. „Ja, jetzt glaube ich dir. Und ich finde es geil, daß du mir die Wahrheit gesagt hast.“

Thomas beugte sich zu ihm hinab und hauchte ihm einen Kuß auf die Stirn. „Schlaf gut, mein Schatz“, flüsterte er. „Und träum etwas Schönes!“

Dennis legte ihm die Arme um den Hals. „Darf ich dir jetzt auch etwas sagen?“ fragte er unsicher.

„Alles, was du willst.“

Dennis kämpfte mit sich. Dann endlich flüsterte er: „Ich habe dich auch lieb – ganz, ganz doll sogar!“

Als Thomas Minuten später in seinem Schlafzimmer auf dem Bettrand saß, spürte er ein grauenhaftes Verlangen nach einer Flasche Whisky, den unbändigen Drang, sie in einem Zug zu leeren und auf diese Weise das Chaos in seinen Gedanken, in seinem Herzen aufzulösen. Er hätte über dieses Gespräch mit Dennis glücklich sein müssen, war es aber nicht. Denn die Wahrheit, die einzig *richtige* Wahrheit, hatte er seinem kleinen Freund immer noch nicht gestanden. Und diese Wahrheit hatte nichts damit zu tun, daß er deshalb keine eigenen Kinder hatte, weil Männer im allgemeinen und schwule Männer im besonderen nicht schwanger werden konnten. Denn er war nicht schwul. Er war pädophil. Aber mit *dieser* Wirklichkeit würde er seinen Dennis vermutlich überfordern. Wie, verflucht noch mal, sollte er aus diesem Dilemma nur herauskommen?

Dennis fand keine Ruhe. Schlaflos wälzte er sich auf dem Sofa von einer Seite auf die andere. Tausend Gedanken gingen ihm durch den Kopf, bildeten ein Kaleidoskop, in dem sich der heutige Tag auf Helgoland, die vielen vergangenen Erlebnisse mit Thomas und vor allem auch das Gespräch mit ihm zu einem wirren Knäuel vereinten.

Gegen drei Uhr lag er immer noch wach. Leise erhob er sich, stattete dem Badezimmer einen kurzen Besuch ab und warf dann einen nachdenklichen Blick auf die geschlossene Tür des Arbeitszimmers. Thomas würde bestimmt nichts dagegen haben, daß er noch ein wenig am Computer spielte. Immerhin hatte er ihm zu verstehen gegeben, daß er sich hier ganz wie zu Hause fühlen durfte. Und mit dem Computer verstand Dennis umzugehen, auch wenn ihn Thomas grundsätzlich erst zehn Minuten nach dem Hochfahren des Systems in das Arbeitszimmer gelassen hatte. Angeblich deshalb, weil er zunächst irgendwelche streng geheimen, beruflichen Daten sichern mußte. Nun, jetzt dürften diese Daten wohl kaum offen zugänglich sein – immerhin war der Computer heute noch gar nicht benutzt worden.

Leise schlich sich der Junge in das Büro, schaltete die Schreibtischlampe ein und machte es sich auf dem Bürosessel bequem. Er betätigte den Hauptschalter des Computers. Leise knackend und surrend sprang der Rechner an.

Dennis wartete.

Als die kleine Eieruhr des Cursors sichtbar wurde und im selben Moment auch das Hintergrundbild, zuckte er zusammen und starrte auf den Monitor.

Ein nackter Junge, kaum älter als er.

Donnerwetter!

Fast zehn Minuten lang blieb Dennis regungslos sitzen. Viele Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Thomas war schwul, okay. Aber das hier ... Dennis hatte im Fernsehen oft genug die Nachrichten verfolgt und war intelligent genug, den richtigen Zusammenhang herzustellen. Er hatte schon diese unheimlichen Worte gehört – *Kinderpornographie*. Und *Kinderschänder*.

Thomas – ein *Kinderschänder*?

Nein! Das war doch etwas völlig anderes, überlegte Dennis und betrachtete fasziniert seinen nackten Altersgenossen auf dem Bildschirm. Dieser Junge dort *lachte*. Er war *fröhlich*. Das war also bestimmt keine *Kinderpornographie*, denn da wurden Kinder *vergewaltigt* und *gequält*. So sagten sie es jedenfalls immer in den Nachrichten. Und deshalb war Thomas auch kein *Kinderschänder*. Denn sonst hätte er ein anderes Bild auf dem Desktop, nicht dieses, auf dem ein zwar nackter, aber fröhlich lachender Junge zu sehen war. Und schließlich: Thomas *liebte* Kinder, er liebte auch ihn, das wußte Dennis definitiv – und zwar, wenn er ehrlich zu sich selbst sein wollte, nicht erst seit heute.

Als er zu diesem Ergebnis kam, war die Sache für ihn geklärt. Er grinste. Es bereitete ihm einen diebischen Spaß, nun auch dieses Geheimnis von Thomas zu kennen. Gleichzeitig hatte er ein schlechtes Gewissen. Wenn Thomas gewollt hätte, daß er davon wußte, hätte er es ihm gezeigt. So aber war er unerlaubt in einen Teil seiner Intimsphäre eingedrungen, in einen Bereich, in dem er mit Sicherheit nichts zu suchen hatte.

Oder?

Dennis kam ein Gedanke. Ihm wurde plötzlich warm, und er schüttelte den Kopf.

Das war eine zu ungeheuerliche Idee, die da eben in seinem Kopf Gestalt annehmen wollte, und er verdrängte sie rasch wieder.

Wieder stahl sich ein Grinsen über seine Züge, und er sah sich auf dem Schreibtisch um. Irgendwo war bestimmt eine Diskette mit einem tollen Spiel zu finden, oder noch besser eine CD-ROM, wie zum Beispiel „Commander Conquer - Alarmstufe Rot“, ein Strategiespiel, das sie vor einigen Wochen gemeinsam ausprobiert hatten.

Wie wäre es mit jener dort? „Internetprinz“ stand darauf. Hörte sich interessant an.

Er schob die Diskette in das Laufwerk und rief den Windows-Explorer auf.

Eine Dreiviertelstunde später kroch ein zutiefst verwirrter Dennis zurück unter seine Wolldecke. Seine Gefühle bildeten ein einziges Chaos. Diese beiden Jungs, die da miteinander ... unglaublich!

Wozu brauchte Thomas diese Bilder?

Die Antwort lag auf der Hand. Und sie stürzte Dennis in einen neuen Strudel der Gefühle.

Nur eines verspürte er nicht: Angst. Sondern nur Verwirrung.

Hastig streifte er sich die Schlafanzughose ein Stück herunter und begann zu masturbieren. Erst nach dem dritten Orgasmus war er so erschöpft, daß es ihm gelang, die Gedanken abzustellen und in einen unruhigen Schlaf hinüberzudämmern.

Gegen elf Uhr vormittags wurde er von einem fröhlichen „Guten Morgen, du kleine Schlafmütze!“ geweckt. Schlaftrunken setzte er sich auf und wußte im ersten Moment nicht, wo er sich befand.

Dann fiel es ihm wieder ein. Und das andere auch - und das war zuviel vor dem Frühstück. Verdrossen suchte er nach seinen Sachen und marschierte ins Badezimmer. Etwas verdutzt schaute ihm Thomas nach. Sein Dennis – ein kleiner Morgenmuffel?

Auch beim Frühstück verhielt sich der Junge ausgesprochen einsilbig. Lustlos kaute er an seinem Toast herum und spülte alles zusammen mit einem Schluck Kakao herunter.

Thomas beobachtete ihn aufmerksam. „Schlecht geschlafen?“ erkundigte er sich behutsam. In seiner Stimme klang Sorge mit. Auch er hatte eine furchtbare Nacht hinter sich. Sollte bei Dennis so etwas wie ein nachträglicher Schock eingesetzt haben?

Es kam viel schlimmer.

Dennis nickte nämlich, schluckte, schniefte – und dann begann er zu weinen.

„Was ist denn mit dir los?“ rief Thomas erschrocken.

Der Junge sah ihn aus schwimmenden Augen an. „Bist du ein Kinderficker?“ schoß er schluchzend die Frage ab, die Thomas noch Jahre später den Schweiß auf die Stirn treiben sollte, sobald er an diesen Moment zurückdachte. Ein Alptraum wurde zur Realität. Ein furchtbarer Alptraum.

Er war leichenblaß. „Wie kommst du darauf?“ fragte er mit zitternder Stimme.

Dennis schluchzte erneut auf. „Ich war heute nacht an deinem Computer“, sagte er weinend. „Ich wollte noch ein bißchen spielen, weil ich nicht schlafen konnte. Und da habe ich diese Bilder gesehen. Zuerst fand ich das nicht schlimm. Aber dann ... als ich eingeschlafen war, habe ich geträumt, wie du mich fesselst und mir weh tust. Immer wieder. Alles hat geblutet!“

Thomas saß wie zur Salzsäule erstarrt.

Jetzt bloß keinen Fehler machen!

Er brachte allerdings überhaupt kein Wort heraus.

„Warum sagst du nichts?“ schrie Dennis ihn an. Seine Augen waren unnatürlich geweitet. Er weinte jetzt noch heftiger.

Er kann also doch heulen!

Der Gedanke war in diesem Moment absolut überflüssig. Aber ihm fehlte die Kraft, zu antworten. Wahrscheinlich würde er nie wieder die Kraft finden, überhaupt noch ein Wort zu sagen, geschweige denn einen längeren Satz zu formulieren. Alles war grau und düster. Und es tat weh. So unglaublich weh.

Eine dicke Träne rann ihm die Wange herab. Ihr folgte eine zweite. Und dann eine dritte.

Dennis hielt inne und legte den Kopf schief. In seinen großen Augen war Fassungslosigkeit zu lesen. „Du heulst ja!“ stellte er fest. Angst und Wut machten einer grenzenlosen Verwunderung Platz. „Ich habe noch nie einen Mann heulen sehen“, fügte er hinzu. Angesichts dieser neuen, unglaublichen Erfahrung vergaß er sogar seine eigene Verzweiflung.

Thomas wischte sich über die Wange. „Natürlich heule ich“, hörte er sich sagen. Er war erstaunt darüber, daß ihm seine Zunge offenbar doch nicht den Dienst versagte. „Was du eben zu mir gesagt hast, war so schlimm, daß ich nicht mehr weiß, was ich sonst noch tun soll. Du hast jetzt Angst vor mir, das spüre ich. Aber du brauchst keine Angst vor mir zu haben. Wahrscheinlich wirst du es mir nicht glauben, aber es ist so.“

Und dann war Schluß. Er schlug die Hände vors Gesicht und brach vollends zusammen.

Er nahm Dennis nicht mehr wahr. In seinem Schmerz, in seiner bodenlosen Angst war er völlig auf sich selbst zurückgeworfen. Er hörte seine Stimme, die von Knut erzählte, die frühere Beziehung zu Maike aber ausließ. Er streifte kurz den Gefängnisaufenthalt, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren. Er erzählte dem Fußboden, den er durch einen Tränenschleier hindurch wahrnahm, von seiner jahrelangen Einsamkeit. Und von einem kleinen Jungen namens Dennis, der seinem Leben inzwischen wieder einen Sinn gab, um den er aber auch Angst hatte, den er am liebsten vierundzwanzig Stunden am Tag behüten würde. Er streifte seine Brieffreundschaft zum „Internetprinzen“ und schloß endlich, immer noch weinend: „Wir kennen uns seit rund eineinhalb Jahren. Bin ich dir jemals zu nahe getreten? Nein! Habe ich jemals eine Situation ausgenutzt? Nein! Es ist vielleicht so, daß ich mir etwas bestimmtes erträume, aber glaubst du wirklich, das ich irgend etwas tun würde, was du nicht willst, was dir sogar weh tun würde? Nein! Dein Alptraum heute nacht – er ist für mich das Entsetzlichste, was ich jemals gehört habe. Meinst du denn, ich habe dich angelogen, als ich dir sagte, daß ich dich lieb habe? Meinst du wirklich, ich könnte dir auch nur ein Haar krümmen? Wenn du das wirklich glaubst, dann bringe ich dich besser schon jetzt nach Hause, und wir sollten uns nie wieder sehen. Ich möchte keinen kleinen Freund haben, der Angst vor mir hat. Denn wenn es nach mir ginge, müßtest du vor nichts und niemanden Angst haben, würde ich dir alle Scheißangst dieser Welt abnehmen und auf die eigenen Schultern laden. Das geht aber nicht, das Leben hat seine eigenen Gesetze, und das brauche ich dir nicht erst zu sagen. Nur vor mir – vor mir

sollst du, darfst du keine Angst haben, und vor mir *brauchst* du auch keine Angst zu haben. Verstehst du das, Dennis?"

Er fand langsam aus dem Abgrund der Verzweiflung zurück in die Küche, wo das Summen des Kühlschranks sekundenlang das einzige Geräusch zu sein schien. Dennis stand vor ihm und sah ihn an. „Bitte, nicht mehr weinen“, sagte der Junge flehend. „Ich bleibe bei dir, ich habe keine Angst, ehrlich nicht!“

„Wirklich nicht?“ Mit schwimmenden Augen betrachtete Thomas den kleinen Kerl.

Dennis schüttelte den Kopf. „Dieser scheiß Alptraum ist schuld“, erklärte er schniefend. „Wegen der Fotos – na ja, ich fand das komisch, aber mehr nicht.“ Prüfend sah er ihn an. „Und du hast mit Jungs schon richtig Sex gemacht?“ fragte er neugierig.

Da war wirklich nichts mehr von Wut, Ablehnung oder Angst zu spüren. Nur noch diese Neugier. Wohl nur Kinder vermochten innerhalb so kurzer Zeit so gründliche Stimmungsänderungen zustandezubringen.

Thomas rang sich ein Lächeln ab. Er nickte. „Ja, aber bestimmt nicht so, wie du denkst.“

„Wie denn?“ fragte Dennis mit offensichtlichem Interesse.

Thomas grinste etwas verlegen. „Nun ja, das kommt immer darauf an, was beide schön finden, weißt du? Es gibt auch Jungs, die gar nichts davon halten. Und das muß man dann auch akzeptieren. Wollen wir es dabei nicht erst einmal bewenden lassen?“

Dennis überlegte und nickte schließlich. Die Frage, die ihm noch auf der Zunge lag, verkniff er sich. Statt dessen sagte er mit einem bittenden Unterton: „Wollen wir jetzt wieder fröhlich sein? Ich finde es ganz schön schlimm, daß du geweint hast.“

Thomas schneuzte sich. „Na ja, auch Erwachsene müssen mal heulen. Es ist nicht gut, daß man alles immer in sich hineinfrißt. Und du hast heute auch geweint – und das finde ich toll.“

„Ehrlich?“ Verdutzt riß der Junge die Augen auf. „Du findest das echt gut, daß ich geheult habe?“

Thomas mußte lachen. „Ehrlich.“

„Dann sind wir jetzt quitt“, grinste Dennis.

„Wir sind quitt. Darf ich dich jetzt in den Arm nehmen und einmal richtig drücken?“

„Klar!“ Dennis breitete die Arme aus, und Thomas zog ihn vorsichtig an sich. Er spürte keinen Widerstand, keine Abwehr. Dennis schmiegte sich an ihn.

„Ich habe dich lieb“, sagte Thomas leise.

„Und ich dich erst“, erwiderte Dennis und schloß die Augen.

Als sie voneinander abließen, bedurfte es nur eines kurzen, verständnisinnigen Blicks von hüben nach drüben – und sie brachen in ein befreiendes, in ein langanhaltendes Gelächter aus.

Als Thomas am späten Abend dieses Sonntags vor dem Computer saß, fühlte er einen tiefen Frieden. Dennis hatte ihm mit keiner Andeutung zu verstehen gegeben, daß er sein Sehnen irgendwann erhören würde. Aber zwischen ihnen gab es keine Geheimnisse mehr. Und daß ihm der Kleine zum Abschied nicht nur auf die Wangen, sondern auf sogar auf den Mund geküßt hatte, war wohl Zeichen genug – es schien nun wirklich alles in Ordnung zu sein, nachdem es vorübergehend nach einer furchtbaren Katastrophe ausgesehen hatte.

Wenn Maike das wüßte ... er schob diesen Gedanken eilends beiseite, und er fühlte einen heftigen Stich. Seit Wochen herrschte Funkstille zwischen ihnen, seit dieser Geschichte in der Universität.

Aber eines nach dem anderen – heute abend wollte er einfach nur dieses tiefe Gefühl von Frieden genießen.

Dazu paßte recht gut die neueste E-Mail vom „Internetprinzen“:

Hi, Thomas!

Wie schaut es aus? Wir hatten einen tollen Sonntag heute. Sven, Paul und ich waren wandern. Weisst du, da gibt es einen tollen Weg in die Berge, über tausend Meter hoch auf den „Dreistein“. Ganz oben stehen drei riesige Steine, die über das Tal gucken. Sie sind alle über zwanzig Meter hoch. Dahinter ist ein fieser Abgrund, ganz, ganz tief! Na ja, und nun sind wir zu dritt da hochgewandert. Wir haben den Steinen Namen gegeben. Toll, nicht? Einer der Steine heisst nun Paul. Das ist der älteste und hässlichste Stein, hähä! Dann kommt der schönste Stein, und der heißt natürlich Jörg. Na ja, und der mickrigste Stein hat den Namen Sven gekriegt. Da oben haben wir gesessen und geträumt, dass wir auf einer einsamen Insel sind, nur wir drei. Das war schön! Es wurde zum Schluss ein bisschen kalt, und da haben wir uns aneinander gekuschelt, Paul, Sven und ich. Aber dann mussten wir wieder runter, es wurde nämlich dunkel. Und nachts ist es gefährlich in den Bergen. Na ja, mehr weiss ich im Moment nicht zu schreiben. Wie war es auf eurer komischen Insel gestern? Wie geht es Dennis? Schöne Grüsse auch von Paul! Ciao, Dein Jörg.

Lächelnd begann Thomas eine lange E-Mail zurückzuschreiben. Im Geiste fügte er den drei großen Felsen noch zwei weitere hinzu: *Thomas* und *Dennis*.

Neun

Nach sechs Wochen stellte Dr. Robert Kaufmann fest, daß sein anfänglicher Enthusiasmus zunehmender Ernüchterung wich. Mittlerweile registrierte die Statistik von *abendrot-online* weit über siebentausend Zugriffe insgesamt, und auch die beiden Foren „Angehörige“ und „Ehemalige“ wurden erstaunlich gut frequentiert. Ein Drittel der Beiträge zählte allerdings zu jener Kategorie, die Tobias Winterscheidt voller Zorn als „widerwärtigen Schrott“ bezeichnete und folglich zum Anlaß nahm, am Skript einige Veränderungen vorzunehmen. Seitdem war es möglich, IP-Nummern zu sperren und „gewisse“ Leute mit ihren unsäglichen Postings buchstäblich ins Leere laufen zu lassen. Übrig blieb eine schleppende Diskussion sowohl in dem einen wie auch in dem anderen

Forum, Beiträge, die über ein oberflächliches Geplänkel einstweilen nicht hinaus kamen. In beiden Gruppen war der Wunsch nach Entlastung und Austausch latent vorhanden und spürbar, aber auch die durchaus nicht unbegründete Angst davor, ein Stück der Anonymität preiszugeben und sich damit ebenfalls einer Hetzjagd auszuliefern, die inzwischen groteske Formen angenommen hatte.

Als besonders schlimm entpuppte sich die Homepage einer dubiosen Organisation, die sich „Protect@hild“ nannte. Bislang hatte sie ein virtuelles Schattendasein geführt, von niemandem so recht ernst genommen, nicht einmal von den Kinderschutzorganisationen, die sich selbst als seriös bezeichneten. „Protect@hild“ schrieb sich den Kampf gegen Kinderpornographie und den sexuellen Mißbrauch an Kindern auf die Fahnen. Sie war damit lediglich eine Organisation unter vielen, die in den vergangenen Jahren wie Pilze aus dem Boden geschossen waren. Robert Kaufmann und Tobias Winterscheidt diskutierten häufiger über diese unheimliche Flut, und beide kamen immer wieder übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß da ein Trend ausgeschlachtet wurde, und zwar von Profilneurotikern, die endlich einmal auch einen Stück von jenem Kuchen zu ergattern hofften, den man „öffentliche Aufmerksamkeit“ nannte.

„Protect@hild“ war ein besonders widerliches Beispiel für diese Form des verlogenen Kinderschutzes. Ihr Vorsitzender, ein promovierter Niemand, ging mit dem von ihm kreierten Schimpfwort „Pädokriminelle“ hausieren und qualifizierte sich allein damit für minutenlange Auftritte in aufgeblasenen TV-Magazinen. Daß er außer dieses einen Schimpfwortes und dumpfer Schauer märchen nicht viel Erhellendes zum Thema beizutragen hatte, störte weder die mit feierlichem Ernst dreinschauenden Moderatoren noch die Fernsehzuschauer. Das Wort „Pädophilie“ an sich genügte für einige gruselige Fernsehminuten. Inhalte waren da nicht gefragt, schon gar nicht solche, denen man zunächst mit journalistischer Sorgfalt zu Leibe rücken mußte. Das würde schließlich Quote und Aufwand in einem unverhältnismäßigen Maße auseinanderdriften lassen.

Ziemlich betroffen war Kaufmann von der jüngsten Fehlleistung dieses eigenartigen Kinderschützers. Sowohl auf seiner Homepage als auch in einem Beitrag für das *Frankfurter Tageblatt* verbreitete er sich über die „Sympathisanten-Szene der Pädokriminellen“ – und wählte sich dann ausgerechnet *abendrot-online* als „typische Propagandamaschinerie dieser Verbrecher“ aus: *Es ist geradezu widerwärtig, wie sich Pädokriminelle selbst als sogenannte Angehörige und - noch schlimmer - als „Ehemalige“ ausgeben, auf diese Weise das unendliche Leid der vielen Opfer mit Füßen treten und uns glauben machen wollen, hier geschehe ein großes Unrecht an einer „verfolgten Minderheit“. Pfui Teufel! Protect@hild wird nicht innehalten, den Kampf gegen diese Monster in Menschengestalt fortzuführen. Wir schließen uns der Forderung von Professor Dr. Adolf Gallwitz nach einem europaweiten Pädophilenregister an. Wir verlangen die lebenslange Sicherheitsverwahrung von Mißbrauchern schon nach dem ersten Rückfall. Wir fordern eine spürbare Erhöhung der Haftstrafe für Ersttäter – ohne die Möglichkeit einer Bewährung, dafür aber mit lebenslanger Führungsaufsicht. Pädokriminelle müssen nach dem segensreichen Vorbild der USA öffentlich an den Pranger gestellt werden. Der Resozialisierungsgedanke hat*

zugunsten eines verbesserten Kinderschutzes zurückzustehen. Es kann nicht angehen, daß die Rechte eines potentiellen Kindermörders höher bewertet werden als die seiner künftigen Opfer. Unterstützen Sie uns in unserem Kampf. Unterstützen Sie uns in unseren Bemühungen für ein sauberes Internet. Dazu gehört auch, daß solche unsäglichen Sympathisanten-Webseiten wie die dieses angeblichen Psychotherapeuten aus dem Netz entfernt werden – so wie alle Propaganda-Seiten der Verbrecher.

„Der Sprachgebrauch dieses Arschlochs erinnert an alte Zeiten in diesem unseren Reich“, schäumte Tobias. Er saß Kaufmann gegenüber und vollführte mit seinen Fingern auf der abgewetzten Schreibtischplatte einen wütenden Trommelwirbel.

Der Psychotherapeut schüttelte nur müde den Kopf. „Das ist noch nicht alles“, seufzte er. „Kennst du die Homepage *Gestohlenes Leben*?“

„Die von dem verkrachten Journalisten aus Frankfurt, diesem Konrad Uhl?“

„Ich weiß nicht genau, wer dieser Uhl ist“, gab Kaufmann zu. „Was ist das für ein Mensch?“

Tobias schüttelte nur verächtlich den Kopf. „Ein mieses Schwein, nicht mehr. Vor Jahren ist ihm sein Stiefsohn Claudio abhanden gekommen. Seitdem verbreitet er die Mär, daß der Kleine von Pädos entführt und für Pornofilme mißbraucht wurde – und immer noch wird, obwohl der Junge mittlerweile über achtzehn sein muß. Tatsächlich munkelt man in der Szene, daß der Filius schlicht und ergreifend Reißaus vor seinem Stiefvater genommen hat und freiwillig bei einem Pädo untergetaucht ist.“

„Gibt es dafür Beweise?“

„Leider nicht“, erwiderte Tobias betrübt. „Genauer weiß jedenfalls auch ich nicht. Ich weiß nur, daß die Pädos, die ich kenne, nichts mit der Geschichte zu tun haben. Und ich kenne eine ganze Menge. Im Gegenteil! Wäre etwas an dieser Sache dran, würden wir sogar helfen.“

„Das weiß ich“, lächelte Kaufmann schwach. Dann wurde er ernst. „Du kennst den Inhalt dieser Homepage?“

„Ja. Er veröffentlicht sogenannte Steckbriefe von bekennenden Pädos. Einfach widerlich, das ganze.“

Kaufmann nickte nachdenklich. „Der Mann hat mir einen Brief geschrieben“, sagte er.

„Ach? Welchen Inhalts?“

„Des Inhalts, daß er bereits Material über mich sammele und mein Konterfei demnächst auch auf diese Website veröffentlichen will – als ‚Unterstützer‘ dieser Verbrecher, wie er sich auszudrücken beliebt.“

Tobias starrte ihn verstört an. „Und was werden Sie dagegen unternehmen?“

Der Psychologe zuckte nur mit den Schultern. „Gar nichts. Was soll ich denn tun? Bei Protect@hild habe ich es mit einem Gästebucheintrag versucht, der sofort wieder gelöscht wurde – wie alle mißliebigen Einträge, die nicht auf deren Linie liegen. Also bringt es nichts, unnütze Energien am falschen Ort zu verschwenden. Das trifft auch auf die Morddrohungen zu.“

„Morddrohungen?“ Tobias wurde blaß.

Kaufmann nickte. „Ja, gleich zwei von der Sorte. Ich erspare dir den genauen Wortlaut.“

Die Männer sagten nichts und starrten grübelnd vor sich hin.

„Wollen Sie aufgeben?“ fragte Tobias nach einigen Minuten des Schweigens. Er hatte Angst vor der Antwort.

Kaufmann ließ ein humorloses Lachen hören. „Aufgeben? Nein. Ich denke gar nicht daran. Jetzt erst recht nicht, mein Lieber! Die Reaktionen zeigen mir, daß wir auf dem richtigen Weg sind. Unsere Existenz scheinen einige Leute als handfeste Bedrohung zu empfinden, sonst würden sie kaum so vehement gegen *abendrot-online* zu Felde ziehen.“

„So kann man es auch sehen.“ Der junge Programmierer fuhr sich nervös durch die Haare.

„Besonders perfide ist es, daß Protect@hild seinen aberwitzigen Amoklauf mit den Kindermorden rechtfertigt“, nahm Kaufmann den Faden wieder auf.

„Und keiner erkennt den dahinter steckenden Schwachsinn“, ergänzte Tobias wütend.

„So ist es“, bestätigte der Psychologe betrübt.

Tobias Winterscheidt kam ein Gedanke, und in seinen Augen erschien ein böses Funkeln. „Überlassen Sie diesen faschistoiden Sauhaufen mir und meinen Freunden“.

Kaufmann sah ihn stirnrunzelnd an. „Wahrscheinlich wäre es besser, wenn ich nun nicht nachfrage, was du damit meinst“, stellte er schließlich fest.

Tobias nickte grimmig. „Wahrscheinlich haben Sie damit sogar verdammt recht.“

Etwa zur gleichen Zeit saß Thomas an seinem Computer und studierte stirnrunzelnd die zwei Dutzend Einträge des Forums „Ehemalige“. Auf *abendrot-online* war er bereits vor Wochen gestoßen. Besonders der vorletzte Beitrag hatte es ihm angetan:

Ich bin vierundzwanzig und auch eine Ehemalige. Noch heute bin ich mit meinem S. befreundet. Er ist inzwischen fast fünfzig. Mehr sage ich hier nicht, denn ich habe Angst, daß das mal rauskommt. Aber ihr sollt wissen, daß es Menschen wie mich gibt.

Der letzte dagegen war weniger ermutigend:

Ich ziehe mich aus diesem Forum zurück. Tut mir leid, aber ich habe zuviel zu verlieren. Nachdem nun auch Eure Homepage ins Visier der anderen geraten ist, wird mir die Sache zu heiß. Verzeiht mir.

Sein Blick wanderte zurück zum Beitrag des vierundzwanzigjährigen Mädchens. Ein Gedanke wurde geboren, reifte und kam schließlich zur Vollendung.

Maike besaß an der Universität eine eigene E-Mail-Adresse, das wußte er. Er rief ein leeres Formular auf, dachte kurz nach und begann dann seine Botschaft einzutippen.

Meine liebe Maike,

ein Vierteljahr des Schweigens, des Sich-Aus-dem-Weg-Gehens liegt nun hinter uns, und ich möchte versuchen, diesen furchtbaren Zustand zu beenden. Laß mich den ersten Schritt wagen, aber es ist schließlich Deine Sache, ob Du mir entgegenkommst oder nicht. Das möchte ich vorausschicken.

In diesen zwölf Wochen habe ich mich ständig gefragt, was ich damals, vor vielen Jahren, falsch gemacht haben könnte. Wo ich Grenzen überschritten habe. Wo ich Dir weh getan haben könnte. Ich finde keine Antwort, denn wenn ich diese Jahre Revue passieren lasse, fällt mir keine einzige Situation ein, die im Nachhinein betrachtet als fragwürdig zu bezeichnen wäre. Halt, bevor Du jetzt wutentbrannt diese E-Mail löschst und nicht weiterlesen magst, lasse mich bitte eine Einschränkung machen: Es ist durchaus möglich, daß ich Dinge verdrängt habe, daß ich heute die rosarote Brille aufsetze und mich – bewußt oder unbewußt – einer selektiven Wahrnehmung schuldig mache. Alles ist möglich, nichts will ich ausschließen. Auch nicht, daß ich Dich tatsächlich mißbraucht haben könnte. Daß Du heute an diesen Erlebnissen leidest. Ob wir jemals die Chance haben werden, die Antwort auf die vielen offenen Fragen gemeinsam zu finden, weiß ich nicht. Die jüngste Entwicklung, Deine pure Ablehnung und Dein Haß, den ich zu spüren glaubte, sind da eher entmutigende Anzeichen. Vielleicht wäre es von Dir auch einfach zuviel verlangt, mit mir in eine direkte und (für beide!) sicherlich sehr schmerzhaft Auseinandersetzung einzutreten. Ich habe schon über eine gemeinsame Therapie nachgedacht, diese Idee aber wieder verworfen. So laß mich im Moment ein vorläufiges Fazit ziehen: Ich respektiere Deine Gefühle, obwohl ich sie mir (derzeit) nicht erklären kann. Du dagegen solltest respektieren, daß ich noch auf der Suche nach Antworten bin, weil ich das, was Du mir ungesagt alles an den Kopf geworfen hast, nicht nachvollziehen kann.

Wir beide brauchen Hilfe, scheint mir. Jeder auf seinem persönlichen Hintergrund. Von mir schweigen wir im Moment besser, aber was Dich betrifft, so gibt es vielleicht eine Möglichkeit. Ganz unten nenne ich Dir die URL von „abendrot-online“. Schau mal rein, dann weißt Du, was ich meine. Gehe ins Forum „Ehemalige“. Ich sehe da eine vielversprechende Möglichkeit, daß Du Dich mit anderen Betroffenen austauschen kannst. Nicht alle, so scheint mir nach dem Lesen der Beiträge, sind ohne Wenn und Aber glücklich mit ihren diesbezüglichen Kindheitserfahrungen.

Und nun zu Dennis. Ich kann Deine Angst vielleicht ein Stück weit nachvollziehen. Wie er mir erst vor wenigen Tagen sagte, gehst Du allerdings auch ihm aus dem Weg. Er versteht es nicht. Warum, liebe Maïke? Er leidet unter Deiner Zurückweisung, und auch Thorsten schaut mich häufiger mit einem ganz eigenartigen Gesichtsausdruck an. Hast Du ihn eingeweiht? Na wenn schon, ich habe nicht den Eindruck, als lehne auch er mich ab. Aber seine prüfenden Blicke geben mir doch zu denken, vor allem dann, wenn ich mit Dennis zusammen bin. Dennis spürt dieses Klima, diese unausgesprochenen und im Hintergrund schwärenden Dinge sehr wohl. Er kann sie nicht einordnen, und deshalb bitte ich Dich, über eine Normalisierung Deines Verhältnisses zu ihm nachzudenken. In seinem Interesse, nicht in meinem, wohlverstanden.

Im übrigen scheint auch Dennis aufgrund Deiner Reserviertheit nur noch wenig Lust zu verspüren, mit Dir das offene Gespräch zu suchen. Sonst wüßtest Du vielleicht schon, daß Dennis über meine Pädophilie längst im Bilde ist. Ja, da staunst Du, nicht wahr? Vielleicht weißt Du es doch schon, und der Schlingel hat in diesem Punkt die Unwahrheit gesagt, aber ich glaube es nicht. Jedenfalls geht der kleine Kerl super damit um. Er scheint mit diesem Wissen nicht das geringste Problem zu haben, obwohl es zunächst nicht danach ausgesehen hatte – aber davon später mehr. Heute bin ich froh über diese Offenheit, die nun zwischen ihm und mir herrscht. Und damit dürfte Dir ein Argument abhanden gekommen sein, das Du mir zwar nicht ins Gesicht geschleudert hast, das ich aber sehr wohl nonverbal wahrgenommen habe: Diese Offenheit verhindert nämlich das, was unsere Gegner einen „subtilen Übergriff“ nennen würden. Es hat zwischen uns nichts Illegales stattgefunden, und sicherlich leide ich auch unter dem fehlenden Sex. Aber Du siehst: Ich liebe Dennis, und vielleicht ist Dir das Beweis genug, daß er nichts Böses von mir zu befürchten hat.

Und nun, liebe Maike: Überlege Dir das mit „abendrot-online“. Ich liebe Dich von ganzem Herzen und würde Dir bei Deiner gegenwärtigen Pein so gern beistehen. Aber dafür bin ich im Moment wohl der falsche Mann. Deshalb hole Dir bitte Hilfe – Du hast sie Dir verdient. Mit einer innigen Umarmung bleibe ich

Dein Thomas

Er schickte die E-Mail ab und blieb noch einige Minuten sinnend an seinem Schreibtisch sitzen.

Wie gern hätte er Maike jetzt, in diesem Moment, in die Arme geschlossen. Wie gern hätte er sie als seine Vertraute an seiner Seite gehabt, als Freundin, mit der er über seine Sorgen und Sehnsüchte in Bezug auf Dennis hätte sprechen können. Und der er gern zugehört hätte bei ihren Problemen – wie in alten Zeiten, und doch mit einigen nicht unerheblichen Unterschieden.

Oder?

Wäre es ihm möglich, noch heute mit ihr zu schlafen?

Eindeutig ja.

Sie kannte ihn und seine Bedürfnisse in- und auswendig. Die nackten Körper in einer zärtlichen Umarmung verschmelzen zu lassen, den seiginen an den richtigen Stellen zu streicheln – das alles würde sie zweifellos auch heute noch in einer Vollendung beherrschen, wie er sie letztmalig bei ihr als elfjährigem Mädchen erlebt hatte – freilich mit Ausnahme des heimlich ersehnten Zungenkusses im Moment des Höhepunktes, aber als Pädo lernte man beim Sex auch zu verzichten.

Maike war mit ihren fast zwanzig Jahren noch immer knabenhaft schlank.

Und er brannte lichterloh in seiner Sehnsucht nach einem menschlichen Körper, wobei Dennis in seinen diesbezüglichen Phantasien natürlich an oberster Stelle thronte.

Eines allerdings war ihm auch bewußt: Maike selbst würde bei einer Bettgeschichte mit ihm wohl nicht mehr allzu sehr profitieren. Sie hatte im Laufe der Jahre zweifellos die „normale“ Erwachsenensexualität angenom-

men, und Thomas war sich keineswegs sicher, ob er den daraus folgenden Maßstäben und Ansprüchen noch gerecht werden könnte.

Er dachte mit einem Anflug von Verbitterung an den lange zurückliegenden Besuch bei einer zwanzigjährigen Prostituierten zurück. Sie hatte äußerlich durchaus noch den Idealen entsprochen, die seine Heteropädophilie bestimmten.

Die junge Dame hatte allerdings auch mit vollkommener Verständnislosigkeit reagiert, als er ihr mit roten Ohren seine Wünsche auseinandersetzte: Einfach nur ihren nackten Körper fühlen und streicheln zu dürfen, dieselbe Zärtlichkeit vielleicht auch von ihr zu erhalten – mehr wollte er nicht. „Nicht ficken?“ hatte sie mit hochgezogenen Augenbrauen – war da nicht sogar eine Spur von Verachtung zu lesen? – gefragt.

Nein, verdammt noch mal. Nicht ficken!

Sie hatte sich dieses in ihren Augen wohl reichlich absurden Freierwunsches mit einer verletzenden Gelangweiltheit entledigt. Als er mit geschlossenen Augen die Nähe des mädchenhaften Körpers immer mehr zu genießen begann, klirrte plötzlich ihre Stimme: „Die Zeit ist um!“

Achtzig Mark für eine entwürdigende halbe Stunde. Das war sein Ausflug in die „normale Heterosexualität“ gewesen. Diskutierte er gelegentlich mit anderen jungen Frauen, die ihn als „halber Mädchenpädo“ vielleicht auch noch zu interessieren vermochten, gewann er zunehmend den Eindruck, daß der Sex unter „Normalos“ wohl eher einem Leistungssport gleichkam, bei dem es am Ende Zensuren gab. Und er in seinem Alter durfte sich, auch das war eine Lehre aus diesen Gesprächen, eine legale Beziehung zu einem jungen Mädchen ohnehin abschminken. Was also blieb, war eh nur der Puff.

Nein danke!

Seufzend fuhr er den Computer herunter. Dennis wartete auf ihn. Und das war doch auch schon etwas, worauf man sich freuen konnte, nicht wahr?

Verdrossen trottete ihm der Junge entgegen. Das Fußballtraining mußte schon vor geraumer Zeit beendet worden sein, denn der Kurze begrüßte ihn nicht eben freundlich: „Wo warst du denn solange?“

Oha, dicke Luft!

„Dir scheint eine Laus von der Größe eines Elefanten über die Leber gelaufen zu sein“ stellte Thomas fest. „Was war los?“

„Scheiße war los“, erwiderte Dennis aggressiv. „Laß uns abhauen.“

Wortlos wendete Thomas seinen Opel Omega und fädelt sich in die Bundesstraße ein, die an der Sportanlage entlangführte.

Finster schweigend starrte Dennis auf die vorbeiziehenden Häuser.

Thomas ließ seinem kleinen Freund Zeit.

Endlich platzte Dennis heraus: „Ich gehe nicht mehr hin. Sind alles Arschlöcher!“

„Du scheinst etwas sehr Unerfreuliches erlebt zu haben“, ermutigte ihn Thomas zum Weiterreden.

„Sie haben mich geärgert“, begann Dennis zu berichten. Seine Stimme bebte vor Wut. „Auch der Trainer, dieser Mistkerl. Hat mich heute nur angebrüllt. Ich konnte doch nichts dafür, daß zwei Bälle durchgingen. Die Abwehr hat gepennt. Und dann in der Pause ...“

Der Junge brach ab und brütete vor sich hin.

„Was war in der Pause?“ hakte Thomas nach.

„Da hat einer gesagt, ich solle meine Segelohren aufstellen, dann könnte ich auch die Bälle besser halten.“

Thomas mußte an sich halten, um nicht lauthals loszulachen.

„Und dann fing der Trainer auch noch an“, fuhr Dennis fort und schlug sich wütend auf die Oberschenkel. „Er hat gesagt, mit meinen Ohren könnte ich durchs Tor fliegen, und dann wäre ich ein astreiner Torwart.“

Thomas biß sich auf die Unterlippe. Das bebende Zwerchfell wollte ihm schier platzen. Mühsam beherrscht sagte er, während seine Mundwinkel verräterisch zuckten: „Dabei hast du eigentlich völlig normale Ohren, mein Schatz. Sie stehen vielleicht ein bißchen ab, aber so schlimm finde ich das gar nicht. Sie passen zu dir, ehrlich! Wer sich darüber lustig macht, hat eben keine Ahnung!“

Dennis hatte gar nicht zugehört. „Was kann ich dafür, daß ich so häßlich bin?“, stieß er hervor.

Nun wurde Thomas ernst. Etwas bestürzt fragte er: „Wie kommst du darauf, daß du häßlich bist, verdammt? Wer hat dir denn diesen Blödsinn weisgemacht?“

„Das sagen sie alle“, flüsterte Dennis und starrte nach draußen.

„Dummes Zeug! Das glaube ich dir einfach nicht. Du bist nicht häßlich, Dennis, nicht die Spur! Im Gegenteil!“

„Ja, du!“ sagte der Junge aufgebracht. „Du bist ja auch verknallt in mich und peilst deshalb gar nicht mehr, daß ich zum Kotzen aussehe. Ich bin elf und zu klein. Ich habe Segelohren. Ich habe einen zu kleinen Schwanz, sagen sie, wenn wir unter der Dusche stehen. Und wenn ich gute Noten schreibe, sagen sie, daß ich ein Streber bin. Und Mama sagt immer Ratte zu mir. Ich taue nichts. Das hat heute auch der Trainer gesagt. Er hat mich für acht Wochen gesperrt.“

„Deiner Segelohren wegen?“ fragte Thomas und verwünschte sich im selben Augenblick für diese dämliche Äußerung.

Sein kleiner Dennis schien an einem völlig unterentwickelten Selbstwertgefühl zu leiden. Und das tat gewaltig weh. Wie konnte er nur helfen? Wie konnte er Dennis davon überzeugen, daß er alles andere als häßlich, sondern im Gegenteil eine kleine und liebenswerte Schönheit war?

„Quatsch“, sagte der Junge nur. „Ich habe Kloppe verteilt.“

„Ach du liebe Zeit!“ Thomas zog scharf die Luft ein. „Ich ahne etwas. Wie schlimm?“

Dennis zuckte gleichgültig die Schultern. „Dem anderen fehlen jetzt die Schneidezähne, und er hatte Nasenbluten.“

„Und du? Bist du verletzt?“

Der Kleine blieb ihm zunächst sekundenlang die Antwort schuldig, wandte dann aber Thomas sein erstauntes Gesicht zu. „Ich? Warum fragst du? Warum machst du mich jetzt nicht an, weil der andere ein paar auf die Fresse gekriegt hat? Du mußt mich doch jetzt anschreien!“

„Weil es mir im Moment viel wichtiger ist, wie es dir geht“, antwortete Thomas ehrlich, aber nicht unbedingt lehrbuchmäßig.

„Mir fehlt nichts.“ Dennis sah wieder nach draußen.

„Und was machen wir jetzt?“ Thomas fuhr den Wagen auf den Parkplatz des Mehrfamilienhauses, in dem sich seine Wohnung befand.

„Sagst du es meinen Eltern?“ fragte Dennis leise. Er mied seinen Blick. In seiner Stimme schwang Angst mit.

„Quatsch. Aber irgendwie müssen wir sehen, daß wir das mit deinem Kontrahenten wieder in Ordnung bringen.“

„Kontra... womit?“

„Dein Gegner, dein Opfer, was immer du willst. Komm erst mal mit zu mir nach oben.“ Ihm kam ein Gedanke.

„Wie wäre es mit einer Runde Boxen?“

Dennis hob lustlos die Schultern. „Von mir aus.“

Seit jenem verhängnisvollen Geburtstag vor über eineinhalb Jahren fristeten Sandsack und Boxhandschuhe ihr Dasein jetzt in seiner Wohnung. Der Ort schien ihm allemal sicherer zu sein als das von Willkür beherrschte Elternhaus des Jungen.

Nach wenigen Minuten war das Gerät am vorbereiteten Haken in der Wohnzimmerdecke befestigt. Dennis streifte sich die Boxhandschuhe über. Mit hängenden Armen stand er im Raum und stierte voller Widerwillen den leise schwingenden Sandsack an.

„Ich würde gern mal wieder deinen rechten Haken sehen“, wünschte sich Thomas fachkundig. Dabei hatte er vom Boxen keinerlei Ahnung. Im Gegenteil, er verabscheute diesen Sport zutiefst.

„Von mir aus.“ Dennis holte aus, und klatschend landete seine Faust auf dem Leder. Der Sack schwang aus.

„Der guckt jetzt aber blöd aus der Wäsche“, stellte Thomas fest. „Damit hat der nicht gerechnet.“

Dennis betrachtete das von der Decke hängende Ungetüm. „Mit dem nächsten Haken rechnet er auch nicht, wetten?“ Er holte nun mit der Linken aus, und die Wucht des Schlages ließ den Sack in heftige Schwingungen geraten. Er pendelte aus, schwang zurück und traf Dennis an der Brust.

Wütend hieb der Junge zu.

Und noch einmal.

Der Sack kam nicht mehr zur Ruhe. Er beschrieb jetzt kreiselnde Bewegungen, und Dennis schlug zu, immer wieder. Sein Gesicht verzerrte sich, Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

Clatsch!

Thomas wurde von dem steinharten Leder am Oberarm getroffen, und er wäre fast gestürzt. Benommen zog er sich in einen ausreichenden Sicherheitsabstand zurück.

Immer bedrohlicher wurden die Kreise des scheinbar zum Leben erwachten Leders, immer gewalttätiger wurden die Prügel, die er von dem kleinen Jungen erhielt.

Thomas hatte im Rahmen seines in grauer Vorzeit absolvierten Lehrerstudiums einige wenige Semester Psychologie belegt. Er war also kein Fachmann, aber er ahnte, was in dem Jungen vorging. Und etwas ähnliches hatte er durchaus auch beabsichtigt.

Da brach eine Wut durch, wie Thomas sie noch nie bei ihm erlebt hatte. Der pure Haß glitzerte in den weit geöffneten Augen, der Speichel tropfte aus dem verzerrten Mund, und die schweißverklebten Haare klatschten Dennis im Takt der wuchtigen Schläge gegen die Stirn.

„Ich hasse dich“, keuchte der Junge und schlug zu. „Ich hasse dich!“

Wen meinst du, mein Kleiner? Deine Mutter? Deinen Vater? Deinen Sportkameraden? Deinen Trainer? Oder verprügelst du jetzt die ganze Welt?

Der Sack sauste wie ein luftgefüllter Ballon durch den Raum und dann nach oben, der Strick löste sich, und das kiloschwere Teil krachte in einen alten Kunstdruck an der gegenüberliegenden Wand. Scheppernd rutschte das in Sekundenschnelle zur Ruine gewordene Bild herunter und landete inmitten eines Scherbenregens auf dem Sofa.

„Scheiße“, flüsterte Dennis benommen und fand offenbar nur langsam in die Realität zurück. Mit hängenden Armen, völlig erschöpft, stand er vor seinem erwachsenen Freund. Seine Augen füllten sich mit Tränen, und keuchend rang er nach Luft.

„Keine Angst“, sagte Thomas begütigend, ging in die Knie und umarmte ihn. Dabei streichelte er dem völlig verschwitzten Dennis über die Haare und beruhigte ihn: „Wegen dieses Bildes brauchst du dir jetzt wirklich keinen Kopf zu machen.“ Nach einem kurzen Moment des Nachdenkens setzte er mit einem schiefen Lächeln hinzu: „Ich mochte das Ding ohnehin nie leiden.“

Abgesehen davon, daß es mal fünfhundert Mark gekostet hat ...

Dennis sagte nichts. Er umklammerte Thomas und kam nur langsam zur Ruhe. Sein heftiger Atem flachte ab. Thomas spürte den rasenden Herzschlag seines kleinen Freundes und küßte ihn auf die Stirn. „Alles klar?“ fragte er und sah ihm aufmerksam ins erschöpfte Gesicht.

Dennis nickte nur und schniefte. „Kannst es mir ja vom Taschengeld abziehen“, murmelte er und warf einen unsicheren Blick auf das vormalige Kunstwerk.

Seit jenem denkwürdigen Wochenende war es zu einer Art Tradition geworden, daß Thomas Dennis zehn Mark pro Woche zum Taschengeld hinzugab – per augenzwinkernder Absprache „für besondere Unternehmungen“ gedacht, um den Schein zu wahren. Was Thomas nicht wußte: Flugs hatte die Mutter ihrerseits jede Taschengeldzahlung eingestellt. „Wenn der Schwule zuviel Geld hat, ist das seine Sache. Wir müssen für unser Geld jedenfalls hart arbeiten.“ Daß sie das Dreifache des bisher gezahlten monatlichen Taschengeldes oft an einem einzigen Abend in der Kneipe ließ, erwähnte sie nicht.

Thomas nickte. „Einverstanden“, sagte er mit unbewegtem Gesicht. „Zehn Mark insgesamt werden wohl reichen.“ Dann wechselte er das Thema: „Du solltest deinen Pullover ausziehen, denn du bist ja völlig verschwitzt.“

Dennis grinste boshaft. „Das möchtest du wohl gern, wie?“ Aber er zerpte sich das Kleidungsstück tatsächlich über den Kopf, das nasse Unterhemd folgte, und dann stand er mit freiem Oberkörper vor ihm.

Thomas hielt den Atem an. Die zarte Haut, kaum wahrnehmbare Rippen hinter der noch immer wogenden Brust, die kleinen, aber runden Schultern, der glatte Bauch mit einem wohlgeformten Bauchnabel ...

Dennis bemerkte den Blick sehr wohl. Sein Grinsen vertiefte sich. „Gefalle ich dir?“ fragte er anzüglich, drehte sich dann aber um, ohne die Antwort abzuwarten, und verschwand im Badezimmer.

Das Geräusch des sich drehenden Schlüssels war deutlich genug. Dennis setzte Grenzen und tat auf diese Weise kund, daß er sich hinsichtlich der gebotenen Zurückhaltung seines großen Freundes doch nicht so ganz sicher wähnte. Minuten später war das Rauschen der Dusche zu vernehmen, und Thomas lächelte traurig.

Das, was ich mir am meisten wünsche, wird wohl niemals Realität werden.

Eine Stunde und zwei Telefongespräche später waren zumindest einige Probleme auf dem Wege, ihrer Lösung einen gewaltigen Schritt näherzukommen. Der Fußballtrainer hatte zunächst abweisend reagiert, aber als ihm Thomas die Situation erklärte, zeigte der Mann Betroffenheit. „Da habe ich wohl auch Mist gebaut“, gab er zu. „Und Sie sagen, daß seine Mutter ihn immer wieder schlägt?“

„Ja, das ist es ja, was mir Sorgen bereitet. Falls Sie also die achtwöchige Sperre aufrechterhalten ...“

„Ich werde mit dem anderen Jungen und seinen Eltern reden“, unterbrach ihn der Trainer. „Das mit den Zähnen ist allerdings eine üble Geschichte, aber es läßt sich so drehen, daß der Gemeindeunfallversicherungsverband die Kosten für den Zahnersatz übernimmt. Hoffentlich werden die Eltern keine Strafanzeige erstatten. Vielleicht sollten Sie auch bei denen mal anrufen.“

„Das werde ich tun, danke.“

„Warum, sagten Sie, kümmern Sie sich um Dennis?“ Das leichte Mißtrauen war nicht zu überhören.

„Ich bin sein Nachhilfelehrer“, log Thomas.

„Hm! Also gut, die Sperre ist aufgehoben. Ich werde in der nächsten Woche mit den Bengeln reden, und ich werde mich höchstpersönlich bei Dennis entschuldigen. Das mit den Segelohren war nur ein Scherz, aber, zugegeben, kein besonders guter. Aber künftig soll er sich im Zaum halten. Sein Jähzorn könnte ihn noch einmal in ernste Schwierigkeiten bringen, sagen Sie ihm das!“

„Das werde ich tun“, versprach Thomas.

Der Anruf bei den Eltern des verprügelten Jungen gestaltete sich weniger leicht. Erst als Dennis mit seinem „Kontrahenten“ gesprochen und sich bei ihm entschuldigt hatte, wurde auch die Mutter zugänglicher. „Der arme Junge“, meinte sie sogar mitfühlend. „Mit seinen Ohren ist er wirklich gestraft genug.“

Mein Gott, die denkt wohl, Dennis hat zwei Lausclappen von der Größe eines Focksegels!

Dennis, der das Gespräch über den eingeschalteten Lautsprecher mitverfolgte, schien ähnliche Überlegungen anzustellen. Er grinste, zog sich an den Ohrläppchen und streckte dem unschuldigen Telefon die Zunge heraus. „Vielleicht hat unser Filius zu Recht eine geklebt gekriegt. Aber mußte man ihn denn gleich fast zu Tode prügeln? Na egal, ist ja noch einmal gut gegangen. *Meiner* hat hoffentlich etwas daraus gelernt, und Ihr Dennis wohl auch.“

Schweigen. Dann die plötzliche Frage: „Wer waren Sie doch gleich?“

„Der Nachhilfelehrer.“ Diese Lüge kam immer glatter über seine Lippen.

Dennis grinste noch unverschämter.

„Ach? Na, dann sind Sie ja ein wirklich engagierter Mensch. Hat man selten, sowas. Falls *meiner* noch mehr in der Schule absackt, melde ich mich mal bei Ihnen. Geben Sie mir Ihre Telefonnummer?“

Nach dem Ende des Gesprächs fragte Thomas: „Wie sieht der Junge eigentlich aus, den du da heute verdroschen hast?“

„Im Moment ziemlich beschissen, so ganz ohne Zähne.“

„Das meine ich nicht, du kleine Arscheige. Irgendwann wird er ja wohl wieder über eine vollständige Kauleiste verfügen.“

Dennis dachte nach. Dann entgegnete er ernsthaft: „Bestimmt nicht dein Geschmack. Fett, pickelig und rote Haare.“

„Scheußlich!“

„Das ist noch nicht alles“, erklärte Dennis mit zuckenden Lippen. „Heute nach dem Duschen hat er sich zu doll abfrottiert.“

„Na und?“

„Dabei hat er sich versehentlich den Schwanz abgekratzt. Also wirklich nichts für dich.“ Dennis setzte eine betont gleichgültige Miene auf.

Thomas starrte ihn an. „Du kleines Miststück“, sagte er schließlich und prustete los.

Brüllend vor Lachen jagten sie sich durch die Wohnung und balgten sich.

Die Welt war wieder in Ordnung.

Auf dem Heimweg mahnte Thomas: „Und falls dich wieder mal der Jähzorn packt – bis zehn zählen und die Luft anhalten ...“

„... Dann erstickte ich!“ kicherte Dennis albern.

„Ich meine es durchaus ernst, mein Freund. Komme zu mir, wenn dir deine Wut wieder mal einen üblen Streich zu spielen droht. Der Sandsack wartet auf dich, du hast heute ja selber gemerkt, wie das helfen kann. Okay?“

„Soviel Taschengeld habe ich aber nicht. Das eine Bild reicht mir.“

„Du irrst, mein Bester. Der Sack wird künftig im Keller hängen. Da richtest du schlimmstenfalls das Flaschenregal hin, und auch dafür läßt sich ein anderer Platz finden.“

Dennis schwieg. Dann platzte er heraus: „Thomas?“

„Hier bei der Arbeit.“

„Weißt du eigentlich, daß ich noch nie so einen tollen Freund hatte wie dich?“

Thomas lächelte. „Kunststück. Ich hatte ja auch noch nie so einen wie dich.“

„Und Knut?“ Die Frage kam eher beiläufig.

Thomas zuckte unmerklich zusammen. „Das ist lange her. Und es war auch etwas anderes.“

„Ich weiß“, sagte Dennis leise. „Mit dem hast du Sex gemacht.“

„Ja, das auch. Aber er war auch in anderer Hinsicht nicht so wie du. Ich würde euch beide niemals miteinander vergleichen wollen. Er wird in meinem Herzen immer einen bleibenden Platz behalten. Aber jetzt bist du da, und jetzt liebe ich dich. Okay?“

Dennis nickte nur. Ihm lagen noch viele Fragen auf der Zunge, aber die konnten warten.

Als er fünf Minuten später die Haustür aufschloß, fühlte er sich so glücklich und ausgeglichen wie schon lange nicht mehr. Er winkte dem davonfahrenden Wagen nach. Auf Thomas konnte man sich in jeder Hinsicht verlassen.

Im Wohnzimmer kroch seine sturzbetrunkene Mutter über den Teppichboden und suchte nach dem Ehering.

„Wo ist dieses Scheißding nur?“ brabbelte sie unentwegt vor sich hin. Aus blutunterlaufenen Augen starrte sie ihren erschrockenen Sohn an. „Scher dich ins Kinderzimmer“, brüllte sie. „Und guck mich nicht so saublöd an, du kleine Ratte!“

Bis zehn zählen und die Luft anhalten ...

Wortlos stürzte Dennis aus dem Raum.

Er hörte seine kleine Schwester weinen und öffnete die Tür zu ihrem Zimmer. Sie saß in ihrem Gitterbett. Mit verquollenen Augen, sich immer wieder die linke Schulter reibend, blickte sie ihm entgegen.

„Mama hat mich gehauen“, schluchzte das kleine Mädchen herzerreißend. „Ganz doll. Es tut so weh!“ Sie schluchzte abermals und preßte mit der Linken ihren Kuschelbären an sich, während sie sich mit der Rechten noch immer die Schulter und den Oberarm rieb.

Dennis hob sie aus ihrem Bettchen, setzte sie sich auf seinen Schoß und streichelte sie. Das Schluchzen ging in ein haltloses Wimmern über. Die Kleine legte ihren Kopf an seine Brust und begann unter Tränen trostsuchend am Daumen zu lutschen.

Jetzt also auch Nicole.

Ich bringe die Alte um. Thomas, hilf mir. Hilf uns. Sonst bringe ich sie um!

Thomas indes saß eine halbe Stunde später vor dem Computer und las mit brennenden Augen die E-Mail, die Maike ihm inzwischen geschickt hatte.

Hallo Thomas,

nein, ich werde mich nicht an dieses Forum wenden, denn warum sollte ICH an einem Problem arbeiten, dessen Ursache DU bist? Ich habe zu Hause ohnehin schon genug Probleme, aber du siehst dich offenbar als den Nabel der Welt, und alles andere interessiert dich nicht. Gestern abend hatten mein Vater und Thorsten eine ziemlich üble Auseinandersetzung, fast hätten sie sich geschlagen. Daraufhin hat sich Thorsten vollaufen lassen und wäre heute beinahe nicht zum Dienst gefahren. Ich mußte ihn hinbringen und habe dadurch eine wichtige Klausur verpaßt. DAS sind im Moment meine Probleme, nicht Du und Deine beschissene Neigung zu Kindern. Schön, daß Dennis Bescheid weiß. Und? Du wirst ihn trotzdem irgendwann fallen lassen, falls er sich nicht freiwillig von Dir mißbrauchen läßt, denn Deine Liebe, von der Du da schwafelst, kann gar nicht echt sein, solange Du ihn nicht ins Bett kriegst. Zu mir war sie es auch nicht. Sonst würdest Du mir jetzt helfen. Und hättest mich nicht ein Vierteljahr lang einfach ignoriert. Mit Hanno hast Du inzwischen ja auch geredet und Kaffee getrunken. Warum also nicht mit mir? Wahrscheinlich stehst Du eher auf seiner Seite, denn er ist bequemer – er bietet Dir kein Paroli.

Geh also zum Teufel. Und nimm meine Alten am besten gleich mit.

Maike

Zehn

Sechzehn Stunden nach dem Lesen dieser E-Mail fand sich Thomas bei seinem Hausarzt wieder. Der Mediziner war kaum älter als er und kannte ihn schon seit Jahren. Dr. Kurelius erinnerte sich noch sehr gut an das Wrack, das damals bei ihm vorstellig geworden war, etwas von einer „schweren Zeit“ in den Bart gemurmelt hatte, die hinter ihm liegen würde, und nach zehn Minuten angesichts der bohrenden und doch behutsamen Fragen des

Arztes buchstäblich und endgültig sturmreif geschossen war. Da gestand ihm Thomas seine erschütternde Geschichte, wohlwissend, daß er sich damit das noch aufzubauende Wohlwollen des Arztes verscherzen konnte, bevor es überhaupt eine Chance hatte, sich zu entwickeln und damit die Grundlage für eine vertrauensvolle Arzt-Patienten-Beziehung zu bilden. Wer wollte schon mit einem „Kinderficker“ zu tun haben, ein Wort, das ihm im Knast permanent entgegendröhnte und das er mittlerweile verinnerlicht hatte wie sein abgezehrtes Spiegelbild, das ihn allmorgendlich im Badezimmer anbleckte?

Nun war Eberhard Kurelius, was Thomas damals noch nicht wußte, auch ausgebildeter Psychotherapeut. Und damit durchaus in der Lage, mit „solchen“ Patienten umzugehen. Zumindest dachte Thomas in jener Zeit noch, daß ein psychologisches Studium ausreichen sollte, um sich dem Komplex Pädophilie anders zu nähern als allgemein üblich. Mittlerweile allerdings war er eines Besseren belehrt worden – gerade unter den Psychologen fanden sich viele, denen es an der nötigen persönlichen Distanz und oft genug auch an spezieller Kompetenz mangelte, die ihren therapeutischen Auftrag mit ideologisch geprägtem, missionarischem Eifer verwechselten und es als hehres Ziel betrachteten, den „Mißbraucher“, also den „Täter“ schlechthin unter allen Umständen und unter dem Aspekt des Kinderschutzes „umzupolen“, ihm die Schlechtigkeit seines Tuns und Denkens – und natürlich auch seines Fühlens – deutlich zu machen und sich im Zweifelsfalle auf ihr „Lexikon der Perversionen“ zurückzuziehen. Daß auch die Homosexualität früher ein Teil dieser unseligen Liste war, wurde wohlweislich ignoriert, sobald die Psychoklempner ihre abenteuerlichsten Therapie-Experimente auf der Grundlage dieses Lexikons - oder ähnlicher Machwerke - zu rechtfertigen versuchten. Die christliche Kirche hatte während ihres zweitausendjährigen Wirkens zahlreiche Leichen in ihren stinkenden Kellern angehäuft. Kreuzzüge, Hexenverbrennungen und die fragwürdige Rolle während des Dritten Reiches zählten dazu. Die Psychologen waren im Begriff, über kurz oder lang diesen schaurigen Rekord aufzuholen. Auch dieser Berufsstand hatte sich in der Zeit des Nazi-Regimes und bei der Homosexuellenverfolgung - im übertragenen Sinne - die Finger schmutzig gemacht. Bei den Pädophilen stand er im Begriff, die gleichen Fehler zu wiederholen. Der einzige Unterschied zur Kirche war quantitativer Natur: Die Psychologie als anerkannte Wissenschaft war noch nicht annähernd so alt wie das Christentum.

Inzwischen wußte Thomas das alles. Zumindest hatte er sich seine diesbezüglichen Theorien gebildet. Damals, als er sich die Praxis von Dr. Kurelius verirrt, stand ihm nicht der Sinn nach philosophischen Überlegungen. Er war nur zutiefst verzweifelt. Und hatte unglaubliches Glück: Dieser Arzt entsprach seinem anfänglichen und sehr naiven Vorstellungsbild von den Psychologen.

In den ersten Wochen setzte Kurelius schweres Geschütz ein. Hochdosierte Antidepressiva und die wöchentliche Imap-Spritze bildeten das wesentliche Fundament dieser Behandlung. Kurelius war Arzt aus Leidenschaft, und nichts Menschliches sei ihm wirklich fremd, wie er anhand eines klassischen Zitats oft betonte. Dieser Patient allerdings stellte ihn vor ganz neue Herausforderungen. Zum einen war für ihn das unheilswangere Wort

„Haftschäden“ bislang eine eher theoretische Größe gewesen. Nun erlebte er zum ersten Mal am lebenden Beispiel, was jahrelange Haft bei einem sensiblen Menschen anzurichten vermochte. Und er fragte sich schon allein deshalb, ob im konkreten Fall wohl die Verhältnismäßigkeit der Mittel gewahrt worden war. Die zweite Herausforderung richtete sich an seine Gefühlsebene als Vater einer zehnjährigen Tochter – diesem Patienten mit menschlicher Wärme und Anteilnahme zu begegnen und dennoch seine Vaterrolle konsequent zu leben, erschien ihm als eklatanter Widerspruch, dessen Auflösung – oder auch Akzeptanz als etwas Unabänderliches – einen gewissen Reiz darstellte. Und der dritten Herausforderung schließlich mußte sich sein Intellekt stellen, der sich mit dem Begriff „Pädophilie“ bislang ebenso oft auseinandergesetzt hatte wie mit der Ebola-Seuche – also praktisch gar nicht, denn beides war ihm in seiner Praxis als Allgemeinmediziner bislang nicht untergekommen. Jedenfalls nicht in dieser Form.

Andererseits hatte er es natürlich schon mit Mißbrauchsoffern zu tun gehabt. Da war das vierjährige Mädchen mit schweren Verletzungen an der Vagina. Oder der elfjährige Junge mit nicht minder schweren Verletzungen am rektalen Schließmuskel. Oder die unsichtbaren, gleichwohl aber schweren Verwundungen des achtjährigen Klaus, der vom Nachbarn mit Geschenken überhäuft worden war – aus gutem Grund, denn einem alten Mann oral zu Diensten zu sein und sich ihm für die widerlichsten Pornoaufnahmen zur Verfügung zu stellen, erforderte offenbar ein hohes Schweigegeld. Es wog allerdings nicht annähernd den Umstand auf, daß aus einem einst lebenslustigen kleinen Frechdachs ein blasser, in sich gekehrter und gelegentlich sehr aggressiver Junge geworden war.

Worin bestand der Unterschied zwischen Mißbrauch und einer „positiven“ pädophilen Beziehung? Kurelius war der Lösung dieses Problems in all den Jahren nicht einen wesentlichen Schritt näher gekommen. Jede gefundene Antwort warf eine ganze Reihe von neuen Fragen auf. Es blieb das Dilemma zwischen den Sehnsüchten und Gefühlen eines erwachsenen Mannes auf der einen Seite und der Unmöglichkeit einer sexuellen Beziehung zu einem Kind auf der anderen Seite. Kurelius jedenfalls ging nach wie vor davon aus, daß eine positive sexuelle Beziehung dieser Art nicht realisierbar war. Mochten die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dagegen sprechen oder auch die vielbeschworene „Ungleichzeitigkeit“ in einer solchen Relation, die psychosexuelle Entwicklung des Kindes oder einfach nur die Moral – Kurelius maß sich nicht an, eine bestimmte Schublade zu öffnen, das Problem hineinzupacken und sich damit im Besitz der alleinseligmachenden Wahrheit zu wähnen. Das überließ er lieber der „Bildzeitung“, ihren kritiklosen Lesern und den dogmatisch argumentierenden Kinderschutzorganisationen, deren Treiben der Arzt mit einigem Argwohn beobachtete. Als Praktiker im Umgang mit Kindern, die in dieser Gesellschaft auf vielfältige Art seelische Verletzungen davontrugen, war er ein erklärter Gegner jeder Form von Vereinfachung. Seiner Ansicht nach wurde hier ein Problem in unzulässiger Weise selektiert und erhielt damit ein Gewicht, das der Realität nicht annähernd gerecht wurde. Er wußte es nämlich besser: Traumatisierungen von Kindern durch sexuellen Mißbrauch hinkten allen anderen Traumatisierungen, zumindest

statistisch gesehen, in erheblichem Umfange nach. Alkoholranke Eltern, schulische Überforderung, körperliche und seelische Mißhandlungen ganz anderer Art, Arbeitslosigkeit der Eltern sowie die wachsende Kinderarmut in dieser Republik richteten weitaus häufiger bleibende Schäden in den Kinderseelen an als der sexuelle Mißbrauch. Eigenartigerweise machten das nur die wenigsten zum Schwerpunktthema ihres Wirkens, vermutlich aus dem Grunde, weil sich damit weder Lorbeeren noch Schlagzeilen verdienen ließen. Daß viele „Kinderschützer“ diese Tatbestände aus ideologischen und populistischen Gründen schlichtweg unterschlugen oder sogar verfälschten, verlieh ihnen in Kurelius' Augen nicht gerade das Maß an Glaubwürdigkeit, das sie so vehement für sich in Anspruch nahmen. Und dabei führten sie dann ausgerechnet jene Kinder als Kronzeugen vor, die von wirklichen Triebverbrechern erst vergewaltigt und dann umgebracht worden waren. Eine besonders widerliche Form der Leichenfledderei, befand Kurelius. Und ein weiterer Grund, sich nicht kritiklos von dieser modernen Hexenjagd vereinnahmen zu lassen.

In den zurückliegenden vier Jahren hatte er andererseits einen Menschen kennengelernt, der einiges von dem, was die meist einseitig orientierte Wissenschaft über Pädophilie zu wissen glaubte, gründlich auf den Kopf stellte. Da saß ihm jemand gegenüber, der alles andere als zurückgeblieben, also „infantil“ war, der bis auf leichte neurotische Symptome mit Sicherheit keine gestörte Persönlichkeit aufwies und dessen Gefühlswelt und Sehnsüchte nicht mit dem in Einklang zu bringen waren, was Pädophilen in ihrer Gesamtheit nur zu gern – und angeblich wissenschaftlich legitimiert – bescheinigt wurde. Zugegeben: Er hätte auch gern den kleinen Knut kennengelernt. Vielleicht wäre dann alles das, was ihm sein Patient über diese Beziehung erzählte, als tönerner Selbstbetrug, als Kartenhaus entlarvt worden, das bereits nach zwei oder drei kritischen Fragen zusammenbrach. Vielleicht war Knut letztendlich doch ein typisches Mißbrauchopfer. Vielleicht log sich Thomas selbst etwas in die Tasche.

Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Tatsache war, daß er nur die eine Version zu hören bekam. Und das reichte ihm natürlich nicht. Es reichte aber, um ihn nachdenklich zu machen.

Und dann diese Geschichte mit der kleinen und inzwischen erwachsen gewordenen Maike. Wie zum Teufel sollte man die wieder einordnen?

Aus all diesen offenen Fragen resultierte ab einem bestimmten Punkt eine gewisse Hilflosigkeit. Hilflos fühlte sich Kurelius auch, als er damals, nach einigen Monaten, mit ansehen mußte, wie zwar die Symptomatik der schweren reaktiven Depression bei Thomas zurückging, dafür aber Platz machte für eine sich schleichend entwickelnde endogene Depression, in trauter Eintracht mit Zynismus, Verbitterung und Perspektivlosigkeit. Aus einer unerfüllten Sehnsucht heraus gedieh so etwas wie ein Fluch, der das Leben seines Patienten zu zerstören drohte. Daß die Abwesenheit von Zärtlichkeit und Sexualität derart destruktive Folgen für die seelische Gesundheit eines Menschen haben konnte, hätte Kurelius nicht für möglich gehalten. Der Vergleich mit einem

Verhungerten und Verdurstenden, den sein Patient gelegentlich ins Feld führte, war da durchaus nicht von der Hand zu weisen.

Nun, auf einem gewissen Level hatte sich Thomas in den vergangenen Jahren immerhin stabilisiert. Die Suizidgefahr schien gebannt, beruflich ging es wieder aufwärts, und die soziale Einbettung funktionierte einigermaßen.

Was ihm heute dagegen in die Praxis flatterte, war das personifizierte Elend. Der Mann schien um Jahre zurückgefallen zu sein, wie Kurelius mit einem Anflug von Unmut feststellte. Ein Allgemeinmediziner maß seinen Erfolg an sichtbaren Resultaten, und wie er sich ein wenig verschämt eingestand, vertrug es sich nicht unbedingt mit seiner beruflich bedingten Eitelkeit, daß all die Bemühungen der vergangenen Jahre umsonst gewesen sein könnten. Zumindest mußte er diesen Eindruck gewinnen, als er den zusammengesunkenen Thomas betrachtete.

„Ihnen geht es verdammt dreckig“, kam er ohne Umschweife zur Sache.

Thomas starrte auf eines der Bilder, die an der Wand hingen. Ein von unbeholfener Kinderhand gemaltes Haus mit einer strahlenden Sonne darüber. Vielleicht von der Tochter des Arztes, vielleicht aber auch von einem dankbaren kleinen Patienten zu Papier gebracht – es spielte keine Rolle. Nichts spielte mehr wirklich eine Rolle.

„Heute morgen nach dem Aufstehen dachte ich über einige Optionen hinsichtlich meines weiteren Tagesablaufs nach.“ Thomas hörte sich reden, erkannte aber seine eigene Stimme nicht. Sie klang kalt und emotionslos.

So kalt wie diese verfluchte Welt. Und so kalt wie ein Grab.

„Und wie sahen diese Optionen aus?“ hakte Kurelius nach.

„Es gab nicht viele. Sich ins Auto setzen und mit hundertachtzig gegen den nächsten Brückenpfeiler zu rasen war eine davon.“

„Und eine weitere schien ein Besuch bei mir gewesen zu sein. Und für die haben Sie sich letztendlich entschieden.“

„Womit die anderen Optionen nicht aus der Welt sind.“ Immer noch diese unbeteiligte, kalte und emotionslose Stimme.

„Was ist passiert?“ fragte Kurelius gerade heraus.

Anstelle einer Antwort schob ihm Thomas zwei Bögen Papier über den Tisch – die Ausdrucke seiner und Maikes E-Mails.

Während sich Kurelius in die Texte vertiefte, betrachtete Thomas abermals die Kinderbilder. Sie wirkten unbeschwert, fröhlich und lebensbejahend. So, wie Kinder sich und ihre Umwelt begriffen und empfanden. Oder zumindest, wie sie sich diese Umwelt wünschten.

Für Dennis gibt es eine solche Umwelt nicht.

Und auch für Maike schien die Sonne nicht mehr zu scheinen – sie hatte in dem Augenblick zu strahlen aufgehört, als er in ihr Leben getreten war. Davon jedenfalls mußte er nun ausgehen.

Ich bin ein Monstrum. Ein Unhold. Ich zerstöre Kinder, obwohl ich sie liebe. Lieber Gott, gib mir den Mut, ein Ende zu machen. Ich will nicht auch noch Dennis zerstören.

„Das ist in der Tat sehr hart“, bemerkte Kurelius endlich und schob ihm die Papiere zurück. „Ich verstehe Sie nun, und ich weiß, warum es Ihnen schlecht geht.“

„Wirklich?“ Thomas sah an ihm vorbei.

Ein Haus mit einer strahlenden Sonne. Kunststück, die kleine Malerin oder der kleine Maler hat noch keinen Pädo kennengelernt. Sonst würde auch für sie oder ihn nicht mehr die Sonne scheinen.

„Was sagen Sie da?“ Kurelius starrte ihn an.

Erst jetzt merkte Thomas, daß er laut gedacht hatte.

„In Holland gibt es so etwas wie eine staatlich genehmigte Euthanasie“, sagte Thomas zu dem Bild mit dem Haus und der Sonne. Seine Stimme klirrte wie Eis.

„Worauf wollen Sie hinaus?“

„Angenommen, ich würde nach Holland fahren. Es sind nur gut hundert Kilometer bis zur Grenze. Wie müßte ich es anstellen, einen der dortigen Ärzte davon zu überzeugen, daß er meinem Leben ein Ende setzen soll? Schließlich bin ich eine Gefahr für die Kinder, und die Pädophilie gilt im Katalog der Weltgesundheitsbehörde als Krankheit. Ich bin also gefährlich und unheilbar krank. Folglich müßte ich doch einen Arzt davon überzeugen können, daß eine mortale Spritze im Interesse aller läge. Ich erspare dem Staat künftig die immensen Kosten für neue Verurteilungen, für Haft, Sicherheitsverwahrung oder Psychiatrie. Vor allem erspare ich meinen potentiellen Opfern unendliches Leid. Und mir selbst erspare ich auch einiges. Also, Herr Doktor: Wie kann ich einen holländischen Arzt davon überzeugen, daß er mich möglichst schonend abmurksen soll? Ich bin nämlich feige, wissen Sie. Ich habe Angst vor Schmerzen. Ich habe überhaupt nur noch Angst. Vielleicht sterbe ich sogar an dieser Angst – und erspare Ihrem Kollegen damit das Mischen eines giftigen Cocktails. Was meinen Sie, Doktor? Sterbe ich vorher, oder muß Ihr Kollege in Holland doch noch dran arbeiten? Ich würde ihn natürlich *vorher* bezahlen. Denn Kinderfickern kann man nicht trauen, nicht wahr? Erst recht nicht den toten Kinderfickern. Deren Zahlungsmoral soll besonders beschissen sein, habe ich gehört.“

Thomas richtete nun den Blick auf seinen Arzt. Kurelius war sich nicht ganz schlüssig, was ihn da anstarrte: ein waidwundes Tier oder die grauenvolle Leere im Blick eines Menschen, der mit dem Leben – seinem eigenen Leben - bereits unwiderruflich abgeschlossen hatte.

„Sind Sie deshalb zu mir gekommen?“ fragte Kurelius leise. „Sind Sie gekommen, um mich *das* zu fragen, Herr Gloistein?“

„Ich weiß nicht, warum ich gekommen bin“, antwortete Thomas mit brüchiger Stimme.

„Hat es Sinn, über diese E-Mail zu reden?“ fragte Kurelius und deutete auf die Papiere.

Thomas schüttelte nur den Kopf.

„Aber Sie wollen Hilfe“, stellte Kurelius fest.

Thomas nickte.

„Was würde passieren, wenn ich Ihnen nun eine Imap verpasse und Sie dann nach Hause schicke? Bitte antworten Sie ehrlich.“

„Ich wäre morgen früh tot“, sagte Thomas kalt. „Wenn Sie mir nicht helfen wollen, in Holland den richtigen Arzt zu finden, dann bleibt nur der Brückenpfeiler. Oder eine Überdosis Ihrer Antidepressiva. Ich habe noch genug davon, glaube ich.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit“, sagte Kurelius behutsam. „Ich sehe sehr wohl, daß Sie nicht mehr können. Sie sind am Ende. Sie wollen Schluß machen. Was auch immer ich Ihnen jetzt zu dieser E-Mail sage – es würde an Ihren Absichten nichts mehr ändern. Richtig?“

Thomas nickte nur.

„Trotzdem sind Sie zu mir gekommen. Ein Teil tief in Ihnen wehrt sich gegen das von Ihnen selbst verhängte Todesurteil. Dieser Teil möchte nicht untergehen, sondern das Leben auch weiterhin auf die Probe stellen, will sehen, welche Alternativen es noch gibt. Ein anderer Teil in Ihnen ist ebenfalls noch nicht abgestorben. Es ist der Teil, der rationale Überlegungen anstellt und die Entscheidungen trifft. An diesen Teil möchte ich jetzt eine Frage richten. Darf ich?“

Thomas nickte abermals und betrachtete das Bild mit dem Haus und der Sonne.

Als ich Kind war, habe ich auch solche Bilder gemalt. Dieses Kind damals hat sich auf das Leben gefreut. Es sah alles so furchtbar einfach aus. Hier die Guten und dort die Bösen. Und dieses Kind muß nun auch sterben, weil der erwachsene Thomas, der es in die hinterste Ecke seiner kaputten Persönlichkeit verdrängt hat, zu einem Monster geworden ist. Also zu einem Bösen.

Ein trockenes Schluchzen schüttelte ihn.

„Meine Frage lautet: Sie haben nicht im Ernst daran geglaubt, daß ich Ihnen auch nur ansatzweise behilflich sein werde, Ihrem Leben ein Ende zu setzen, nicht wahr? Nicht mal mit einem Rat, wie Sie in Holland zu Ihrem Ziel kommen könnten. Dort würden Sie im übrigen ebenso wenig Glück haben wie hier. Und ich denke, das wissen Sie auch. Korrigieren Sie mich, wenn ich etwas Falsches sage.“

Thomas schwieg.

„Aber Sie wollten Hilfe, und ich bin bereit, sie Ihnen zu geben. Glauben Sie mir das, Herr Gloistein?“

Ein kaum wahrnehmbares Nicken war die Antwort.

„Das, was ich nun tun werde, ist die bestmögliche Hilfe, die ich Ihnen im Moment bieten kann. Auch wenn Sie es erst einmal nicht verstehen werden, wenn Sie mich dafür möglicherweise sogar hassen. Später werden Sie

es verstehen. Ich denke sogar, daß jener Teil in Ihnen, der noch zu rationalem Denken fähig ist, längst weiß, was nun angesagt ist und was ich zu tun beabsichtige. Stimmen Sie mir zu?"

Thomas schwieg auch weiterhin.

Kleiner Thomas, höre auf zu flennen. Reiß dich zusammen. Nimm dir ein Beispiel an mir, dem erwachsenen Thomas. Ich heule nicht. Ich bin zwar ein gottverdammtes Monster, das Kinder zugrunde gerichtet, aber ich heule nicht. Male du weiterhin deine Bilder von Häusern, über die eine Sonne scheint, solange du noch Gelegenheit dazu hast. Aber höre endlich, verflucht noch mal, auf zu heulen!

„Nun“, fragte Kurelius leise. „Gehen Sie freiwillig – oder muß ich eine Zwangseinweisung schreiben?“

Thomas richtete seinen schwimmenden Blick auf den Arzt.

Kleiner, jetzt hast du es geschafft. Du hast mich mit deiner Scheißheulerei angesteckt. Schon gut, ich bringe dich nicht um. Zumindest heute nicht. Heute darfst du weitermalen.

„Freiwillig“, sagte Thomas erstickt. „Aber lassen Sie mich um Himmels willen nicht allein, bis es soweit ist.“

„Ich lasse Sie nicht allein“, sagte Kurelius schlicht. Er griff zum Telefon. Und nach dem kurzen Telefongespräch setzte er sich zu seinem Patienten und nahm ihn in den Arm.

Eine halbe Stunde später kam der Krankenwagen. Und eine Stunde später lag Thomas im Wachsaal der geschlossenen Abteilung des psychiatrischen Krankenhauses. Er schlief, die Spritzen taten ihre Wirkung.

So, kleiner Thomas, und nun male. Male viele Häuser, und laß über allen die Sonne scheinen. Aber weine nicht mehr, hörst du? Und falls du besonders gut malst, aber nur dann, scheint die Sonne vielleicht auch mal wieder für mich.

Vielleicht.

Kurelius betrachtete das vor ihm sitzende Mädchen. Sie war ausgesprochen hübsch, nicht einmal die vom Weinen verquollenen Augen vermochten daran etwas zu ändern.

„Liebe Maike – ich darf Sie doch so nennen? Danke! -, ich bewege mich mit diesem Gespräch auf ziemlich dünnem Eis. Das möchte ich vorausschicken. Glauben Sie mir das?“

Maike starrte verdrossen auf den Zauberwürfel, der schon durch so manche Patientenhand gegangen sein mochte. Er lag am Rand des Schreibtisches und bildete zusammen mit dem achtlos beiseitegelegten Stethoskop und einem wirren Stapel Papier ein etwas anarchisch anmutendes Stilleben.

„Warum?“ fragte sie mürrisch. Ihr paßte diese Zusammenkunft nicht. Sie bereute es schon, daß sie Hals über Kopf gekommen war, nachdem sie am Morgen den Anruf von Dr. Kurelius erhalten hatte. Thomas und akut suizidgefährdet? Dummes Zeug! Vielleicht eine neue Form des Unter-Druck-Setzens, aber ganz gewiß nichts, worüber man sich ernsthaft Sorgen machen mußte. Außerdem: Sollte er es doch tun. Dann hätten sie alle endlich Ruhe – er selbst, sie und vor allem auch Dennis.

Entscheidend war aber, daß sie es heute morgen am Telefon geglaubt und darauf hin fast einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte. Sie wußte nicht genau, warum, aber sie fühlte sich schuldig.

„Woher haben Sie eigentlich meine Telefonnummer?“ fragte sie aggressiv, ohne die Antwort auf die erste Frage abzuwarten.

„Das war nicht weiter schwer. Erkennen Sie das hier?“ Er schob Maike ein Blatt Papier zu.

Ein Blick genügte, und sie fuhr hoch: „Das ist meine letzte E-Mail an ihn. Wie zum Teufel kommen Sie an diese Mail? Und wer hat Ihnen die Erlaubnis gegeben, sie zu lesen?“

„Herr Gloistein – Verzeihung, Thomas – hat sie gestern mit in die Praxis gebracht. Sie schien der Auslöser für seinen Zustand gewesen zu sein. Nicht unbedingt die eigentliche Ursache, aber sicherlich der Auslöser. Und damit komme ich zu Ihrer ersten Frage: Ich bewege mich deshalb auf dünnem Eis, weil ich die ärztliche Schweigepflicht – sagen wir mal – sehr großzügig auslege. Herr Gloistein – Thomas – weiß nichts von unserem Gespräch. Und ich bewege mich ferner auf reichlich dünnem Eis, weil Ihre gemeinsame Geschichte – hm – etwas problematisch ist, ohne daß ich zum jetzigen Zeitpunkt in der einen oder anderen Richtung eine Wertung vornehmen möchte. Sie würde mir im übrigen auch gar nicht zustehen. Und dann zu Ihrer zweiten Frage: Aus dem Absender dieser E-Mail geht Ihr vollständiger Nachname hervor. Er ist relativ selten in dieser Stadt und im Telefonbuch daher leicht zu finden. Bereits beim zweiten Anruf hatte ich dann Sie am Apparat.“

„So ist das also.“ Maike nahm erneut den Zauberwürfel ins Visier.

Der Arzt lächelte verhalten. „Ja, so ist das.“

Sie schwiegen.

„Wollen Sie mir jetzt eine Standpauke halten?“ platzte Maike endlich heraus. Ihr Gesicht rötete sich, die Wut schwappte in Wellen hoch, ohne daß sie genau ausmachen konnte, gegen wen sich diese Wut eigentlich richtete. Gegen den Arzt, gegen Thomas – oder gar gegen sich selbst? „So nach dem Motto: Du bist schuld, weil der arme Kerl nun am Ende ist? Wissen Sie überhaupt, was er mir angetan hat?“

„Nein, und ich will es auch gar nicht so genau wissen“, sagte der Arzt ruhig.

Maike klappte die Kinnlade herunter. „Wie bitte?“

„Ich möchte Ihnen erklären, warum. Sehen Sie, Herr Gloistein ist mein Patient. Ich kenne ihn seit vier Jahren. Meine Aufgabe als Arzt ist es, ihn so gut wie eben möglich medizinisch zu betreuen. In seinem Fall ist ein ganzheitlicher Ansatz notwendig, denn ich verrate Ihnen keine durch die ärztliche Schweigepflicht geschützten Geheimnisse, wenn ich Ihnen sage, daß seine sexuelle Orientierung so etwas wie der Dreh- und Angelpunkt seiner Befindlichkeit ist. Das wissen Sie wahrscheinlich sogar besser als ich. Wäre er ein ‚normal‘ empfindender Erwachsener, hätte er vielleicht andere gesundheitliche Probleme, aber ganz gewiß nicht diese. Und ein solcher ganzheitlicher Ansatz setzt auf beiden Seiten ein hohes Maß an Vertrauen voraus. Was würde nun passieren, wenn ich mich obendrein auch auf Ihre Sichtweise einlasse, Ihre Verletzungen, Ihre Schmerzen und Ihre Ver-

zweiflung ein Stück weit verinnerliche? Ich bin in diesem Fall kein psychiatrischer Gutachter, der ein Statement vor Gericht abgeben muß. Der hat gefälligst beide Seiten zu sehen, sonst hätte er seinen Beruf verfehlt. Ich dagegen darf, nein ich muß sogar ein Stück weit parteilich sein. Sonst geriete ich in ein Dilemma, aus dem heraus ich am Ende niemandem mehr gerecht werden würde.“

„Sie machen es sich sehr einfach“, bemerkte Maike bissig.

„Im Gegenteil, junge Frau, ich mache es mir nicht die Spur einfach. Ich bin selbst Vater einer zehnjährigen Tochter. Wie würde ich die Sache betrachten, wenn es mein eigenes Kind beträfe? Ich könnte Herrn Gloistein nicht mehr zur Seite stehen. Dann wäre ich zur anderen Seite hin parteilich, selbstverständlich wäre ich es dann, denn ich liebe mein Kind und würde möglicherweise eine Riesendummheit begehen, sobald sich jemand an meiner Nicole vergreift. Verstehen Sie denn nicht? Tauchte ich jetzt in Ihre Geschichte ein, ginge es mir vermutlich ganz ähnlich. Dazu bin ich zu sehr Vater, und die kleine Maike wäre dann ganz schnell meine Tochter. Zumindest gefühlsmäßig, also im übertragenen Sinne. Und für die Behandlung von Herrn Gloistein wäre ich dann nicht mehr der richtige Arzt, ganz im Gegenteil. Und Ihnen würde es genauso wenig helfen, denn was Sie bei mir suchen, ist jedenfalls *keine* Behandlung und auch keine Psychotherapie. Sondern nur einen Resonanzboden für Ihre verzweifelte Wut. Wem also nützt es etwas, wenn ich mir jetzt auch Ihre Geschichte anhören würde? Am Ende niemanden, liebe Maike. Es gäbe nur Verlierer, Sie und mich eingeschlossen.“

„Wollen Sie damit sagen, daß sexueller Mißbrauch an Kindern weniger schlimm ist als das ‚Leiden‘ der Täter, nur weil sie kein Frischfleisch kriegen?“ Maike war versucht, den Zauberwürfel zu greifen und ihn dem selbstgefälligen Arzt gegen den wohlgeformten Schädel zu schmettern. Sie spuckte die Worte förmlich aus, und sie glaubte an ihrem Zorn zu ersticken. Das schlimme daran war freilich, daß jeder Satz des Mediziners nur allzu wahr war. Das wußte sie. Aber sie fühlte sich außerstande, das auch zuzugeben – nicht einmal vor sich selbst.

„Nein, das will ich damit ganz gewiß nicht sagen“, erwiderte Kurelius geduldig. „Da haben Sie mich gründlich mißverstanden. Vielleicht *wollen* Sie mich auch mißverstehen. Ihre Wut und Ihr Schmerz sind grenzenlos, das spüre ich. Und sie sind berechtigt.“

„Ach?“ Maike fühlte sich überrumpelt. Aus weit geöffneten Augen starrte sie den Arzt an.

„Natürlich sind sie das. Habe ich das mit einem Wort in Abrede gestellt? Nein. Ihre Gefühle haben ihre uneingeschränkte Berechtigung, woraus auch immer sie gespeist werden – bitte verstehen Sie mich nun nicht abermals falsch. Es gibt da einige Fakten, die nun einmal zur Kenntnis zu nehmen sind. Einer dieser Fakten ist die Strafbarkeit jeder Art von sexueller Beziehung zwischen Erwachsenen und Kindern unter vierzehn Jahren, unabhängig davon, ob offene Gewalt im Spiel war oder nicht. Der Gesetzgeber mag sich etwas dabei gedacht haben, aber das Ziel unseres heutigen Gesprächs kann und darf es nicht sein, diese Motive zu hinterfragen. Das würde zu nichts führen. Ein weiteres Faktum ist, daß aufgrund der Strafbarkeit solcher Beziehungen die Voraussetzungen für ein gesellschaftliches Klima geschaffen wurden, die weitere Erschwernisse für die Situation der Pädophi-

len darstellen, um es vorsichtig auszudrücken. Und dabei ist nicht nur die Strafbarkeit ein wesentliches Element, sondern auch die Tabuisierung solcher Kontakte, die wiederum ihre Ursachen in der gesellschaftlichen und moraltheologischen Einstellung zur Sexualität schlechthin hat. Können wir uns wenigstens darauf einigen?“ Maike sagte nichts. Verbissen starrte sie auf den Zauberwürfel.

„Schön. Auch auf die Gefahr hin, daß Sie mir gleich erneut ins Gesicht springen wollen: Vor dem Hintergrund dieses derzeitigen gesellschaftlichen Klimas wird zunehmend verantwortungsloser mit dem Thema umgegangen. Sehen Sie, ich habe auch schon mißbrauchte Kinder in meiner Praxis behandelt, ich weiß also, wovon ich rede. Und gerade deshalb fällt es mir zuweilen schwer, die Spreu vom Weizen zu trennen und zu erkennen, wo Kinderschutz ein ehrliches und glaubwürdiges Anliegen ist – und wo er nur vorgeschoben wird.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ Maike vergaß vorübergehend den Zauberwürfel und ihren Vorsatz, unter allen Umständen wütend zu sein.

„Damit will ich lediglich sagen, daß ich mir fest vorgenommen habe, mich der allgemeinen Tendenz zur Vereinfachung nicht anzuschließen. Gewiß, ein hehrer Vorsatz, und ich habe immer wieder Angst, an meinen eigenen Ansprüchen zu scheitern. Denn ich bin auch nur ein Mensch, obendrein Vater und Ehemann. Aber ich will es wenigstens versuchen. Und dabei lasse ich mich von einem ebenso einfachen wie wichtigen Grundsatz leiten: Ich habe es stets und immer mit *Menschen* zu tun, Menschen, die sich nur graduell von meinen eigenen Ecken, Kanten, dunklen Flecken und biographischen Abschnitten unterscheiden. Die sogenannten Opfer – verstehen Sie mich bitte auch hier nicht falsch – sind Menschen, deren Gefühle, deren Leid und deren Wut und Verzweiflung unter allen Umständen ernst zu nehmen und zu respektieren sind. Aber auch die sogenannten Täter sind Menschen, für die dasselbe gilt. Allerdings zeichnet sich seit geraumer Zeit ein verhängnisvoller Trend ab, wonach sich alles auf die als Opfer klassifizierten Menschen stürzt, denn das verspricht gesellschaftliche Anerkennung, großzügige finanzielle Förderung und so gut wie keine Reibungsflächen mit irgendwelchen oppositionellen Strömungen und Institutionen. Die wenigen anderslautenden Meinungen niederzumachen und ihre Vertreter gleich mit, ist zum Freizeitsport vieler Wissenschaftler, Medien und Politiker geworden, und der Pöbel klatscht lauthals Beifall. Als weniger schick und absolut ‚out‘ gilt es dagegen, sich qualifiziert mit jenen zu befassen, denen man – Verzeihung – diese lukrative Opferschwemme gewissermaßen zu verdanken hat. Außer Haftstrafen, Sicherheitsverwahrung, forensische Psychiatrie, halbherzigen und von Feigheit geprägten psychiatrischen Gutachten sowie chemischer oder gar chirurgischer Kastration fällt der Gesellschaft dazu nichts ein, und ich hege den sehr begründeten Verdacht, daß die fehlende Kreativität nicht nur auf Dummheit, sondern schon fast auf Vorsatz beruht.“

„Erstens verhöhnern Sie jetzt das Leid der Opfer, indem Sie das Wort von der *Opferschwemme* benutzen, und zweitens spielen Sie sich als edler Märtyrer auf, dem es um das angeblich vergessene Wohlergehen einer angeblich so schnöde verfolgten Minderheit geht“, fauchte Maike den Arzt an.

„So, tue ich das?“ Kurelius lehnte sich zurück und blätterte geistesabwesend in einer Patientenakte. „Ganz ge-
wiß will ich niemanden verhöhnen, zumindest jene nicht, die die wirklichen Leidtragenden sind. Und in anderen
Kategorien darf das Wort von der ‚Schwemme‘ ja ebenso schamlos in den Mund genommen werden, denken
Sie nur an die Rentner. Und zum Märtyrer bin ich keineswegs geboren. Ich versuche nur den hippokratischen
Eid ernst zu nehmen. Und ich würde mir wünschen, daß diese – zugegebenermaßen etwas altmodische – Ein-
stellung wieder etwas mehr Verbreitung findet. Von einer traditionellen Verpflichtung auf höchstem ethischen
Niveau mag ich heutzutage schon gar nicht mehr reden. Aber das nur nebenbei. Was ich Ihnen die ganze Zeit
über sagen wollte, liebe Maike, ist folgendes: Auch ohne daß ich Ihre Version der Geschichte kenne, halte ich
Sie für ein Opfer, das dringend Hilfe benötigt, das diese Hilfe auch verdient, denn Sie sind ein tolles Mädchen –
was natürlich nicht heißen soll, daß Sie diese Hilfe nicht verdienten, wenn ich weniger große Stücke auf Sie
hielte. Ich habe eben nur den bescheidenen Versuch unternommen, ein ehrlich gemeintes Kompliment loszu-
werden. Herr Gloistein hat mir so unglaublich viel von Ihnen erzählt, daß man Sie einfach gern haben muß.“
Maike war sprachlos. Ihre Augen weiteten sich.

Eins zu null für Kurelius.

Der Arzt fixierte sie und setzte dann ruhig hinzu: „Die Frage ist nur, wessen Opfer Sie sind oder zu sein glau-
ben.“

Maike sprang auf, ihre Wut kehrte zurück. Mit blitzenden Augen zischte sie Kurelius an: „Wollen Sie etwa be-
haupten, daß Thomas ... daß Gloistein mich nicht mißbraucht hat? Daß ich mir nur alles eingebildet habe?“

Der Arzt ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Sie scheinen mit dem festen Vorsatz in meine Praxis gekommen
zu sein, den armen Kurelius prinzipiell mißzuverstehen“, sagte er mit mildem Vorwurf. „Das will ich nämlich
keineswegs behaupten. Natürlich hat Herr Gloistein Sie mißbraucht. Er hat es mir ja selbst erzählt.“

Maike sank in ihren Stuhl zurück. Sie fühlte sich plötzlich entsetzlich müde. Und sie spürte wieder Tränen auf-
steigen.

„Zumindest nach dem Gesetz hat er Sie mißbraucht, daran gibt es nichts zu deuteln. Aber das ist nach meiner
Kenntnis niemals zur Sprache gekommen, jedenfalls nicht so, daß das zusätzliche strafrechtliche Folgen für
Herrn Gloistein gehabt hätte.“ Kurelius sah sie aufmerksam an.

Maike schüttelte den Kopf. „Nein“, flüsterte sie. „Ich habe damals nichts erzählt.“

„Warum nicht?“ fragte Kurelius behutsam. „Hatten Sie Angst vor ihm?“

„Angst? Vor ihm? Nein. Natürlich nicht.“ Maike senkte den Blick. Sie war kaum noch in der Lage, ihre Tränen
zurückzuhalten.

„Hat er sie anderweitig unter Druck gesetzt? Vielleicht auch Ihr Stillschweigen mit Geld oder anderen Zuwen-
dungen erkaufte?“

„Nein“, flüsterte Maike mit tränenerstickter Stimme. Sie schüttelte zur Bekräftigung den Kopf.

„Warum also haben Sie nichts gesagt?“ fragte Kurelius leise.

„Weil ... weil ich ihn liebte.“ Maike konnte nicht mehr. Sie ließ den Kopf auf die Tischplatte sinken, ihre Schultern zuckten, und sie begann heftig zu schluchzen.

„Und Sie lieben ihn immer noch“, stellte Kurelius fest. Er unternahm nichts, versuchte sie aber allein mit der Stimme zu halten und aufzurichten.

Maike nickte nur. Ihr Schluchzen wurde immer lauter, und endlich weinte sie.

„Sehen Sie, liebe Maike?“ Kurelius erhob sich, umrundete seinen Schreibtisch, ging neben der jungen Frau in die Hocke und nahm sie vorsichtig in die Arme, jederzeit auf eine Abfuhr gefaßt. Aber die blieb aus. Im Gegenteil, Maike ließ sich sacken und verbarg ihren Kopf an seiner Schulter.

„Genau deshalb wollte ich vorhin nicht, daß Sie mir detailliert auch Ihre Geschichte erzählen. Verstehen Sie nun meine Gründe? Nichts ist so einfach, wie es auf dem ersten Blick aussieht. Und nichts anderes wollte ich Ihnen die ganze Zeit sagen.“

„Aber er hat doch ... und dann Dennis ...“ Maike versagte die Stimme.

„Ja, er hat. Ich weiß. Und die Sache mit dem kleinen Bruder Ihres Verlobten ist mir auch bekannt. Aber jetzt und in diesem Moment geht es um Sie. Nur um Sie. Ich wiederhole: Sie benötigen dringend Hilfe. Wie mir Herr Glostein sagte, haben Sie in all den Jahren nicht einmal über eine Therapie nachgedacht. Das zumindest war sein Eindruck.“

Sie hob ihr tränennasses Gesicht. „Auch darüber hat er mit Ihnen gesprochen?“

„Ja. Er sieht die Notwendigkeit einer Therapie nämlich ebenso wie ich.“

„Ich habe mich immer dagegen gestäubt“, schniefte Maike und kramte nach einem Taschentuch. „Aber nachgedacht habe ich darüber schon – wenigstens manchmal.“

Ich habe ihm unrecht getan. Er macht sich Sorgen um mich. Mein Gott, was war ich für ein Idiot!

„Gewiß. Vielleicht hat Sie aber auch eine innere Stimme gewarnt.“

„Wie soll ich das denn nun wieder verstehen?“

„Erinnern Sie sich noch an das, was ich vorhin gesagt habe – über die ‚Opferschwemme‘ und jene, die daraus ihre Vorteile ziehen?“

Maike lächelte kläglich. „Natürlich. Ich wäre Ihnen deshalb ja fast an die Gurgel gegangen.“

Kurelius grinste und kehrte an seinen Platz zurück. „Ein Mordversuch durch eine so hübsche junge Frau entbehrt nicht eines gewissen Reizes“, sagte er ironisch, wurde dann aber schnell wieder ernst. „Ersetzen wir diesen vielleicht etwas unglücklichen Begriff durch einen anderen: Haben Sie schon einmal etwas von ‚fremddeklarierten Opfern‘ gehört?“

Maike schüttelte den Kopf.

„Noch schlimmer ist die ‚therapierte Erinnerung‘, worüber unlängst ein Buch erschienen ist. Sehr zu empfehlen. Aber auch in den Fällen des aus strafrechtlicher Sicht tatsächlich stattgefundenen sexuellen Mißbrauchs laufen in zahlreichen Opfertherapien Dinge ab, die alles andere als koscher sind. Und nach meinem Eindruck ist das bei fast allen Therapien so. Damit wird zusätzliches Leid geschaffen, aber eine wirkliche Hilfe ist das nicht. Eine Fremddeklarierung kann im übrigen auch durch Einflüsse stattfinden, die außerhalb irgendwelcher Therapie-Settings liegen. Zum Beispiel durch Umwelt, Familie ...“

„... oder durch Medien und Literatur“, ergänzte Maike und starrte Kurelius an. Ihr dämmerte etwas.

„So ist es. Und da wird es dann schwierig. Die wirklichen, durch den sexuellen Mißbrauch entstandenen Störungen und Probleme werden buchstäblich zugemüllt. Die gesamte Kindheitsentwicklung wird auf diesen einen Vorgang fokussiert, dem aufgrund der sonderbaren Sexualmoral unserer noch viel sonderbareren Gesellschaft obendrein etwas Dämonisches anhaftet. Alle anderen traumatischen Kindheitserlebnisse werden so in den Bereich der Bedeutungslosigkeit abgeschoben. Damit wird gleichzeitig ein verhängnisvoller Automatismus in Gang gesetzt: Jede Fehlentwicklung auch im späteren Erwachsenenalter wird auf dieses eine Trauma zurückgeführt. Noch schlimmer: Damit läßt sich trefflich alles und jedes entschuldigen und begründen. Kindesmißhandlung, sexuelle Störungen in der Partnerschaft, berufliches Versagen, Kleptomanie, Kaufrausch, Spielsucht, Vergewaltigung, Alkoholismus und Drogenabhängigkeit, das Nicht-Verschließen der Zahnpastatube – praktisch alles. Sehr bequem, zugegeben. Aber keine konstruktive Hilfe zur Lebensbewältigung, meinen Sie nicht auch?“

Maike blieb ihm die Antwort schuldig. Denn in ihr nahm ein ungeheuerlicher Verdacht Gestalt an. Sollte sie seit Jahren einem monströsen Betrug aufgesessen sein? Nun, so einfach war es denn wohl doch nicht, denn die von ihr buchstäblich verschlungene Literatur argumentierte in sich schlüssig, machte einen seriösen und wissenschaftlich fundierten Eindruck und kam zu Ergebnissen, die hieb- und stichfest waren. Oder?

Andererseits wies das halbe Zentner Bücher und Aufsätze, die sie gelesen hatte, zwei entscheidende Schönheitsfehler auf, die ihr erst jetzt, in diesem Moment, bewußt wurden. Zum einen erkannte sie sich als kleine Maike mit all ihren damaligen Gefühlen nur selten oder gar nicht darin wieder. Und zum anderen fiel ihr erst jetzt auf, daß es in den Querverweisen nicht ein einziges Buch und nicht einen einzigen Aufsatz gegeben hatte, der eine andere Meinung vertrat. Allenfalls spöttische oder pseudowissenschaftliche Seitenhiebe auf die „pä-dophile Propaganda“, was immer auch das sein mochte.

Zufall?

Mein Gott, was war ich vernagelt. Daß ich das nicht früher gemerkt habe! Seit einem guten Jahr studiere ich Medizin, und ausgerechnet in diesem Bereich ist mir nie aufgefallen, daß es diese gesunde Polarität zwischen wissenschaftlichen Standpunkten nicht gibt, daß alles ein Einheitsbrei mit kaum wahrnehmbaren Differenzierungen ist, daß Vermutungen unzulässigerweise als allgemeingültige Dogmen dargestellt werden, gleichsam wie

Naturgesetze, die ja erst durch verschiedene empirische Beweisführungen wirklich unumstößlich geworden sind. Habe ich mich wirklich derart verarschen lassen? Nein, das kann nicht sein!

Kurelius beobachtete sie, nahm durchaus auch den Widerstreit ihrer Gefühle wahr, der deutlich an ihrer Miene abzulesen war. Er atmete innerlich auf. Die junge Frau schien zumindest anzufangen, nachzudenken – und das war mehr, als er sich von diesem Gespräch erhofft hatte.

„Sehen Sie, und genau das ist der Punkt“, nahm er nach einigen Sekunden Schweigens den Faden wieder auf. „Betroffene eines sexuellen Mißbrauchs benötigen eine Therapie, die nicht dem allgemeinen Trend folgt, sondern den Mißbrauch adäquat in die jeweilige Biographie einordnet, ihm den Stellenwert einräumt, der ihm zukommt, fern jeglicher moralischer, dogmatischer und ideologischer Erwägungen – und dabei auch andere Traumatisierungen nicht außer acht läßt, unter Umständen sogar die Erkenntnis zuläßt, daß die entweder weit- aus schwerer wiegen oder daß das eine das andere bedingt hat.“

„Zum Beispiel?“ Maike hing förmlich an den Lippen des Arztes. Gleichzeitig dachte sie: *Es kann nicht sein, daß sie alle unrecht hatten. Unmöglich. Das ist ganz und gar unmöglich!*

Der wandte den Blick ab. „Zum Beispiel die Unfähigkeit der Eltern, ihre Kinder zu lieben, und wenn sie sie lieben, es ihnen dann auch zu zeigen. Ihre Unfähigkeit zur Kommunikation mit den Kindern, ihre Unfähigkeit, ihnen das zu geben, was Kinder brauchen wie die Luft zum Atmen: Zärtlichkeit.“

Maike lächelte schwach. „Thomas scheint wirklich sehr viel von mir erzählt zu haben“, stellte sie ohne jeden Zorn fest.

Aber es muß Gegenliteratur geben. Es muß einfach. Nur: Wo finde ich sie?

Kurelius nickte nur.

„Und was nun?“

„Suchen Sie sich einen geeigneten Therapeuten, Mann oder Frau, je nachdem, was Ihnen mehr zusagt. Aber suchen Sie sorgfältig.“

„Ich möchte Sie haben“, erklärte Maike ohne Umschweife.

Kurelius schüttelte traurig lächelnd den Kopf. „Ich habe Ihnen schon eingangs erklärt, warum das keine gute Idee ist. Und da Sie selbst Medizin studieren, wie mir Thomas erzählte, werden Sie es mit ein wenig Abstand ebenso sehen.“

„Aber Sie haben mir schon jetzt ungeheuer geholfen!“

„Sind Sie sicher? Vielleicht habe ich ja in erster Linie Ihrem Thomas geholfen. Wer weiß?“

Maike kaute sinnend an ihrer Unterlippe. „Ich werde ihn im Krankenhaus besuchen“, sagte sie dann.

Er wird wissen, wo ich diese ... diese andere Literatur finde.

Kurelius nickte. „Damit helfen Sie ihm schon einmal – wenn auch nur teilweise.“

„Warum nur teilweise?“

„Sie würden ihm noch mehr helfen, wenn Sie ihm den festen Vorsatz mitteilen, sich in eine Therapie zu begeben.“

„Aber wenn dabei herauskommt, daß ich an diesem sexuellen Mißbrauch wirklich leide?“

Womit dann die vielen anderen wieder recht hätten.

„Dann wird er es aushalten müssen – und aushalten können. Aber er hätte dann einen Punkt, dem er sich mit seiner Verantwortung endlich stellen könnte. Und das würde ihm helfen – in jedem Fall. Dann könnte er mit der eigenen Verarbeitung beginnen und seine Schuldgefühle abbauen, ohne sich deshalb der erwähnten Verantwortung zu entziehen. Denn Schuldgefühle sind destruktiv, wahrgenommene Verantwortung dagegen ist etwas anderes und in jedem Fall konstruktiver.“

„Aber an wen soll ich mich wenden? An ‚Wildwasser‘?“

„Denken Sie über das nach, was ich Ihnen über die Ideologisierung des Kinderschutzes gesagt habe, und Sie werden die Antwort auf Ihre Frage selbst finden.“

„Also nicht ‚Wildwasser‘. Natürlich auch nicht ‚Zartbitter‘. Wer sonst? Kennen Sie nicht einen geeigneten Therapeuten?“

„Leider nein. Jedenfalls keinen, bei dem ich in dieser Hinsicht meine Hand ins Feuer legen würde.“

Rat- und mutlos ließ Maike den Kopf hängen.

„Vielleicht hätte ich aber einen anderen brauchbaren Tipp für Sie“, meinte Kurelius behutsam.

„Ja?“ Hoffnungsvoll sah Maike auf.

„Wie wäre es denn, wenn Sie sich doch einmal an dieses ‚Ehemaligenforum‘ wenden würden? Damit haben Sie ganz gewiß nicht gleich einen geeigneten Therapeuten zur Hand, aber Ansatzpunkte für eine zielgerichtete Suche. Ich habe gestern abend selbst mal hineingeschaut, und was ich da gelesen habe, hat mir von der Idee her eigentlich ganz gut gefallen. Sie bekommen Kontakte zu ähnlich Betroffenen, und vielleicht kann einer von denen helfen.“

Falls es dann überhaupt noch nötig ist, war Kurelius versucht hinzufügen. Aber diesen Satz verkniff er sich wohlweislich.

Maike dachte einen Moment nach und grinste dann. „Sie sind ein Halunke“, stellte sie fest. Ihr Grinsen vertiefte sich. „Hat Ihnen das schon einmal jemand gesagt?“

„Täglich. Meine Frau besitzt keine sehr hohe Meinung von mir.“

„Zu Unrecht“, sagte Maike und erhob sich. „Herr Doktor, ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll.“ In ihren Augen schimmerte es wieder verdächtig.

„Danken Sie nicht mir“, wehrte Kurelius ab und begleitete sie zur Tür. „Danken Sie sich selbst, denn Sie haben diesen Weg heute auf sich genommen.“

„Und ich danke Thomas“, flüsterte sie.

„Das sagen Sie ihm am besten selbst. Und zum Schluß möchte ich Ihnen noch ein kleines Geheimnis verraten. Bis gestern war ich versucht, den kleinen Knut – Sie wissen, von wem ich rede – kennenzulernen und damit meinen eigenen Vorsätzen untreu zu werden. Seit gestern abend, nachdem Ihr Thomas bei mir war und dann direkt von hier aus ins Krankenhaus gebracht wurde, bin ich froh, daß ich dieser Versuchung widerstanden habe.“

„Und was wäre geschehen, wenn Sie Knut kennengelernt und mit ihm gesprochen hätten – so, wie ich es heute versucht habe?“ fragte sie neugierig.

Kurelius hob die Schultern, und sein Blick wurde ausdruckslos. „Dann hätte ich Herrn Glostein nach einer Imap-Spritze wieder nach Hause geschickt – wohlwissend, daß er sich noch in derselben Nacht umbringen würde.“

Maike biß sich auf die Lippen. Sie fror plötzlich.

„Und das Schlimme daran wäre gewesen“, fuhr Kurelius fort, immer noch mit diesem ausdruckslosem Blick, „daß ich bis an mein Lebensende geglaubt hätte, ihm damit auch noch einen Gefallen erwiesen zu haben ...“

Einige Stunden später, nachdem eine zutiefst aufgewühlte Maike heimfuhr und ihre Gedanken zu ordnen versuchte, bekam Dennis einen Anruf. „Dein schwuler Freund“, knurrte die Mutter mürrisch. „Es hört sich übrigens an, als sei der Kerl nicht mehr ganz nüchtern. Fickt Männerärsche und säuft schon am hellichten Tag. Einen schönen Freund hast du!“

„Thomas?“ Dennis umklammerte den Hörer. Eine Ahnung sagte ihm, daß etwas Außergewöhnliches passiert sein mußte. Das Geschwätz seiner Mutter prallte an ihm ab wie schmutzige Wassertropfen an einer Glasscheibe.

„Hallo, mein Schatz“, hörte er eine Stimme, die nur entfernt Ähnlichkeit mit der seines erwachsenen Freundes hatte. Sie klang belegt, heiser und irgendwie – lallend. Sollte seine Mutter recht gehabt haben – und Thomas betrunken sein?

„Du hörst dich so komisch an“, sagte Dennis besorgt.

Thomas lachte scheppernd. Und dieses Lachen klang verdammt unecht, wie Dennis fand. Seine Besorgnis wurde größer.

„Kein Wunder bei den Tabletten, mit denen ich im Moment vollgepumpt werde. Ich stehe ein bißchen neben mir, weißt du.“

„Wieso Tabletten? Bist du krank?“ Dennis war ehrlich erschrocken. Thomas und krank – das hatte er bisher nicht erlebt, abgesehen von einer fiebrigen Erkältung im Winter, die sie beide fast zur selben Zeit erwischte hatte.

„Deshalb rufe ich an, mein Freund. Für die nächsten zwei Wochen müssen wir unsere geplanten Unternehmungen abblasen – vielleicht sogar noch darüber hinaus. Ich liege im Krankenhaus. Keine Angst, es ist nichts Ernstes.“

„Nichts Ernstes? Wieso bist du dann im Krankenhaus?“ Dennis war den Tränen nahe. Eine entsetzliche Verlustangst bemächtigte sich plötzlich seiner. Er erkannte schlagartig, daß auch Thomas nur ein sterblicher Mensch war, der jederzeit von seiner Seite gerissen werden konnte. Und dann hatte er niemanden mehr. Nicht einmal seinen großen Bruder und Maike, denn die schienen ihm seit einiger Zeit aus dem Weg zu gehen.

„Nun, ich hatte gestern so etwas ähnliches wie einen kleinen Nervenzusammenbruch. Wirklich nichts Ernstes. Und da brauche ich halt ein bißchen Erholung. Und die finde ich hier. Man kümmert sich hier ganz toll um mich, weißt du. Ich bekomme regelmäßig und gut zu essen, ich habe Menschen, mit denen ich reden kann, und ich erhalte Tabletten, damit ich ganz schnell wieder zu Kräften komme. Du brauchst dir also wirklich keine Sorgen zu machen.“

Irgend etwas in Dennis sagte ihm, daß er durchaus Anlaß hatte, sich Sorgen zu machen. Zumal Thomas vor zwei Tagen doch noch so gut draufgewesen war und ihm geholfen hatte.

„Ich komme dich besuchen“, rief er spontan.

Thomas zögerte. Dennis bemerkte es sehr wohl, und das versetzte ihm einen Stich. „Im Moment darf ich leider keinen Besuch empfangen, mein Schatz“, sagte Thomas endlich. „Ich liege in der geschlo... in einer Abteilung, wo die Patienten absolute Ruhe brauchen. Aber nächste Woche werde ich voraussichtlich in die off... auf eine andere Station verlegt. Ich sage dir dann Bescheid. Und dann wird dein Besuch das sein, worauf ich mich schon Tage vorher freue. Einverstanden?“

„Na gut“, antwortete Dennis mürrisch. Dann hellte sich sein Gesicht auf. „Aber anrufen darf ich dich doch vorher schon, oder? Und dir schreiben?“

Wieder dieses Zögern.

Warum?

Der Junge wurde argwöhnisch. „Du sagst mir irgendwas nicht“, warf er Thomas vor. „Haben wir uns nicht geschworen, uns immer die Wahrheit zu sagen?“

Thomas seufzte vernehmlich. „Nein, ich verheimliche dir nichts. Das mit dem Nervenzusammenbruch stimmt wirklich. Aber ... aber ich liege in einem ganz speziellen Krankenhaus, weißt du. Nämlich in der Psychiatrie.“

Nun war es heraus.

„Aha“, machte Dennis. „Also in der Klappse. Aber da liegen doch nur die Bekloppten, oder?“

Trotz seines kläglichen Zustandes mußte Thomas heftig lachen, und diese Anstrengung raubte ihm die letzten Kraftreserven. Nur gut, daß es in der einzigen Telefonzelle der geschlossenen Station einen Stuhl gab. Seine Knie waren weich wie Pudding, und sie trugen ihn kaum länger als zwei oder drei Minuten. „Nein, mein Schatz“,

sagte er schließlich heiser. „Hier liegen nicht nur Bekloppte. Hier werden auch Menschen behandelt, die nicht mehr können, die ihre Kräfte überschätzt haben oder einfach nur zusammengeklappt sind, so wie ich. Also auch viele ganz normale Leute. Falls du mich zu den Normalen zählst.“

„Natürlich biste normal“, erklärte Dennis in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. „Aber wieso du zusammengeklappt bist, das will ich jetzt wissen!“

„Das erzähle ich dir ein anderes Mal“, wick Thomas aus.

„Na gut. Und du rufst mich an, wenn ich dich besuchen darf?“

„Großes Ehrenwort!“

„Dreifaches Ehrenwort?“

„Nein. Das fünffache Ehrenwort!“

„Dann ist alles okay.“ Dennis hielt inne und sagte dann leise: „Küßchen, Alter!“

„Küßchen, du kleine Kröte“, erwiderte Thomas liebevoll.

Mit einem feinen Lächeln legte Dennis den Hörer auf.

Als er sich umwandte, stand seine Mutter vor ihm.

„Soweit seid ihr also schon“, höhnte sie. „Küßchen geben und so, was? Hältst du ihm inzwischen auch schon deinen kleinen Arsch hin? Oder läßt du dich von dieser perversen Sau ablutschen?“

Dennis spürte etwas aufsteigen, etwas, das wie eine heiße, rote Flut nach oben wallte. Sie kam von unten, irgendwo aus seinen Eingeweiden. Gleichzeitig machte sich hinter seiner Stirn eine Eiseskälte breit.

Bis zehn zählen ...

Nein, heute nicht. Schluß mit dem Zählen.

Oder hat man schon gehört, daß die Besatzung der Enterprise erst bis zehn zählt, bevor sie ein Monster vernichtet?

„Er liegt im Krankenhaus“, sagte er mühsam beherrscht. Die Flut hatte inzwischen sein Zwerchfell erreicht.

„Ach nee? Als er sich einen gefiedelt hat, ist ihm wohl die Flasche im Arsch steckengeblieben, was? Oder war’s die Klobürste?“

Die Flut umspülte sein pochendes Herz. Und die grimmige Kälte hinter seiner Stirn hatte einen Namen: *Haß*.

„Es ist die Psychiatrie. Er hatte einen Nervenzusammenbruch.“

„Die Klapsmühle!“ kreischte seine Mutter und hieb sich klatschend auf die fetten Schenkel. Ein wieherndes Gelächter fiel ihr aus dem verzerrten Mund wie ein Schwall übelriechender Kloake. „Er liegt in der Klapsmühle, der schwule Bastard! Das wird ja immer besser! Mein mißratener Sohn läßt sich von einem verrückten Schwulen durchknallen! Ich werd’ nicht wieder! Das ist *die* Nummer! Ich werde ...“

„Nein“, unterbrach Dennis sie kalt. Die Flut hatte seinen Hals erreicht. Sie mußte schuld sein an dem unheimlichen Klirren in seiner Stimme.

So hört sich auch der Klingone Worf an, wenn er wütend ist.

„Du wirst gar nichts, du alte Schlampe.“

„W... was?“ Seiner Mutter blieb der Mund offen stehen. Das gräßliche Gelächter brach so unversehens ab, als sei einem in höchsten Dissonanzen krächzenden Radio die Stromzufuhr abgedreht worden, und ihr eben noch vor wütender Heiterkeit wogender Körper erstarrte zur steinernen Bewegungslosigkeit.

Wie eine dieser Steinfiguren am alten Rathaus, nur dreimal häßlicher.

Die Flut hatte seinen Kopf erreicht. Er sah nur noch rot. Er spürte die Hitze und gleichzeitig die Eiseskälte.

„Eines Tages bringe ich dich um, du fette Sau“, sagte eine fremde Stimme. Sie konnte unmöglich ihm gehören. Und doch waren es Worte, die aus seinem Munde kamen.

Die Fleischmasse vor ihm geriet in Bewegung. Wie einen Schatten sah er die Faust auf sich zukommen. Er spürte den Schlag nicht. Die Kälte betäubte alles. Auch den Schmerz.

„Ich werde dich in kleine Stücke schneiden“, blubberte er, während ihm das Blut aus dem Mund schoß.

Der nächste Schlag traf ihn am Hinterkopf. Etwas explodierte in ihm, er sah einen bunten Funkenregen, der sich vor dem rot wallenden Nebel ausbreitete wie der Lichterglanz einer besonders prachtvollen Silvesterrakete. *Schau mal, Thomas, ist das nicht wunderschön?*

Durch den Schleier hindurch raste der Fußboden auf ihn zu. Undeutlich nahm er die Blutspritzer wahr, die den Teppich mit einem absurden Muster verunzierten. Irgendein lebendes Wesen schien hier fürchterlich zu bluten. Aber wer? Oder was?

Hoffentlich keiner von der Besatzung!

„Und die Stücke schmeiße ich dann bei den Schweinen vom Bauern Hellweg in den Trog“, verkündete jemand im Plauderton. Da mußte unmittelbar neben ihm noch eine Person sein, die seine Stimme benutzte oder zumindest vortrefflich zu imitieren verstand. Aber die Worte ergaben sehr wohl einen Sinn. Denn sie richteten sich an das *Tier*. An eine Art Ungeheuer, das eine gewisse Rolle in seinem Leben zu spielen schien. Und zwar keine besonders erfreuliche, wie er ganz nebenbei feststellte.

Irgendwie stimmte die Perspektive nicht. Er schien auf dem Bauch zu liegen, denn er roch den blutbespritzten Teppichboden. Ein saurer Odem aus Teppichreiniger, Erbrochenem, Staub und Blut drang ihm in die Nase. Er versuchte sich aufzurichten. Es war jedoch verdammt schwer, sich in diesem roten Nebel zurechtzufinden und nicht die Orientierung zu verlieren.

Thomas, nimm meine Hand. Ich sehe nichts mehr. Oh, diese tolle Silvesterrakete! Sie hat mich total geblendet. Ist das nicht echt geil?

Der Teppichboden kippte zur Seite weg, und in dem roten Dunst erkannte er den Mehrpunktstrahler, der an der Decke eines Zimmers hing, das ihm merkwürdig vertraut schien. Auch der Strahler war scheinbar in Bewegung, bis er endlich zum Stillstand kam.

Er lag nun auf dem Rücken, zweifellos. Und diese Stellung war eines Kriegers vom *Raumschiff Enterprise* denkbar unwürdig. Er versuchte sich aufzurichten.

„Jawohl“, nahm diese andere Person den Faden wieder auf. „Ich werde dich töten. Ganz langsam. Damit du auch etwas davon hast, du verdammtes Miststück.“ Die Stimme klang merkwürdig verquollen. Aber sie wies immer noch eine erstaunliche Ähnlichkeit mit der seinigen auf.

War es eine neue Silvesterrakete, die dieses grauenhaft heulende Geräusch verursachte? Unmöglich. Es klang eher wie das akustische Inferno aus jener Monsterhöhle, die unlängst in einem echt gruseligen Spielfilm eine Rolle gespielt hatte. Und dieses wütende Gekreische kam eindeutig von dem Fleischberg, der über ihm wogte. *Guck mal, Thomas, das Tier. Es lebt immer noch. Verdammt, es lebt immer noch! Holste mal Wurf? Der wird ...* Ein Pantoffel von der Größe einer Boeing 747 sauste auf ihn herab. Eine abstürzende Boeing würde aber nicht ansatzweise einen solchen Gestank verbreiten wie dieser Pantoffel, dachte Dennis noch, bevor ihm der gewaltige Tritt zwei Rippen brach.

Thomas, es tut plötzlich so weh, und ich kann nicht mehr atmen. Bitte, hilf ...

Eine erneute und dieses Mal sehr heftige Explosion blitzte auf, als der Pantoffel Sekundenbruchteile später auf seinen Kopf niederging. Dann wurde es schlagartig Nacht.

Küßchen, Alter. Nun tut es nicht mehr weh. Aber halte mich fest. Bitte. Ich friere so ...

Elf

Thomas wurde nicht erst nach einer Woche, sondern schon nach drei Tagen auf die offene Station verlegt. Er erhielt ein Bett in einem Doppelzimmer zugewiesen, das er mit einem schweisgsamen jungen Iraner teilte. Schweisgsam war der junge Mann zumindest an jenem Vormittag, als Thomas, immer noch ein wenig wackelig auf den Beinen, das geräumige Badezimmer und die Aussicht auf das parkähnliche Gelände inspizierte. Am Nachmittag vollzog sich mit dem jungen Orientalen dann eine wundersame Wandlung: Er wurde äußerst gesprächig, entpuppte sich als humorvoller, intelligenter und angenehmer Zimmergenosse und machte auch aus dem Grund seines Aufenthalts in diesem Hause keinen Hehl. „Manische Depressionen“, teilte er augenzwinkernd mit. „Du kommst in den Genuß eines außergewöhnlichen Privilegs: Morgens darfst du eine waschechte Leiche bewundern, so richtig tot mit allem drum und dran, die dann gegen Mittag unversehens zum Leben erwacht. Verwechsele mich aber nicht mit einem Zombie. Dazu bin ich noch zu hübsch. Und wohl auch zu braun, denke ich. Zombies pflegen leichenblaß und leicht angeknabbert durch die Gegend zu wanken, wenn man den entsprechenden Filmen Glauben schenken darf. Also dieses Unterscheidungsmerkmal bitte ich denn doch dringend zu beachten. Im übrigen stimmt der Vergleich auch deshalb nicht, weil ich nicht zu wanken pflege – ich kriechen. Erst vom Bett zum Badezimmer, falls es dem ausgezeichneten Personal hier überhaupt gelingen sollte,

mich aus dem Jenseits zu holen und wiederzubeleben. In den vergangenen sechs Wochen ist es ihnen bisher immer geglückt. Und dann krieche ich vom Badezimmer zum Speiseraum. Und dort hat, so Allah es will, die Wiederbelebung ihren ersten sichtbaren Erfolg.“

„Warum sprichst du ein so ausgezeichnetes Deutsch?“ fragte Thomas neugierig.

„Ich studiere Informatik im letzten Semester und lebe schon seit neun Jahren in eurem hübschen Sibirien. Kurz vor den Abschlußprüfungen hat die Scheiße angefangen. Entweder lag ich wochenlang im Bett oder ich habe auf einer Straßenbahn, Zentimeter neben dem Stromabnehmer, Samba getanzt. Das reichte dann für den Beschluß.“

„Also Zwangseinweisung?“

„Zunächst ja. Aber inzwischen bin ich freiwillig hier. Und du?“

Thomas winkte ab. „Nur eine Kleinigkeit. Endogene Depressionen und vorübergehend selbstmordgefährdet.“

Gewisse Dinge verschwieg er. Da hielt er es hier wie im Knast – solange sie sich verheimlichen ließen, sollte man kein großes Aufhebens um sie machen.

„Freiwillig oder Beschluß?“

„Freiwillig, aber erst mal ein kleiner Umweg über die Geschlossene.“

Der Iraner nickte verständnisinnig. „Kenne ich, das ist hier so üblich. Ich war drei Wochen drüben. Und du?“

„Drei Tage.“

Sein Zimmergenosse pfiß durch die Zähne. „Schwein gehabt. Dort wurdest ja selbst beim Stuhlgang kontrolliert. Ist hier natürlich viel besser, auch wenn es weit und breit keine Schlüssel für die Zimmer oder fürs jeweilige Bad gibt, so daß sogar beim – Pardon – Kacken die Intimsphäre eher trügerisch ist. Sind trotzdem lauter nette Leute hier. Alles Deprimis, aber auf dieser Station wird zweifellos am meisten gelacht. Komisch, nicht? Drüben bei den Suchtkranken geht es dagegen zu wie auf einer Beerdigung. Ich heiße übrigens Mourad.“

„Und ich bin der Thomas.“

„Na prima. Und jetzt laß uns unten in der Cafeteria einen süßen schwarzen Bengel mit blondem Haar vernaschen.“

„Häh? Einen was?“ Thomas wurde blaß.

Wer zum Teufel hat da bloß gequatscht? Hier weiß doch nur der Oberarzt Bescheid, und der hat mir Diskretion zugesichert.

Mourad lachte herzlich. „Das ist ein schwarzer Kaffee mit viel Milch und viel Zucker, so wie ihn viele Leute aus dem Orient am liebsten trinken. Noch nie etwas von diesem Ausdruck gehört?“

Thomas schüttelte den Kopf und grinste etwas verunglückt. „Ich werd’s mir merken. Die Umschreibung hat was. Aber ich kann leider nicht mitkommen. Ich habe gleich Maltherapie.“

„Ach! Schade. Vielleicht ein anderes Mal. Hast du übrigens schon von dem eingebildeten Kranken gehört, von dem Hypochonder auf Zimmer zwölf?“

„Nein. Ich bin doch erst seit ein paar Stunden hier.“

„Nun, er hat ständig irgendwelche Wehwehchen. Oder besser gesagt: er hatte. Gestern fand ihn die Schwester dann tatsächlich mausetot in seinem Bett.“

„Wie entsetzlich!“

„Nicht wahr? Als sie das Ableben des Guten dann dem Oberarzt meldete, weißt du, was der daraufhin sagte?“

„Nun?“

„Er sagte: Nun übertreibt er aber, der blöde Hund!“

Thomas starrte Mourad dermaßen verdattert an, daß der Iraner lauthals auflachte. „War doch nur ein Witz, Mann. An so etwas mußt du dich hier gewöhnen. Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Das gilt vor allem und erst recht für die Klapsmühle!“

„Da magst du recht haben ...“

„Nicht wahr?“ Mourad steckte seine Brieftasche ein und wandte sich zum Gehen. Kurz vor der Tür hielt er noch einmal inne und grinste Thomas an. „Falls du übrigens planst, in diesem Schuppen Selbstmord zu begehen – das planen die meisten von uns, warum solltest du die große Ausnahme bilden – dann gibt es nur einen günstigen Zeitpunkt: mittags während der Dienstübergabe beim Pflegepersonal. Dann sitzen die beim Kaffee und plaudern über die Gicht der Göttergatten, über Strickmuster und über die Windpocken der Gören, über die Warzen der Oberschwester und über die Macken des Chefarztes. Nur über uns, über uns quatschen sie dann ausnahmsweise mal nicht.“

„Ich werde diesen Umstand in meine diesbezüglichen Überlegungen einbeziehen.“

„Sei so nett. Und der günstigste Ort ist das Badezimmer für die Pflegefälle. Darin stinkt es dermaßen, daß sich selbst die Putzfrau nur selten hineintraut. Aber die Haken dort halten maximal zwanzig Kilo aus, wir haben es bereits getestet. Also vorher noch ordentlich hungern. Sybille von der acht kann dir mit heißen Tips helfen, wie man das am wirkungsvollsten hinkriegt. Sie leidet an Magersucht und ist die absolute Expertin für F & K – für Fressen und Kotzen.“

„Und das Handtuch für die zu erwartende Schweinerei beim Suizid durch Erhängen ist von jedem selbst mitzubringen“, steuerte Thomas Fachkundiges bei.

Mourad starrte ihn an. Dann verzog er seine wulstigen Lippen zu einem breiten Grinsen. „Ich sehe, du paßt zu uns. Herzlich willkommen bei den Bescheuerten!“

Lachend schlug Thomas in die dargebotene Hand ein.

Dennis, wenn ich dir das eines Tages alles erzähle, wirst du mich tatsächlich für bekloppt halten.

Die Maltherapeutin war ein junges Ding, vielleicht Mitte zwanzig, möglicherweise auch ein paar Jahre älter. Sie wirkte aber wie eine Teenagerin, der unversehens eine Berufung in den Schoß gefallen war, die ihr etliche Nummern zu groß war. Zuweilen erweckte sie den Eindruck von Überforderung, sobald sie zwischen ihren drei Patienten umherhuschte und ihnen über die Schultern sah. Der Eindruck täuschte jedoch. Thomas hielt sie, obwohl er erst insgesamt vier Tage hier war und heute das dritte Mal an der Therapiegruppe teilnahm, für ausgesprochen kompetent.

Stirnrunzelnd betrachtete sie sein Werk. „Haben Sie vorgestern nicht den festen Vorsatz geäußert, ein Motiv mit einem Haus und einer Sonne darüber zu wählen?“ fragte sie ihn.

Thomas hob die Schultern. „Das ganze scheint eine gewisse Eigendynamik entwickelt zu haben“, lächelte er schwach.

„Ja, es scheint in der Tat so.“ Sie nickte und meinte nach einigen Sekunden nachdenklich: „Wußten Sie eigentlich, daß Sie Talent haben?“

„Bis heute habe ich es nicht mal geahnt.“

„Es ist aber so. Sie könnten es weiterentwickeln.“

Schweigend standen sie vor dem Bild, auf dem die Wasserfarben langsam trockneten.

Es zeigte eine düstere Berglandschaft in der Abenddämmerung. Im Vordergrund schmiegt sich Häuser an die dunklen und zackigen Felsen. Sie erinnerten entfernt an die Architektur in südlichen Gefilden, etwa am Gardasee oder am Lago Maggiore. Tatsächlich glitzerte im Vordergrund ein nicht weniger düsterer See, auf dessen Oberfläche sich der aufgehende Mond spiegelte.

Die Farben waren überwiegend dunkel oder in einem unfreundlichen Blaßton gehalten.

„Der Tessin?“ fragte sie lächelnd. „Oder Italien?“

Thomas hob abermals die Schultern. „Keine Ahnung“, gab er zu. „In der Gegend war ich noch nie. Vielleicht die Erinnerung an ein Bild oder an ein Foto, das ich mal gesehen habe.“

„Wie nennen Sie Ihr kleines Gemälde?“

„Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Wie würden Sie es denn nennen?“

„Nun“, meinte sie nachdenklich, „ich würde es jedenfalls nicht gerade in einem Reiseprospekt verwenden. Es ist wunderschön, aber ... aber es macht Angst. Ist es das, was Sie mit Ihrem Werk vermitteln möchten – Angst?“

Thomas schwieg und senkte den Blick.

Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen.

„Vor zwei Tagen planten Sie mit regelrechter Besessenheit ein Bild, das ein Haus, lachende Menschen und eine riesige Sonne zeigen sollte. Warum haben Sie Ihre Meinung geändert? Das hier ist das genaue Gegenteil von dem, was Sie eigentlich vorhatten.“

„Vor zwei Tagen habe ich vieles gesagt, an das ich mich kaum erinnern kann“, erwiderte er ausweichend. „Ich war mit Tabletten vollgepumpt, und selbst die Toilette durfte ich nur in Begleitung eines Pflegers aufsuchen. Und während ich hier offenbar große künstlerische Pläne schmiedete, hing der Typ da drüben in der Ecke herum, wohl aus Angst, ich könnte mit dem Borstenpinsel Harakiri begehen. Daran erinnere ich mich noch. An andere Dinge nur noch schwach oder gar nicht mehr.“

An das Telefongespräch mit Dennis, daran entsinne ich mich allerdings noch sehr gut. Kleiner, wann rufst du endlich an?

„Das beantwortet meine Frage nicht, Herr Gloistein. Sie standen in der Tat ganz schön unter Dampf, als Sie das Bild begannen. Gestern war die Dosierung um fünfzig Prozent reduziert, aber Sie haben zielstrebig weitergearbeitet. Sie waren bereits wieder im vollen Umfange ansprechbar, wenn auch nicht unbedingt das, was man als absolut tauglich für die Teilnahme am Straßenverkehr bezeichnen würde. Und seit heute bekommen Sie nur noch ein dämpfendes Antidepressivum. Trotzdem haben Sie in den vergangenen fünfundvierzig Minuten Ihr Bild konsequent fertiggestellt. Verstehen Sie mich recht: Ich frage Sie nicht als die böse Lehrerin, weil Sie hier das Thema verfehlt haben könnten oder so'n Quatsch. Es geht nicht um Rechtfertigung. Ich frage Sie aus reinem Interesse. Warum also haben Sie kein Haus mit fröhlichen Menschen und einer strahlenden Sonne gemalt?“

„Auf das Zeichnen solcher Bilder haben nur Kinder ein Recht“, erwiderte Thomas beherrscht. „Erwachsene nicht mehr. Jedenfalls nicht solche Erwachsenen wie ich.“

Betroffen musterte sie seinen versteinerten Gesichtsausdruck.

Endogene Depressionen? Dieser Mann leidet ganz sicher an Depressionen, reaktiv oder endogen, das ist gewiß. Aber dahinter steckt mehr. Das ist ebenso sicher.

„Die Berge erdrücken den Betrachter. Sie erdrücken scheinbar sogar das ganze Dorf“, sagte sie leise.

„Stimmt. Die Berge symbolisieren meine Umwelt, meine Lebensbedingungen. Und sie erdrücken mich, auch das ist richtig.“

„Und der See? Er ist alles andere als eine Idylle. Er sieht irgendwie ... irgendwie bedrohlich aus. Unter der Wasseroberfläche scheint sich ein Abgrund zu verbergen. Ein sehr tiefer See also. Und nirgends ein Boot, das den Menschen sicher ans andere Ufer bringt.“

„Ich stehe am Ufer, hinter mir die Berge und vor mir der See – wie meine Zukunft. Der See ist meine Zukunft. Kein See zum Schwimmen. Aber ein See zum Untergehen. Zum Ersaufen.“ Thomas sprach wie zu sich selbst. Sein gequälter Blick war in eine unbekannte Ferne gerichtet, in die die Maltherapeutin ihm nicht folgen konnte, vielleicht nicht einmal folgen *durfte*.

„Und wenn Sie nun einfach am Ufer stehenbleiben, bis die Nacht vorbei ist und einer neuen Morgendämmerung Platz macht, bis also die Sonne aufgeht?“

Thomas wandte ihr seinen Blick zu, aber er sah durch sie hindurch. „Bis dahin haben mich die Berge zerquetscht. Sie sind nämlich nicht wie normale Berge. Sie bewegen sich, dehnen sich aus, kommen auf mich zu. Natürlich nur sinnbildlich. Aber Sie verstehen, was ich meine.“ In seinen Blick kam wieder Leben, und er lächelte freudlos. „Wissen Sie eigentlich, daß Sie eine verdammt gute Therapeutin sind? Sie haben mich dazu gebracht, Sie mit ans Ufer dieses Gebirgssees zu nehmen. Das war eigentlich gar nicht meine Absicht.“

„Ich bin mir manchmal keineswegs sicher, ob ich eine gute Therapeutin bin“, entgegnete sie sinnend. „Außerdem brauchen Sie keinen Therapeuten. Sie brauchen ein stabiles Boot, mit dem Sie diesen See überqueren können. Und Sie brauchen Menschen, die mit Ihnen gemeinsam hinüberrudern und Ihnen auch die Stellen zeigen, wo es noch Leben in diesem Abgrund gibt. Und die dann *mit* Ihnen am anderen Ufer sitzen und sich *mit* Ihnen über die erbrachte Leistung freuen.“

„Solche Menschen hat es gegeben“, seufzte Thomas. „Aber ich habe sie überfordert. Sie sind untergegangen. Und bei einem anderen Menschen bin ich möglicherweise dabei, genau dasselbe zu tun – ihn zu überfordern. Also bleibe ich lieber allein am Seeufer stehen, wohlwissend, daß es kein Boot für mich gibt und daß die Fährleute gut daran tun, einen großen Bogen um mich zu machen.“

„Denken Sie an eine bestimmte Art von ‚Fährleuten‘?“

„Ja.“

„Wollen Sie mir sie nicht beschreiben?“

Thomas kämpfte mit sich. *Wenn ich weiterhin in Metaphern spreche, kann mir nichts passieren – warum also nicht? Außerdem sind wir inzwischen allein im Raum.*

„Diese ‚Fährleute‘, um sie auch weiterhin so zu nennen, sind klein, voller Lebenslust, aber oft auch voller Widersprüche sowie voller Verletzungen und Schmerzen, die ihnen in ihrem bisher so kurzen Leben zugefügt wurden“, begann Thomas und schluckte verzweifelt den Kloß herunter, der ihm die Kehle verengen und das Sprechen unmöglich machen wollte. „Sie sind impulsiv und begeisterungsfähig. Sie bauen ihre kleinen Boote erst noch, wissen Sie. Die Dinger sind ebenso zerbrechlich wie sie selbst, noch nicht vollendet, noch nicht ausgestaltet und weit entfernt von der endgültigen Form, die sie in der Zukunft einmal annehmen werden. Ob sie dann noch so schön sind wie in ihrem unfertigen Zustand, wage ich allerdings zu bezweifeln. Diese kleinen Fährleute verfügen obendrein über riesengroße Herzen, aber nur über kleine Schultern, noch ebenso zerbrechlich wie ihre Boote, an denen sie unablässig basteln. Und trotzdem sind sie bereit, jeden anderen Menschen, unabhängig von Alter und Aussehen, mit in diese kleinen, unfertigen Dinger zu nehmen, mit ihnen die Reise hinaus in die unbekannte und gefährliche Ferne zu wagen, solange sie sie nur gern haben und ihnen vertrauen.“

Thomas verstummte.

„Sie sprechen von Kindern“, stellte die Maltherapeutin endlich fest. Ihre Stimme klang nachdenklich.

„Ja. Wie haben Sie das herausgefunden?“ Thomas starrte sie betreten an. „So deutlich wollte ich eigentlich gar nicht werden.“

Die junge Frau lächelte. „Das war nicht weiter schwer. Meistens vermögen nur Menschen wie Sie in dieser Weise Kinder zu beschreiben – und Ihre Version war nicht nur neu für mich, sie war auch sehr schön und poetisch.“

„Menschen wie ich?“ Thomas versteifte sich.

„Lassen wir das für den Moment. Sie wurden schon von solchen kleinen Fährleuten mitgenommen, nicht wahr?“

Thomas nickte nur. Er biß die Zähne zusammen und starrte auf das Bild. In der Mitte des Sees glaubte er einen blonden Haarschopf zu erkennen, der leblos an der Oberfläche trieb. Maike. Knut vermoderte bereits zwischen den Schlingpflanzen auf dem Grund des Sees. Blasen stiegen aus seinem Leichnam nach oben und zerplatzten. Und jedes Platzen war wie ein Schrei, ein stöhnender Vorwurf, der als Vibration über die Wasseroberfläche hüpfte und sich als tausendfaches Echo an den Bergwänden brach. Einige Meter weiter kämpfte Dennis um sein Leben. Er ertrank inmitten der Trümmer eines Modell-Raumschiffes, die in den schwarzen, unheilverkündenden Wellen schaukelten. Die entsetzten Augen, der zu einem lautlosen Schrei geöffnete Mund ...

Thomas ließ den Kopf auf die Tischplatte sinken. Seine Schultern zuckten. „Sie haben mich in ihrem Boot aufgenommen, voller Vertrauen und Zuneigung“, sagte er und umschloß mit der Faust den Borstenpinsel, bis er mit einem vernehmlichen Knacken brach. „Sehen Sie? Ich habe ihn kaputtgemacht. So wie ich auch die kleinen Boote kaputtgemacht habe. Ich hätte wissen müssen, daß diese winzigen Nußschalen nicht auch noch mein Gewicht aushalten würden. Ich hätte ihnen helfen sollen, ihre Boote stabiler zu machen. Statt dessen habe ich mich hineingezwängt. Sie haben mir vertraut, und dann zerbrachen die Boote. Zwei der kleinen Fährleute sind bereits ertrunken. Sie sind unsichtbare Teile dieses Bildes. Ein dritter ist mir rechtzeitig entkommen, und der vierte ... der vierte ...“ Thomas verstummte. Nur seine Schultern zuckten.

„Der vierte heißt Dennis, nicht wahr?“ Behutsam legte die junge Therapeutin Thomas die Hände auf die bebenden Schultern.

„Woher wissen Sie das?“ Thomas fuhr hoch und wandte ihr sein tränennasses Gesicht zu. In seinen Augen flakerte aufkommende Panik.

„Sie haben in der ersten Stunde bei mir, vor zwei Tagen, oft genug seinen Namen vor sich hingemurmelt. Vermutlich haben Sie es vergessen. Ich nehme an, daß Sie ihn sehr, sehr gern haben und ihm vorsätzlich bestimmt kein Leid zufügen würden.“

Thomas brütete vor sich hin. „Wissen Sie, was das Schlimmste ist, Frau Seikowski? Ich weiß um die Gefahr, daß ich auch ihn vernichte, aber ich kann nicht anders, solange ich mich selbst – und ihn – gewähren lasse. Ich will beides: Ich will ihm helfen und gleichzeitig mit ihm gemeinsam in diesem Boot sitzen. Das geht aber nicht. Es wäre in etwa so, als hätte man damals versucht, das Wrack der *Titanic* vom selben Eisberg zum sicheren

Hafen schleppen zu lassen, der kurz zuvor die Ursache für die Vernichtung des Schiffes war. Nur mit dem Unterschied, daß ich diesen verfluchten Eisberg nicht nur lange vorher sehe und trotzdem zielstrebig darauf zu-steuere – ich bin genaugenommen sogar selbst dieser Eisberg, also eine Art zweigeteiltes Wesen, einmal der Steuermann und zum anderen dieses Scheißding, das unser kleines Boot zerstören wird. Verstehen Sie, was ich damit sagen will? Das ist mein Dilemma. Und bevor wir beide untergehen, ist es wohl besser, ich saufe allein ab. Im Interesse von Dennis, und im Interesse aller kleinen Fährleute, die mir vielleicht noch über den Weg laufen könnten.“

„Es gibt noch andere Möglichkeiten, Herr Gloistein. Sie könnten sich zum Beispiel erwachsene Bootsführer suchen. Aber ich denke, daß diese Option für Sie kaum in Frage kommen dürfte. Sie sind ein Pädo, nicht wahr?“ Thomas zuckte nicht einmal mehr zusammen. Er hatte es instinktiv schon seit Minuten gewußt – die Frau war im Bilde.

„Ich hätte besser mein verdammtes Maul halten und ein Bild mit Haus, fröhlichen Menschen und einer Sonne malen sollen“, sagte er bitter.

„Warum?“ Sie sah ihn aufmerksam, aber ohne jede Ablehnung oder gar Verachtung an.

„Das fragen Sie noch? Ich bin ein Kinderficker, ein Kinderschänder, ein potentieller Kindermörder. Ach was, potentiell – was Kinderseelen betrifft, so habe ich bereits gemordet.“

„Gefällt Ihnen das?“ fragte Karin Seikowski und betrachtete ihn immer noch ohne jede Spur von Ablehnung oder Ekel. „Ich meine, diese Selbstkasteiung? Das ist so etwas wie eine verdeckte Form von Selbstmitleid, Herr Gloistein. Fühlen Sie sich wohl, indem Sie sich mit der Geißel im übertragenen Sinne blutig prügeln? Tut es auch ordentlich weh? Dafür nehme ich Sie jetzt nicht in den Arm, weder im übertragenen noch im eigentlichen Sinne.“

Thomas warf ihr einen schockierten Blick zu. „Ja, aber ... bin ich all das in Ihren Augen denn *nicht*?“

„Bis jetzt weiß ich nur, daß Sie pädophil sind. Alles andere, was Sie mir in den letzten sechzig Sekunden erzählt haben, bestand aus Platitüden. Es ist Ihre Entscheidung, ob ich über Ihre Geschichte mehr wissen soll und mehr wissen darf. Es ist aber nicht Ihre Entscheidung, zu welchem Urteil ich anschließend komme. Das ist immer noch meine Sache. Verstanden?“

„Donnerwetter!“ Thomas sah sie mit großen Augen an. „Sie haben echt Haare auf den Beißerchen. Ich glaube, daß man Sie hier ganz schön unterschätzt.“

„Vor allem habe ich Kaffeedurst. Kommen Sie mit in die Cafeteria? Dort können Sie mir den Rest erzählen, wenn Sie mögen. Oder wir reden über das Wetter, was immer Sie wollen. Einverstanden?“

Thomas war einverstanden.

Und zwei Stunden später war die Therapeutin umfassend im Bilde. Thomas hatte nichts Wesentliches ausgelassen, auch die Selbstzweifel nicht.

Nachdenklich nippte sie an dem Gebräu, das nur mit viel gutem Willen als das identifiziert werden konnte, worunter es in der kleinen Buffettkarte zwischen Schwarzwälder Kirschtorte, heißen Würstchen und belegten Brötchen rangierte: als „frisch aufgebrühter Filterkaffee“.

„Nun?“ fragte Thomas etwas ängstlich. Das in all den Jahren entstandene Mißtrauen saß tief, denn außer Dr. Kurelius und dem konsternierten Oberarzt dieser Klinik („Wenn Sie selbst es nur wollen, Herr Gloistein, dann ist Ihre Pädophilie auch heilbar ...“) war sie erst die dritte Nichtbetroffene, die die Wahrheit über ihn erfuhr. Er wußte von zahlreichen Pädos aus den Internetforen, daß man mit Offenheit eine gewaltige Bauchlandung riskiert, daß Verachtung, Ablehnung oder sogar plötzlicher Haß eher die Regel als die Ausnahme waren. Freundschaften, Geschäftsbeziehungen und sogar ganze Familien waren zerbrochen, als sich Pädos outeten. Es gab nur wenige positive Erfahrungen. Und über noch weniger positive Erfahrungen wußte man, erstaunlicherweise, im Umgang mit Therapeuten und Ärzten zu berichten.

„Ich möchte ums Verrecken nicht mit Ihnen tauschen“, entgegnete Karin Seikowski ruhig.

„Sie sind jedenfalls ehrlich“, murmelte Thomas.

„Eine meiner zahlreichen Charakterschwächen. Ich meine aber nicht Ihre Gefühlswelt, die mir in gewisser Hinsicht natürlich fremd ist und fremd bleiben wird. Ich meine vielmehr den Umstand, daß Sie eigentlich permanent gezwungen sind, sich für Ihre Gefühle zu rechtfertigen. Das wird keinem anderen Menschen zugemutet. Ebenso permanent laufen Sie Gefahr, mißverstanden und fehlinterpretiert zu werden. Das ist vor allem und in erster Linie Ihr Problem. Auf der einen Seite verspüren Sie den verzweifelten Drang, sich mitzuteilen, und auf der anderen Seite ist kaum jemand bereit, Leuten wie Ihnen auch wirklich zuzuhören. Allein schon die gedankliche Auseinandersetzung mit dem Sex zwischen Kindern und Erwachsenen stellt für die meisten Menschen eine ungeheure Zumutung dar.“

„Für Sie nicht?“

„Ich habe einen Teil meines Praktikums in der Forensik abgeleistet.“

„Das ist keine Antwort.“

„Sie muß Ihnen aber einstweilen genügen. Gestehen Sie auch mir gewisse Grenzen zu. Das hat etwas mit Selbstschutz zu tun.“

„Ist das alles?“

„Ich weiß, worauf Sie hinauswollen. Natürlich sind Sie ein Kinderficker. Schließlich haben Sie mit dem kleinen Knut damals den Analverkehr ausgeführt, oder nicht?“

Thomas bekam rote Ohren. „So sehr bin ich doch gar nicht ins Detail gegangen.“

„Sie haben aber etwas von einem ‚vollen Programm‘ erwähnt, das Sie mit dem Kleinen durchzogen, und daraus habe ich meine Schlüsse gezogen. Die Frage ist also nicht so sehr, *ob* Sie einer sind, sondern *wie* Sie dieses Wort interpretieren. Nicht nur die anderen, wie nannten Sie sie doch gleich? Richtig, die Stinos, wollen Sie als

Pädophile grundsätzlich nur mißverstehen. Einen ganz ähnlichen Dogmatismus sehe ich auch bei vielen Pädos. Sie sind bestrebt, vor dem Hintergrund der ach so schönen Selbstkasteiung unter allen Umständen den Sinngehalt dieses Wortes zu wahren. Nehmen Sie aber die üblicherweise – und zugegebenermaßen meist negative – Intention aus diesem Wort heraus, dann bleibt zwar ein primitiver und ordinärer, für sich gesehen aber wertfreier Begriff. Können Sie mir folgen?"

„Ich denke schon. Ich habe Abitur.“

„Ach so, ich vergaß. Ich nehme aber mit Freuden zur Kenntnis, daß Sie noch Witzchen machen können, wenn auch im Moment keine besonders geistreichen. Wer im allgemeinen nur von Frauenfickern umgeben ist, ist da aber auch nicht besonders anspruchsvoll – warum sollte es bei Kinderfickern also anders sein? Im Ernst, Herr Gloistein, hören Sie auf, all Ihre Energie darauf zu verschwenden, Ihren eigenen Untergang wie einen Götzen anzubeten und ihm auch noch einen goldenen Tempel zu bauen. Das besorgen schon andere für Sie. Schauen Sie mal rechts und links nach. Da gibt es noch ein bißchen mehr als nur diese entsetzliche Dunkelheit.“

„Zum Beispiel dieses Seeufer, an dem ich stehe.“

„Und da wären wir beim springenden Punkt. Wenden Sie mal den Blick vom Wasser ab. Ich glaube, ich weiß jetzt, wie Sie um diesen Scheißsee herumkommen, ohne sich nasse Füße zu holen. Zusammen mit Dennis, wohlgemerkt.“

Thomas öffnete den Mund, wollte etwas sagen, brachte aber keinen Ton hervor.

Karin Seikowski bestellte sich einen weiteren Kaffee.

„Ja“, fuhr sie schließlich fort und fixierte ihren sprachlosen Patienten. „Da staunen Sie, nicht wahr? Aber jetzt bitte keinen Applaus, denn Sie selbst waren es, der diesen Weg gefunden hat. Schade, daß es zu dieser verdammten E-Mail kam, aber ich kann auch die Maïke verstehen. Aber das ist ein anderes Thema.“

„Ich? Von welchem Weg reden Sie?“ Thomas verstand überhaupt nichts mehr.

„Ja, mein Bester, Sie und nochmals Sie. Ich wundere mich, daß Sie trotz Abiturs nicht selbst schon darauf gekommen sind. Vorausgesetzt, es stimmt alles, was Sie mir erzählt haben – nun schauen Sie nicht so beleidigt drein, ich gehe natürlich davon aus, daß es die Wahrheit war – dann gibt es bei Dennis einen kleinen, aber feinen und sehr entscheidenden Unterschied zu Ihren früheren Beziehungen.“

„Und der wäre?“ Thomas brummte der Schädel. Und das rührte nicht nur von den Tabletten her.

„Na, überlegen Sie doch. Aber ich sehe schon, manchmal erkennt man den Wald vor lauter Bäumen nicht. Anders als Maïke und Knut weiß Dennis Bescheid – und zwar weiß er Bescheid über Sie, ohne daß Sie ihn erst verführen mußten.“

„Durch einen blöden Zufall“, brummte Thomas.

„Das spielt erst einmal keine Rolle. Entscheidend ist das Ergebnis. Und nun schauen Sie sich Ihren kleinen Freund an. Er steht trotzdem zu Ihnen, scheint an Ihnen zu hängen – und Sie haben, wenn ich es richtig verstanden habe, nicht einmal eine ‚Gegenleistung‘ von ihm gefordert, richtig?“

Thomas schüttelte nur den Kopf. „Nein, habe ich nicht. Aber er weiß, was ich mir erhoffe, und er weiß vermutlich auch, daß ich den Sex vermisse.“

„Natürlich weiß er das. Er ist kein Dummkopf, so wie Sie ihn beschrieben haben. Aber er hat sich bislang nicht darauf eingelassen, hat Ihnen dieses Geschenk – oder Opfer? – nicht dargebracht, nur um sich weiterhin Ihrer Zuneigung zu versichern und Sie nicht zu verlieren.“

„Nein, hat er nicht.“ Thomas fragte sich, wie er sich verhielte, wenn er das Gefühl hätte, Dennis würde nur deshalb den sexuellen Kontakt zu ihm suchen, um ihm einen Gefallen zu erweisen.

Ich würde mich beschissen fühlen. Aber würde ich den Sex deshalb ablehnen? Ich weiß es nicht. Verflucht, ich weiß es nicht!

Und genau diese Gedanken wiederholte er wortwörtlich auch gegenüber der Maltherapeutin.

„Sehen Sie, Herr Gloistein, Sie sind wenigstens ehrlich zu sich selbst. Aber ich denke, daß Sie Ihren Dennis gewaltig unterschätzen. Einerseits wäre es absolut nachvollziehbar, wenn ein Kind in seiner Situation jeden Preis zahlen würde, um einen Menschen wie Sie nicht zu verlieren. Daß er es bislang nicht getan hat, spricht für ihn. Er scheint eine sehr starke Persönlichkeit zu besitzen. Wie übrigens viele Kinder in diesem Alter, was aber allzu gern ignoriert wird. Schon deshalb stimmt die Mär vom leicht manipulierbaren Kind in dieser Allgemeingültigkeit nicht. Aber das nur nebenbei. Die bisherige Entwicklung spricht aber auch für Sie, Herr Gloistein. Und damit spricht sie für die Beziehung insgesamt. Kurz gesagt: Ich kann an ihr absolut nichts Verwerfliches finden. Ganz im Gegenteil. So, wie ich es sehe, werden *Sie* jedenfalls nicht die Ursache sein, falls Dennis doch ertrinken sollte – um beim Bild zu bleiben.“

„Aber ...“ Thomas verstummte.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Da wäre die Sache mit Ihren Wünschen und unerfüllten Sehnsüchten. Für Ihre Gedanken kann Sie niemand zur Verantwortung ziehen – allenfalls Sie selbst sind dazu in der Lage. Aber warum sollten Sie? Warum wollen Sie nicht an diesem Punkt beginnen, Ihren Frieden mit sich selbst zu machen?“

„Weil ...“ Thomas verstummte abermals. Aber in seinen Blicken las sie etwas, das sie stutzen ließ.

„Mein Gott, auch deshalb, *nur* deshalb gehen Sie schon so hart mit sich ins Gericht, verurteilen und verachten Sie sich, kasteien Sie sich im übertragenen Sinne tagtäglich selbst? Ich habe gewiß andere Träume als Sie, aber auch in denen spielt Sexualität oft genug eine Rolle. Und nicht alles davon würde ich beim Damenfriseur erzählen. Es gäbe mehr als nur rote Ohren. Man würde mich vermutlich mitsamt meiner Lockenwickler hinauswerfen und mir Hausverbot auf Lebenszeit erteilen. Was soll das also? Warum quälen Sie sich mit Selbstvorwürfen, anstatt diese Träume zu genießen?“

„Weil sie der Vorläufer sind für den realen sexuellen Mißbrauch“, erklärte Thomas eigensinnig. Ihm standen Schweißtropfen auf der Stirn.

„Bravo! Wo haben Sie das denn gelesen? In der ‚Emma‘? In der ‚Bildzeitung‘? Oder im letzten Bulletin des Papstes? Sie sollten in der Auswahl Ihrer Lektüre etwas weniger schlampig vorgehen, mein Lieber. Haben Sie in Ihren Träumen schon einmal ein Kind umgebracht, gequält, geschlagen, vergewaltigt, zerstückelt und was weiß ich?“

„Nein, natürlich nicht!“ Thomas war versucht, sie anzubrüllen, aufzuspringen, dann hinaus in den Park zu laufen und den Schädel gegen einen dicken Baum zu rammen.

„So natürlich ist das nicht. Es ist nachgewiesen, daß viele heterosexuelle Männer Gewaltphantasien hegen. Deshalb ist die Quote der Frauenmorde und Vergewaltigungen aber nicht so hoch, daß bereits um den Bestand unserer Population oder – noch schlimmer – der Feminismusbewegung gefürchtet werden muß. Verzeihen Sie mir meinen Zynismus, aber bei solchen Allgemeinplätzen kommt mir die Galle hoch. Zumal auch viele meiner Kollegen nur allzu gern derartige Luftblasen absondern. Nun packen Sie schon das Kleingeld auf den Tisch, wo wir doch gerade in unseren lustvollen Vorstellungswelten schwelgen. Wovon genau träumen Sie denn? Vom Analverkehr? Oder daß Ihnen Ihr Dennis einen bläst? Wovon, Herr Gloistein?“

Sie nagelte ihn mit ihren braunen Augen förmlich fest, ließ ihm kein Schlupfloch, forderte ohne Erbarmen einen seelischen Strip, den sich Thomas in dieser Deutlichkeit bisher nicht einmal selbst zugestanden hatte. Er wand sich wie ein Aal, dem die Hinrichtung in einer brutzelnden Pfanne bevorstand. Endlich würgte er die Antwort heraus: „Davon auch, aber nicht oft. Viel häufiger träume ... träume ich davon, nun ... daß ich ihn fühlen und streicheln darf, seinen Körper meine ich, daß er beim Orgasmus schreit vor Lust, daß wir ... daß wir ... daß wir uns küssen ...“ Er stand kurz vor dem Zusammenbruch. Der Schweiß lief ihm in Strömen über das fiebrig glänzende Gesicht.

Karin Seikowski registrierte seinen Zustand sehr wohl, und sie begann sich Sorgen zu machen. Aber sie setzte weiterhin alles auf eine Karte und behielt ihren aggressiven Ton bei.

„Ach du liebe Zeit! Das ist alles?“ Sie blitzte ihren Patienten an, der gleich vom Stuhl zu rutschen drohte. „Wegen dieser Träume quälen Sie sich, machen Sie sich die schlimmsten Vorwürfe, benutzen sie sogar als einen wesentlichen Teil der Rechtfertigung dafür, daß Sie Ihr Leben fortwerfen wollten – und vielleicht immer noch fortwerfen wollen? Meinen Sie nicht auch, daß es langsam an der Zeit ist, vom bösen Wolf im Märchen von ‚Rotkäppchen‘ Abschied zu nehmen und wenigstens in dieser Hinsicht erwachsen zu werden?“

„Hören Sie auf – bitte!“ wimmerte Thomas. Nun liefen ihm auch die Tränen übers Gesicht. Nur gut, daß sie in einem abgeschiedenen Teil der Cafeteria saßen und kein Unberufener Zeuge dieses Gesprächs wurde.

Für die Maltherapeutin war es an der Zeit, den Kurs zu wechseln. Das Risiko, sich spätestens morgen vom Chef eine mörderische Standpauke einzufangen, war eh schon unkalkulierbar groß geworden. Falls sie sich getäuscht

haben sollte, würde man im Laufe der Nacht einen Namen aus der Patientenkartei streichen müssen. Aber sie glaubte nicht an einen Irrtum. Ihr Instinkt sagte ihr, daß sie bei Thomas auf dem richtigen Weg war. Sie legte vorsichtig die Rechte auf den zitternden Unterarm ihres Patienten. „Wissen Sie eigentlich, daß das wunderschöne Träume sind, die Sie da träumen, Herr Gloistein?“ sagte sie sanft. „Machen Sie sich doch endlich frei von diesem fremdbestimmten, moralischen und aus grauer Vorzeit stammenden Korsett und schauen Sie sich diese Träume nur unter dem Aspekt von Liebe, Zuwendung und gegenseitigem Vertrauen an. Ich würde mir wünschen, daß ein Mann ähnliche Träume in Bezug auf mich hätte. Glauben Sie mir das?“

Thomas nickte zögernd.

„Na also. Und nun nehmen wir mal an, Ihr Dennis wüßte von diesen Träumen. Wie würde er mit diesem Wissen umgehen?“

„Wahrscheinlich mit Ekel und Entsetzen“, schniefte Thomas.

„Ja, vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Wir wissen es nicht. Falls er aber mit Entsetzen reagieren sollte – was wären Ihrer Meinung nach seine Beweggründe?“

„Ich weiß es nicht“, schluchzte Thomas.

„Die Antwort ist eigentlich sehr einfach. Dennis kennt – unterstellen wir das mal – nichts anderes als das gängige Rollenverständnis der Geschlechter. Mit allen positiven und negativen Randerscheinungen, bis hin zum ablehnenden Klischee über Schwule – aber selbst in diesem Punkt sind viele Kinder weiter als die allermeisten Erwachsenen. Auch das hat Dennis Ihnen ja schon bewiesen. Gehen wir also von einer ‚normalen‘ sexuellen Entwicklung aus, was immer man darunter auch verstehen mag, und schon sind diese Gefühle absolut folgerichtig. Sie hätten aber zunächst einmal nichts mit erlebter Realität zu tun. Sondern nur mit solchen Dingen wie Erziehung und so weiter. Stimmen wir in diesem Punkt überein?“

Thomas nickte wieder. Er wurde langsam ruhiger.

„Aber mit Ekel, Herr Gloistein, würde Ihr Dennis auf keinen Fall reagieren.“

Thomas sah sie groß an. „Wie kommen Sie denn zu dieser Gewißheit?“

„Dann hätten Sie es längst gespürt. Bei jeder Umarmung, im Gespräch, bei Ihren Küßchen, in der ganzen Beziehung.“

„Aber er weiß doch gar nicht ...“

„Aber Herr Gloistein“, sagte sie mit leichtem Tadel. „Haben wir da mal wieder den berühmten Wald? Natürlich weiß er es! Er wird zwölf, mit Sicherheit kennt er die Freuden der Masturbation, und mit Sicherheit weiß er auch, daß dabei ein Film im Kopf abläuft. Was bringt Sie zu der abenteuerlichen und abwegigen Vermutung, daß er sich alles das in Bezug auf Sie nicht auch denken kann? Er weiß, daß Sie Pädo sind. Er weiß, daß Sie auf ihn stehen, ihn lieben. Durch einen unglücklichen Zufall, an dem Sie ja nun wirklich nichts gedreht haben wie andere Pädos es zuweilen tun, hat er auch Ihre kinderpornographischen Bilder gesehen. Warum sollte er sich

da nicht auch bis in die letzten Einzelheiten vorstellen können, welche Rolle er in Ihren sexuellen Phantasien spielt und was in diesen Träumen so alles abläuft?"

„Volltreffer!“ murmelte Thomas. Er sah die Therapeutin mit so großen Augen an, daß sie schmunzelte.

„Daß ich das mit dem Film im Kopf und den sexuellen Aktivitäten eines Kindes ausgerechnet einem Pädo erzählen muß ... Nun gut. Glauben Sie mir jetzt, daß er auf Ihre Träume niemals mit Ekel reagieren würde – es sei denn, sie wären mit den Gefühlen, die Sie ihm ständig zeigen, überhaupt nicht vereinbar?“

Thomas nickte langsam.

„Sollten wir an dieser Stelle nicht besser erst einmal einen Schnitt machen? Ich möchte nicht, daß Sie gleich auf Brustwarzen zurück in die Station kriechen.“

„Nein!“ rief Thomas, und er umklammerte ihren Arm. Etwas verlegen zog er dann die Hand zurück und murmelte: „Entschuldigung. Aber ich bitte Sie – nicht jetzt. Wenn mir hier überhaupt jemand helfen kann, dann sind das offenbar Sie.“

„Überschätzen Sie mich nicht. Als Therapeutin wäre ich jetzt mit Schwung durch die praktische Prüfung geraselt.“

„Aber vielleicht war es genau das, was ich gebraucht habe. Erst einen anständigen verbalen Arschvoll, und nun dieses Gespräch. Dazu würden sich die Psychofritzen oben wahrscheinlich nicht versteigen, aber ... aber es hilft mir mehr als alle Tabletten und dieses akademische Gesabbel zusammen. Sie reden Klartext. Und damit kann ich umgehen. Jedenfalls besser als mit dem universitätsadäquaten Gequatsche Ihrer Kollegen. Zumal außer dem Oberarzt hier – und nun auch Ihnen – ohnehin keiner Bescheid weiß über mich.“

Sie musterte ihn lange und sehr eingehend. „Na schön“, seufzte sie schließlich. „Dann sollen Sie noch einiges zum Knabbern haben, damit Sie in den nächsten Tagen und Wochen auch hinreichend beschäftigt sind. Über das, was Sie wirklich in ernsthafte Schwierigkeiten bringen könnte, haben wir noch nicht geredet. Und das wäre der letzte Schritt, der Sie bei Bekanntwerden dann endgültig mit dem Gesetz in Konflikt bringen wird. Aber das wissen Sie besser als ich, Sie haben da Ihre Erfahrungen ja schon machen müssen. Und diese Angst, Herr Gloistein, kann ich Ihnen nicht nehmen, das kann niemand hier. Und ich werde nicht nur aus diesem Grunde den Teufel tun und Sie ermutigen, diesen Schritt zu wagen. Ich habe damit nämlich auch meine Probleme. In dem Moment würden wir nicht mehr über Phantasien reden. Sondern über das, was der Gesetzgeber ganz klar und eindeutig als sexuellen Mißbrauch von Kindern definiert und entsprechend hart ahndet. Ob zu recht oder unrecht, bleibt dahingestellt. Verstehen Sie, was ich Ihnen damit sagen will?“

Thomas nickte. „Ich glaube schon“, sagte er niedergeschlagen.

„Ich bin mir keineswegs sicher, ob Sie mich wirklich verstehen. Was ich Ihnen nämlich sagen will, ist folgendes: Ich schließe nicht aus, daß es zwischen Ihnen und Dennis irgendwann zu mehr kommt. Ob schon bald oder erst

in zwei Jahren – was die Sache strafrechtlich vereinfachen würde – ist dabei unerheblich. Die Frage ist zunächst, von wem die Initiative ausgehen wird. Ob von Ihnen oder von Dennis.“

„Ich hoffe doch, von ihm“, flüsterte Thomas.

„Wenn es schon dazu kommen muß, dann hoffe ich das auch. Wie ich Ihre Beziehung einschätze, werden Sie warten können. Falls Sie Pech oder Glück haben, je nach Sichtweise, sogar für immer und damit vergeblich. Zumindest also solange, bis er die entsprechenden Signale aussendet, sobald er dazu bereit ist. Wenn er das tut – ich betone: *wenn* – dann ist das keine Gefälligkeit mehr. Darüber haben wir vorhin gesprochen. Dann ist es wirklich sein eigenes Bedürfnis, ob aus echter sexueller Zuneigung heraus oder nur aus kindlicher Abenteuerlust, ist dabei ziemlich wurscht. Werden Sie solange warten können, Herr Gloistein? Geben Sie sich selbst eine Antwort, nicht mir. Ich habe die Frage lediglich für Sie artikuliert.“

Thomas ließ sich Zeit mit der Erwiderung. Wie ein Film lief der bisherige Verlauf seiner Freundschaft, seiner innigen Beziehung zu Dennis ab. Die anfängliche Zurückhaltung des Jungen. Das wachsende Vertrauen. Die Geburtstagsfeier. Die nächtliche Flucht, die Auseinandersetzungen mit Marianne. Das erste gemeinsame Wochenende, das er bis an sein Lebensende nicht vergessen würde. Das Strahlen in Dennis' Augen, sobald sie zu einer ihrer gemeinsamen Unternehmungen aufbrachen, aber auch die gelegentliche Wut des Kleinen auf alles und jeden in dieser beschissenen Welt. Seine erst schüchternen, später um so herzhafteren Küsse und Umarmungen. Die Traurigkeit in den großen blauen Augen, die Thomas oft bis in den Schlaf verfolgte. Und dann vorgestern dieses „Küßchen, Alter“ am Telefon.

Und alles, was er spürte, war diese überwältigende Sehnsucht nach seiner Nähe, nach seiner hellen Stimme, nach der kleinen Hand, die gelegentlich und verstohlen die seinige suchte.

Er nickte langsam und bedächtig. „Ich glaube, ja“, sagte er fest.

„Glauben Sie es nur oder sind Sie sich hundertprozentig sicher?“

Thomas sah sie lange an. „Sicher? Hundertprozentig sicher? Nein, ganz gewiß nicht“, gab er zu. „Aber *ziemlich* sicher bin ich mir schon. Und falls ich vergeblich warten sollte, ginge es mir zwar immer schlechter, aber noch schlechter würde es mir wohl gehen, wenn ich mich von Dennis trennen müßte. Anfangs war es vielleicht überwiegend die Geilheit, aber inzwischen ... nein, inzwischen ist da mehr. Viel mehr. Unbeschreiblich mehr!“

Erneut legte sie ihm die Hand auf den Arm. „Diese Antwort hat mich überzeugt“, sagte sie und lächelte. „Ein ‚Hundertprozentig sicher‘ dagegen hätte mich argwöhnisch gemacht. Soviel immerhin vermag auch ich Ihnen zu sagen, ohne Sie damit zu einer Straftat ermutigen zu wollen: Falls dieses Signal von Dennis kommt, läßt er Sie nicht mehr zu sich ins Boot steigen, denn dann wird er selbst wissen, daß es für die neue Qualität der Beziehung nicht seefest genug ist. Bis dahin ist er soweit, mit Ihnen zusammen einen wesentlich beschwerlicheren Weg zu beschreiten – nämlich auf dieser steinigen und nicht weniger gefährlichen Piste rund um den See. Sie stehen nun beide am Anfang dieses Weges, und noch ist es keineswegs sicher, daß Sie beide ihn auch gehen

werden. Aber falls Sie und der Junge gemeinsam den ersten Schritt wagen sollten ... dann dürfen Sie sicher sein, daß nicht Sie es sein werden, der ein zu großes Gewicht auf seine zerbrechlichen, kleinen Schultern legt. Dann werden es, was wir nicht hoffen wollen, andere sein, die ihn am Ende zerbrechen und ihm die Kindheit rauben.“

Thomas sah sie fassungslos an. Er spürte etwas aufsteigen. Schon wieder die Tränen? Ja, aber dieses Mal waren es keine Tränen der Verzweiflung. Das spürte er ebenfalls.

„Trotzdem warne ich Sie vor diesem Pfad. Ich muß es tun. Ich wiederhole: Er könnte unter Umständen ebenso gefährlich sein – für Sie beide – wie die Bootsfahrt über Ihren See. Falls die Sache herauskommt, werden Sie beide erneut leiden. Und jahrelang an den Folgen zu tragen haben. Auch dafür würden Sie ein gewisses Maß an Verantwortung übernehmen müssen, denn es liegt ja an Ihnen, ob Sie im entscheidenden Moment ‚ja‘ oder noch besser ‚nein‘ sagen. Aber Sie werden dann mit der Gewißheit leben können, daß Dennis andere Kräfte mobilisieren kann als es damals Knut oder Maike vermochten. Er wird sich in gewissem Maße dieser Gefahr bewußt sein und mit ihr leben lernen, so wie auch Sie mit der Gefahr und der Angst lernen müssen zu leben. Die Dinge hatten in seinem Fall Zeit zum Reifen, wie sie es eigentlich auch in jeder gesellschaftlich sanktionierten Beziehung, also nicht nur bei den Pädos, tun sollten. Er wird im Falle des Auffliegens sehr viel aushalten müssen, aber dafür werden Sie dann ‚nur‘ noch indirekt verantwortlich gemacht werden können. Man spricht da, wem sage ich das, von den sogenannten Sekundärschäden. Folglich wird Dennis dieses Leiden anders einordnen können als Maike oder Knut. Es ist natürlich auch möglich, daß Dennis später doch noch diese Opferrolle verinnerlichen wird, aber daran glaube ich bei ihm nicht so recht. Rechnen müssen Sie freilich auch damit. Von dem, was Sie persönlich im Falle einer erneuten Verurteilung zu erwarten hätten, will ich gar nicht reden. Verstehen Sie, daß der vor Ihnen liegende Weg so oder so nicht mit Rosen gebettet sein wird – aber auf alle Fälle besser ist, als einfach in Ihren Scheißsee zu steigen und vorsätzlich abzusaufen, wie Sie es vor wenigen Tagen noch vorhatten?“

Thomas sagte zunächst nichts. Ihm liefen die Tränen über das Gesicht, aber Karin Seikowski spürte, daß es andere Tränen waren als noch vor einer Stunde. Ein Damm brach. Und dieser Damm hätte viel früher brechen müssen, aber wer hatte schon ein ernsthaftes Interesse daran, mit Pädophilen in dieser Weise zu arbeiten, ohne dabei das berechnete Anliegen des Kinderschutzes aus den Augen zu verlieren? Die junge Therapeutin verstand das anfängliche Mißtrauen ihres Patienten nur zu gut. In der Forensik hatte sie tagtäglich erleben müssen, wie man mit Pädophilen umzugehen pflegte, die nicht viel anders waren als dieser vor ihr sitzende Mann. Unterschiede zu wirklich kranken Triebtätern wurden nicht gemacht. Ihre damaligen Kollegen hätten angesichts dessen, was sie heute außerhalb aller therapeutischen Prinzipien versucht hatte, nicht nur die Hände über den Kopf zusammengeschlagen. Sie hätten ihre fristlose Entlassung gefordert und dafür gesorgt, daß sie nicht einmal mehr als Tippe in einer therapeutischen Praxis arbeiten durfte.

Thomas raffte sich auf. „Ich werde nicht in den See gehen“, sagte er unter Tränen lächelnd. „Das bin ich allein schon Dennis schuldig.“

„Gut, daß Sie es sind, der diesen Punkt anspricht. Ich hätte sonst ganz gepflegt die Klappe gehalten. Er wäre an Ihrem Suizid zerbrochen und hätte sich selbst womöglich einen großen Teil der Schuld gegeben. Aber auch sich selbst sind Sie es schuldig, weiterleben zu dürfen. Sie haben zuviel durchgemacht, und das darf nicht für die Katz sein.“

Darauf erwiderte Thomas nichts.

„Und nun ein Letztes“, sagte sie vorsichtig. „Es geht um Knut und Maike. Es hat wenig Sinn, sie aus dem Gedächtnis zu bannen und sich allein auf das Problem Dennis zu konzentrieren. Das würde Ihnen kläglich mißlingen. Zumindest Maike würde in Ihrem Leben auch weiterhin immer präsent sein. Darf ich Ihnen dazu meine Sichtweise mitteilen?“

„Nur zu“, sagte Thomas und schluckte. Dann lächelte er wieder, aber überaus kläglich. „Auf eine Ohrfeige mehr oder weniger kommt es jetzt auch nicht mehr an.“

„Keine Backpfeifen mehr, nein.“ Sie schüttelte energisch den Kopf. „Ganz im Gegenteil. Ich möchte in diesen beiden Fällen zwischen destruktiven und konstruktiven Gefühlen unterscheiden. Es mag sein, daß Sie in diesen Beziehungen fürchterlich Scheiße gebaut haben. Vielleicht aber auch nicht. Ich habe vorhin nicht so recht erkennen können, wo nun genau das so furchtbar Verwerfliche gelegen haben soll – abgesehen davon, daß die Juristen in Knuts Fall ganz anderer Meinung waren und abgesehen davon, daß Maike Ihnen derzeit so ablehnend begegnet. Nein, lassen Sie mich ausreden. Und sicherlich unterschieden sich diese Beziehungen auch grundlegend von der zu Dennis, aber das hatten wir ja schon. Wissen Sie, was ich denke?“

Thomas schüttelte den Kopf.

„Ich denke“, sagte sie fest, „daß Sie einen erheblichen Teil der Schuld abgetragen haben. Sie haben aus eventuellen Fehlern gelernt und versuchen es bei Dennis besser zu machen. Für Knut haben Sie vier Jahre Haft verbüßt, bis auf den letzten Tag. Das reicht. Und Maike haben Sie jahrelang signalisiert, daß Sie die Geschichte gern mit ihr zusammen aufarbeiten möchten. Sie hat abgelehnt, nicht Sie. Was, zum Teufel, wollen Sie denn noch? Ans Kreuz genagelt werden? Nein, lieber Herr Gloistein. Sie haben genug gebüßt, lassen Sie die verheerenden Schuldgefühle endlich hinter sich. Aber übernehmen Sie für beide – und natürlich auch für Ihre Beziehung zu Dennis und für alle künftigen Beziehungen – Verantwortung. Das ist etwas Konstruktives, und das ist etwas, das Sie und alle Beteiligten wirklich weiterbringen wird. Und dann werden irgendwann Sie alle diese Erlebnisse in Ihr Leben integrieren können, ohne daß sie weiterhin wie ein schleichendes Gift wirken. Sie werden immer zu spüren sein, aber eben nur noch als verheilte Wunden, in Form eines erträglichen und das Gesamtfinden nicht beeinträchtigenden Narbenschmerzes. Lassen Sie bei Knut und Maike Ihre Kreativität spielen, schließlich sind Sie kein Dummkopf und obendrein ein von Gefühlen bestimmter Mensch. Das ist Ihre Ver-

antwortung. Aber ein verschlissenes und hundertmal geflicktes Büberhemd dürfte dabei eher hinderlich sein, das lassen Sie sich gefälligst gesagt sein."

Thomas starrte sie an wie einen Geist. „Das hätte mein Hausarzt sein können“, sagte er betroffen. „Dr. Kurelius hat oft genug ganz ähnliche Ansichten von destruktiven Schuldgefühlen und konstruktiver Verantwortung geäußert.“

„Um so besser. Wie ist seine Adresse? Für den Fall, daß ich aufgrund unseres gemütlichen Kaffeemittags rausfliege, kann ich mich ja bei ihm bewerben.“

„Ich werde die Schnauze halten“, versprach Thomas.

„Wie unfein Sie sich ausdrücken, aber es kam von Herzen, und ich glaube Ihnen. Und nun verschwinden Sie auf Ihre Station, schauen Sie sich einen spannenden Fernsehfilm an, lassen sich danach eine Schlaftablette geben und fangen morgen damit an, sich ein wenig mit den Gehässigkeiten auseinanderzusetzen, die ich Ihnen heute an den Kopf geworfen habe.“

„Gehässigkeiten? Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll!“

„Bringen Sie demnächst Ihre Versicherungskarte für einen kleinen Betrug an Ihrer Krankenkasse mit. Und machen Sie meinem kleinen Neffen, er ist acht, bloß keine schönen Augen, falls er hier mal auftaucht. Sonst gibt es was auf die talentierten Pädagoginnen.“

„Ihre Ausdrucksweise entspricht auch nicht so ganz dem, was man bei einer fähigen Therapeutin vermuten sollte. Aber im Ernst, ich möchte Ihnen irgendwie danken.“

Sie wurde ernst. „Gut, Sie wollen mir danken. Das können Sie auf zweierlei Weise tun. Erstens: Lassen Sie sich Zeit und betreiben Sie nicht schon morgen Ihre Entlassung aus diesem Luxus-Etablissement. Im Moment fühlen Sie sich gut oder zumindest besser, aber es werden Rückschläge, neue Zweifel und neue Fragen kommen. Nutzen Sie die Möglichkeiten hier, und falls Sie für einige Wochen bei uns verweilen möchten, so ist das völlig in Ordnung. Ihren Dennis können Sie bei Ausgängen auch von hier aus sehen, und schließlich kann er Sie ja jederzeit besuchen. Wollen Sie mir das versprechen?“

Thomas nickte. „Ja. So etwas ähnliches hatte ich ohnehin vor. Darf ich denn weiterhin mit Ihnen rechnen?“

„Sie kennen meine Sprechzeiten und die Therapiestunden. Das hier heute war die große Ausnahme, nur zurückzuführen auf meinen ungesunden Kaffeedurst. Aber es gibt noch etwas, womit Sie mir danken können.“

„Und das wäre?“

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. „Ich möchte zu gegebener Zeit ein ganz bestimmtes Bild von Ihnen haben“, sagte sie dann langsam. „Sie wissen, was ich meine. Aber erst dann, wenn Sie wirklich soweit sind. Eine Gefälligkeit würde ich sofort erkennen. Sie müssen sozusagen ein Teil dieses Bildes sein, dahinter stehen können, es muß überzeugen. Verstehen Sie mich?“

„Ja“, sagte Thomas leise. „Ich weiß, was Sie meinen. Dieses Bild werden Sie morgen nicht bekommen und ganz bestimmt auch nicht übermorgen. Vielleicht nicht einmal während meines Aufenthalts in diesem Krankenhaus. Aber irgendwann haben Sie es, das verspreche ich Ihnen. Genügt Ihnen das?“

„Das genügt mir.“ Sie erhob sich. „Lassen Sie Ihre Kohle stecken, dieses unsägliche Gesöff habe ich bereits bezahlt. Gute Nacht!“

Sie wandte sich zum Gehen, blieb aber noch einmal kurz stehen und lächelte Thomas zu. „Der von mir bezahlte Kaffee war kein Geschenk“, ließ sie ihn wissen. „Verstehen Sie ihn als Vorschub auf das Bild. Es ist bereits verplant – mir hängen unten im Therapieraum zu viele finstere Gemälde herum, darunter auch eines mit einem gewissen See irgendwo zwischen Bergen, die sich gräßlicher Weise ganz und gar nicht wie artige Berge verhalten.“ Sie kicherte und war kurz darauf verschwunden.

Als Thomas mit dem Fahrstuhl hinauf zur Station fuhr, schüttelte er mehrmals mit dem Kopf. „Was für eine Frau“, murmelte er, als sich die Tür öffnete und den Blick freigab auf eine verdrossene Schwester, die mit dem Rollwagen gerade in Richtung Speisesaal unterwegs war. „Meinen Sie mich?“ fragte sie angriffs lustig und setzte, ohne die Antwort abzuwarten, knurrend hinzu: „Fünf Minuten später, und Sie hätten kein Abendessen mehr bekommen. Merken Sie sich, hier herrschen andere Verhältnisse als auf der geschlossenen Station, verstanden?“

Thomas grinste, salutierte dann zackig und brüllte: „Jawohl, Sir!“

Die verdutzte Schwester musterte ihn argwöhnisch und brummelte dann etwas in den nicht vorhandenen Bart, was sich anhörte wie: „Die Schizos sind doch auf der neun. Hat der Chef wieder mal Scheiße gebaut? Sieht ihm ähnlich ...“

Thomas marschierte zum Speisesaal. Und er konnte sich nicht erinnern, wann er zum letzten Mal gepfiffen hatte. Dieses Mal tat er es, wenn auch reichlich mißtönend. Mourad hatte recht: Auf dieser Station ging es überaus lustig zu. Er nahm sich vor, die besten Witze aufzuschreiben. Dennis würde sich kugelig lachen ...

Am darauffolgenden Nachmittag, an einem Samstag, saß er mit Mourad an einem Mühle-Spiel, als die diensthabende Schwester anklopfte und eintrat. „Sie haben Besuch, Herr Gloistein“, sagte sie freundlich. „Er wartet unten in der Cafeteria.“

Aufgeregt sprang Thomas vom Stuhl. „Ein kleiner Junge?“ fragte er mit leuchtenden Augen.

Mourad runzelte die Stirn. „Dein Unehelicher? Ich dachte, du bist nicht verheiratet?“

Thomas wurde einer Antwort enthoben, denn die Schwester schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Gloistein. Soviel ich weiß, ist es eine junge Dame. Sagte jedenfalls die Kollegin vom Empfang.“

„Du Schwerenöter, du“, kicherte Mourad hinter ihm.

Zunächst war da eine grenzenlose Enttäuschung. Aber dann, Sekundenbruchteile später ... Eine junge Dame? Er kannte kaum Angehörige des weiblichen Geschlechts, am allerwenigsten solche, die man mit einigem Recht als „jung“ bezeichnen durfte. Außer ...

Maike?

Unmöglich. Sie haßte ihn, die letzte E-Mail war eindeutig genug. Außerdem konnte sie nicht wissen, daß er sich hier befand. Aber andererseits ...

Er stürzte mit einer hastigen, gemurmelten Entschuldigung aus dem Zimmer.

„Samenkoller“, bemerkte Mourad sachkundig. „Typische Symptome: Geschwollenes rechtes Handgelenk, sprunghafter Anstieg des Verbrauchs an Toilettenpapier, glasige Augen und, besonders bedenklich, freundlicher Umgang mit einem Drachen, der sich mitunter als Frau verkleidet und dann Dienst auf der Depri-Station dieses ausgezeichneten psychiatrischen Krankenhauses versieht.“ Triumphierend bleckte er die Schwester an.

„Und ich habe einmal gehört, daß es im Iran bei den Beschneidungszeremonien zu gelegentlichen und sehr bedauerlichen Unfällen kommt“, antwortete der „Drachen“ ungerührt. „Da versieht man sich schon mal um einige Zentimeter, und – schwupps – das gesamte Gehänge ist futsch. Glaubwürdigen Erzählungen zufolge werden aus diesen armen Jungs später abgedrehte Verbalerotiker, die auf fahrenden Straßenbahnen Samba tanzen und ansonsten den toten Mann spielen.“ Sie zwinkerte dem verdutzten Mourad zu und verließ mit rauschendem Kittel den Raum.

„So was wie die würde man im guten alten Teheran nicht mal verschleiert herumlaufen lassen“, brummte Mourad und streckte sich mißgelaunt auf seinem Bett aus. „Die täte man kurzerhand mit dem eigenen Tuch erwürgen und anschließend als Vogelscheuche an die Dachrinne hängen.“

Als Thomas die Cafeteria betrat, saßen nur wenige Menschen im weitläufigen und sonnendurchfluteten Saal. Darunter auch Karin Seikowski, die ihre unvermeidliche Kaffeepause lesend an einem Ecktisch verbrachte. Sie sah kurz auf und winkte ihm lächelnd zu. Er winkte zurück und blickte sich dann suchend um. Selbst am Samstag kamen um diese Zeit noch nicht viele Besucher, er mußte also nicht lange Ausschau halten.

Er entdeckte sie sofort.

Maike!

Er spürte, wie buchstäblich der Verstand aussetzte. Er wurde von einer Welle überspült, die mit dem Wort „Freude“ nur unzureichend beschrieben war.

Er eilte auf sie zu, und Maike erhob sich. Ihr Gesicht nahm er wie durch einen grauen Schleier wahr.

Es ist nicht aus, sie haßt mich nicht. Wäre sie sonst hier?

Keine Unsicherheit. Kein Zögern. Er breitete die Arme aus, und sie fiel ihm um den Hals.

„Mein Gott“, stammelte er erstickt. „Du! Woher weißt du überhaupt, daß ich hier bin?“

„Was machst du nur für'n Scheiß“, flüsterte sie ihm anstelle einer Antwort ins Ohr. „Redest von Selbstmord – wegen einer dummen Ziege wie mir. Ich könnte dich dafür umbringen, du Esel!“

„Das wäre irgendwie doch ein wenig paradox“, kicherte er albern. Dann schob er sie behutsam von sich, und er sah, daß sie weinte. Sie machte überhaupt einen elenden Eindruck. Sie schien seit Tagen kaum richtig geschlafen zu haben.

Er suchte nach den passenden Worten. „Was um Himmels willen ist mit dir los, Maike? Dir geht es schlecht, das ist nicht zu übersehen. Das kann doch unmöglich nur meinetwegen sein. Und nochmals: Woher wußtest du, daß ich hier bin?“

Sie schneuzte sich und ließ sich wieder auf ihren Stuhl sinken. Vor ihr stand ein Becher mit Kaffee, den sie offenbar noch nicht einmal angerührt hatte.

Das ist auch besser so. Sonst würde sie vermutlich noch schlimmer aussehen.

„Dr. Kurelius hat mich angerufen. Von ihm weiß ich es.“

„Dieser Mensch kann doch nichts für sich behalten“, ärgerte sich Thomas und setzte sich nun ebenfalls. So ganz echt war sein Zorn allerdings nicht. Ingeheim war er seinem Arzt sogar dankbar für seine Indiskretion. Aber wie zum Teufel hatte er es geschafft, das Mädchen umzustimmen?

Die Antwort erhielt er im selben Moment von Maike – geradewegs so, als könne sie Gedanken lesen. „Du hast einen tollen Arzt“, schniefte sie und griff erneut zum Taschentuch. „Wir haben uns fast eine Stunde lang unterhalten. Und zwar über dich – und über mich.“

„Also über uns.“ Thomas hielt den Atem an.

„Ja. Und mir ist einiges klar geworden. Deshalb bin ich hier.“

„Bitte, liebe Maike ... falls du dich lediglich verpflichtet fühlst ...“

Er redete dummes Zeug, und er wußte es, bevor er den Satz ausgesprochen hatte.

„Nein, du Idiot, das ist nicht der Grund, warum ich hier bin. Und das weißt du, denn du kennst mich. Solche unehrlichen Geschichten liegen mir nicht. Aber es hat sich vieles ... vieles geändert in den vergangenen Tagen. Über uns beide will ich dabei heute nur kurz reden, wir werden noch ausreichend Gelegenheit dazu haben. Aber eines sollst, nein, mußt du wissen, Thomas. Vergiß diese unselige E-Mail. Vergiß überhaupt einiges, was ich dir in der letzten Zeit an den Kopf geworfen habe. Es ist alles wieder so ... offen.“ Ihre Stimme wurde immer hektischer. „Nichts stimmt mehr, in meiner Welt geht es drunter und drüber. Thorsten und ich suchen uns seit Tagen eine eigene Wohnung. Das wußtest du noch nicht, oder? Er und mein Vater haben sich am Montag geprügel, es war furchtbar. Wegen einer Nichtigkeit. Aber was rede ich da! Alles Quatsch, alles das ist im Moment absolut unwichtig. Ich werde eine Therapie machen, Thomas. Und an diesen Psychologen, der das Ehemaligenforum moderiert, habe ich bereits eine Mail geschrieben. Du und ich, wir beide, werden uns irgendwann zusammensetzen und Bilanz ziehen. Aber eines steht fest, egal, was passiert, egal, zu welchem Ergebnis ich in

der Therapie oder wo auch immer komme: Ich liebe dich, ich habe dich immer geliebt, ich habe nie aufgehört damit und ich werde dich auch künftig lieben. Selbst dann, wenn ich endgültig zu der Überzeugung kommen sollte, daß ... daß du mir damals etwas angetan hast, wirst du mein allerbestester, mein allerengster Freund bleiben. Wir werden es verarbeiten, Thomas, wir beide zusammen schaffen es. Ich ..."

Sie konnte nicht mehr, und sie brach zusammen. Sie trommelte mit den Fäusten auf der Tischplatte einen verzweifelten, einen aberwitzigen Stakkato, und Thomas stürzte an ihre Seite. Völlig aufgelöst und hilflos stand er neben ihr und raupte sich die Haare. Sie weinte nicht im eigentlichen Sinne. Sie wimmerte nicht einmal. Ihr Wehklagen war anderer, weitaus schlimmerer Natur. Sie brüllte die Tischplatte an, ohne einen Laut von sich zu geben, mit weitaufgerissenen Augen, zuckend, als würde ihr gleich der Brustkorb bersten. Es war grauenhaft. Als erste eilte Karin Seikowski an ihren Tisch. „Maike?“ fragte sie nur kurz.

Thomas nickte. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Mit wenigen Sätzen informierte er die Maltherapeutin, stockend, um die richtigen Worte ringend.

„Sie haben keine Schuld“, beruhigte sie ihn, holte einen Pieper aus der Tasche und holte auf diese Weise die diensthabende Ärztin herbei. „Es muß etwas anderes sein. Wir werden es gleich wissen. Setzen Sie sich, sonst kippen Sie mir auch noch aus den Latschen. Na los, nun machen Sie schon!“

Wenige Minuten später war die Ärztin zur Stelle und verscheuchte die wenigen Neugierigen, die sich inzwischen herangeschoben hatten.

Und noch eine halbe Stunde später saß Maike blaß und erschöpft, aber ansonsten wieder halbwegs hergestellt auf ihrem Stuhl und schlürfte einen frischen Kaffee. Die Beruhigungsspritze tat ihre Wirkung. „Die nächsten Tage schonen Sie sich“, hatte die Ärztin noch gemahnt. „Normalerweise behalten wir solche Patienten wie Sie gleich hier. Sie hatten einen handfesten Nervenzusammenbruch, junges Fräulein.“

Maike wischte sich über die Augen. Sie hatte noch etwas auf dem Herzen, aber sie schien damit nicht herausrücken zu wollen.

Thomas fröstelte plötzlich.

Ja, da war noch etwas anderes. Etwas, das die eigentliche Ursache für den Zusammenbruch war. Ganz sicher. Seine Lage hatte sich vielleicht verstärkend ausgewirkt, aber ... aber da war noch etwas.

Er wußte es.

Karin Seikowski war auf seine Einladung hin an ihrem Tisch sitzengeblieben, und Maike schien nichts dagegen zu haben. Die Therapeutin schwieg, beobachtete aber das junge Mädchen.

Endlich kam Maike zu einem Entschluß. Sie schüttelte mehrmals den Kopf, wie über sich selbst, und wandte sich dann an Thomas. „Du hast keine Zeitung gelesen, nicht wahr?“ fragte sie mühsam beherrscht. Das injizierte Medikament ließ ihre Augen leicht glasig wirken, und die Pupillen waren unnatürlich geweitet.

„Sollte ich?“ erwiderte Thomas verwundert, überrascht und besorgt zugleich.

„Es hat keinen Zweck, wenn ich es dir zu erzählen versuche. Ich kriege kaum ein vernünftiges Wort zustande, und in meinem Kopf geht es zu wie in einem Bienenschwarm.“ Sie machte eine Pause.

„Es geht um Dennis“, sagte sie dann unvermittelt.

Eine eisige Faust griff nach seinem Herzen. Er klebte an seinem Stuhl wie die Fliege an der Zuckerstange, seine Glieder wurden gefühllos, und er spürte eine würgende Übelkeit in sich aufsteigen.

Er nahm nicht wahr, daß Karin Seikowski nach seinem Arm griff und vorsorglich nach ihrem Pieper suchte. Die diensthabende Ärztin würde demnächst einen großen Bogen um diese Cafeteria machen, wenn das so weiter ging.

Reiß dich zusammen!

Küßchen, Alter.

„Es ist ihm etwas passiert“, sagte er mit brüchiger Stimme. Es klang mehr wie eine Feststellung als wie eine Frage.

„Ja“, sagte Maike tonlos. „Aber beruhige dich, er ist über den Berg.“

„Über ... über den Berg“, echote er.

Ihm wurde schlecht.

Maike reichte ihm einen zerknitterten Zeitungsausschnitt.

Thomas brauchte mehrere Anläufe, bis sich die verschwommenen Buchstaben zu einem lesbaren Text formten:

Kleiner Junge wurde das Opfer eines brutalen Raubüberfalls

Mittwoch am späten Nachmittag, gegen 17 Uhr: Blutüberströmt und bewußtlos lag der kleine Dennis (11) nur wenige Meter vom Elternhaus entfernt auf der Straße. Dort fand ihn seine Mutter, die sofort Rettungsdienst und Polizei informierte. Wie sich später herausstellte, war Dennis von mehreren Jugendlichen überfallen und beraubt worden. Ihre Beute: 17 Mark. Der Junge erlitt schwere Kopfverletzungen, innere Blutungen und mehrere Rippenbrüche. Nach Auskunft der Ärzte ist er inzwischen außer Lebensgefahr. Die Fahndung läuft, erbrachte bisher aber noch keine brauchbaren Ergebnisse. Da der Junge nur vorübergehend und eingeschränkt vernehmungsfähig war, fehlt es den Behörden an einer detaillierten Täterbeschreibung.

Thomas ließ den Zeitungsausschnitt sinken. „Das kann nicht sein“, hauchte er. Er war leichenblaß.

Was sind das für Monster, die so etwas einem kleinen Jungen antun?

Karin Seikowski nahm ihm behutsam den Ausschnitt aus der Hand und überflog ihn. Auch ihr wich die Farbe aus dem Gesicht. „Mein Gott“, sagte sie nur. Mitfühlend betrachtete sie zunächst Thomas und dann Maike. Sie wirkten wie leblose Holzpuppen. „Ihnen beiden bleibt aber auch nichts erspart.“

Thomas kämpfte einen mörderischen Kampf. Es gab einen Teil in ihm, der zusammenbrechen wollte, der am Ende war, der nicht mehr konnte. Den mußte er jetzt in seine Schranken weisen, unter allen Umständen, denn Dennis brauchte ihn. Und Maike brauchte ihn auch.

Dann war da der andere Teil, der zunehmend die Oberhand gewann. Die kalte Entschlußkraft, gespeist aus einer mörderischen Wut, die ihm neue Kraft gab. Und diese Kraft mußte er nutzen. Für Dennis. Vor allem für Dennis. Aber auch für Maike.

Und später würde er sich dann um die Kerle kümmern, die *das* seinem Dennis angetan hatten. Die Polizei würde sie wahrscheinlich nicht finden. Er schon.

Und dann wird sich jeder von euch wünschen, er sei noch im achten Monat abgetrieben worden.

„Wo befindet sich Dennis jetzt?“ fragte er Maike.

Karin musterte ihn aufmerksam. Seine Stimme gefiel ihr nicht.

„Drüben in der Kinderklinik“, antwortete sie müde. „Sind nur zweihundert Meter von hier. Bis gestern lag er noch auf der Intensivstation. Er wäre ... er wäre beinahe an seinem eigenen Blut erstickt. Es war fast zu spät, als sie den Notarztwagen holten.“

Thomas warf seiner Therapeutin einen raschen Blick zu.

Sie verstand den Wink. „Nun verschwinden Sie schon“, sagte sie nur. „Offiziell befinden Sie sich mit Ihrer Freundin auf einem Spaziergang im Park. Und heute abend erwarte ich Sie zum Gespräch. Um zwanzig Uhr in meinem Büro.“

„Wieder Überstunden machen?“ lächelte er freudlos. Er war mit seinen Gedanken jedoch ganz woanders – bei Dennis.

Sie lächelte zurück. „Für Sie immer, das wissen Sie doch. Aber Kaffee gibt es dieses Mal nicht. Sie müssen mit einem Tee vorlieb nehmen.“

Maike wurde aufmerksam. „Ihr beide scheint euch ja recht gut zu verstehen“, bemerkte sie.

Schwang da nicht eine winzige Spur von aufkommender Eifersucht mit?

Thomas hätte sie, wären die Umstände anders gewesen, an Ort und Stelle dafür küssen können.

„Sie ist die einzige Therapeutin, die alles von mir – von uns – weiß“, erklärte er ihr hölzern.

„Alles?“ Sie runzelte die Stirn.

„Alles“, bestätigte Karin Seikowski. „Und wenn Sie mögen und sich die Situation um Dennis etwas beruhigt hat, schauen Sie in den nächsten Tagen doch einmal zu einem Vieraugengespräch – sozusagen von Frau zu Frau – bei mir vorbei. Vorausgesetzt, Ihr Thomas ist einverstanden. Aber da es schon sein Hausarzt mit der Schweigepflicht nicht so genau zu nehmen scheint, darf ich in diesem Fall vielleicht auch etwas großzügiger sein, oder?“

Maike warf Thomas einen fragenden Blick zu, und der nickte. „Wir befinden uns in einer Situation, in der wir jede nur denkbare Hilfe annehmen sollten“, seufzte er.

Dennis, auch du brauchst Hilfe. Vielleicht sogar mehr als wir. Ich komme gleich!

Karin Seikowski schien neben ihren therapeutischen Fähigkeiten auch die Gabe des Gedankenlesens zu beherrschen. „Und nun verschwinden Sie endlich“, herrschte sie die beiden an. „Und Sie, Herr Gloistein, vergessen nicht unsere Verabredung heute abend. Ich habe so das Gefühl, daß Sie dann jemanden zum Reden brauchen.“ Sie ahnte zu diesem Zeitpunkt nicht annähernd, wie recht sie damit haben sollte.

Auf dem Weg durch den Park zur Kinderklinik hielt Thomas unversehens im Schritt inne und starrte Maike an. „Da ist etwas nicht richtig, stimmt etwas nicht, kann so nicht sein“, sagte er mit gefurchter Stirn.

„Was stimmt da nicht? Wovon sprichst du überhaupt?“ Maike war verwirrt und blieb ebenfalls stehen.

„Es ging mir schon die ganze Zeit durch den Kopf. In der Zeitung stand etwas von Mittwoch, siebzehn Uhr, nicht? Zu diesem Zeitpunkt soll Dennis überfallen worden sein.“

„Ja. So hat Thorstens Mutter es der Polizei erzählt. Denn wenige Minuten vor fünf verließ er die Wohnung, um einen Klassenkameraden wegen einer Hausaufgabe zu besuchen. Mehr als zwei Stunden danach hat sie ihn gefunden, und kurze Zeit später ging auch schon der Notruf bei der Polizei ein. Was soll an dieser Geschichte denn nicht richtig sein? Klingt doch alles logisch, oder nicht?“

Thorstens Mutter ...

Thomas setzte sich langsam wieder in Bewegung. „Diese Zeitangabe kann unmöglich stimmen“, stellte er mit ruhiger Stimme fest. „Am Mittwoch gegen siebzehn Uhr habe ich mit Dennis telefoniert. Das weiß ich noch ganz genau, auch wenn mir sonst vieles von jenem Tag mehr oder weniger durch die Lappen gegangen ist. Jedenfalls war Dennis da putzmunter. Nichts von einem Überfall oder von schweren Verletzungen.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Maike. Ihre Verwirrung schien komplett.

„Jemand muß sich vertan haben“, sagte Thomas langsam. „Irgendein Mißverständnis, wahrscheinlich schnell aufzuklären, außerdem nicht weiter wichtig ... oder da hat jemand gelogen.“

„Warum sollte jemand gelogen haben – und wenn ja, wer?“ Maike sah ihn erschrocken an.

„Das weiß ich nicht“, antwortete Thomas immer noch ruhig. „Aber wenn es so ist, dann werde ich es herausfinden, das verspreche ich dir.“

Seine Ruhe täuschte. Ein ungeheurer Verdacht war im Begriff, von ihm Besitz zu ergreifen.

Nein, das kann unmöglich sein. Oder doch?

Dennis lag in einem Dreibettzimmer. Außer ihm gab es einen weiteren kleinen Patienten, der in seinem Bettchen vor sich hindämmerte und an zahlreichen Schläuchen hing. Das sahen sie durch die verglaste Vorderfront des Raumes. Von Dennis waren einstweilen nur ein Kopfverband und ein Infusionsgesteck zu sehen.

„Aber nur kurz“, mahnte die Schwester. „Der kleine Kerl ist nach wie vor sehr schwach. Wir befürchten ohnehin, daß die wirklich schwere Krise erst noch kommt.“

Hat sich noch anderer Besuch angekündigt?“ fragte Thomas argwöhnisch. Er verspürte nämlich nicht die geringste Lust, ausgerechnet jetzt auf die Eltern zu treffen.

„Nicht, daß ich wüßte. Heute mittag waren zwei seiner älteren Brüder da. Aber sonst niemand.“

„Die Eltern?“

„Keine Ahnung, ich hatte bis gestern Urlaub. Heute waren sie jedenfalls noch nicht hier. Soll ich nachfragen?“

„Nein, danke. Nicht nötig“, winkte Thomas ab.

Und dann saßen sie an Dennis' Bett.

Thomas mußte um seine Selbstbeherrschung kämpfen, als er das schmale und leichenblasse Gesicht seines kleinen Freundes betrachtete, die zahlreichen Blutergüsse, den Schlauch in der geschwellenen Nase, den dicken Verband um den Kopf, den Stützverband um den Brustkorb und die Infusionsflasche, aus der langsam und rhythmisch perlend eine glasklare Flüssigkeit tropfte. Sie bewegte sich gemächlich durch einen Schlauch und verschwand in der Nadel, die kurz oberhalb des linken Handgelenks angebracht und mit Mullbinden und Pflasterstreifen fixiert war. Er lag da mit geschlossenen Augen, einen schmerzerfüllten Zug in den Mundwinkeln, den Thomas noch nie an ihm bemerkt hatte. Als aktiver Sportler hatte sich Dennis schon so manche Blessur geholt, und wehleidig war er beileibe nicht. Jetzt aber schien er selbst im Schlaf Schmerzen zu spüren.

Thomas knirschte mit den Zähnen. Er griff nach der eiskalten Rechten des Jungen und umschloß sie. Mit den Fingern der anderen Hand streichelte er seine Wange. Ganz vorsichtig, nur mit den Fingerkuppen.

„Mehrere Rippen gebrochen, ein Riß in der Lunge, die rechte Niere gequetscht und zunächst nur eingeschränkt funktionsfähig, Nabelbruch, Schädelbruch und eine schwere Gehirnerschütterung mit Blutungen, so daß eine Punktur erforderlich wurde, sein Po und sein Rücken sollen aufgrund schwerer Blutergüsse aussehen wie Landkarten, der Oberkiefer ist angeknackst ... diese Schweine haben ganze Arbeit geleistet“, flüsterte Maike. „In den ersten Stunden sah es gar nicht gut aus, hat mir der Arzt gestern gestanden.“

„Vielleicht waren es gar keine Schweine“, knurrte Thomas verhalten. „Vielleicht war es nur ein einziges Borstentier, eine tollwütige Wildsau, die schnellstens zur Strecke gebracht werden muß.“

„Wie soll ich das denn verstehen?“ Maike zog die Augenbrauen hoch.

„Weiß ich selbst noch nicht. Möglicherweise sehe ich auch Gespenster. Weißt wenigstens du, ob seine Mutter schon hier war? Oder sein Vater?“

„Ja, beide zusammen. Mittwoch abend bei der Einlieferung sowie gestern nachmittag. Klaus hat von der ganzen Sache ja nichts mitbekommen und kam erst später dazu. Aber sie waren immer nur kurz hier, wie mir Thorsten erzählte. Er hat's wiederum von Bernd. Dennis war ja auch kaum bei Bewußtsein. Und als die Polizei gestern

vormittag versuchte, mit ihm zu reden, war er für gerade mal für zehn Minuten ansprechbar. Mehr weiß ich auch nicht. Frag Thorsten, der war dabei.“

Dennis bewegte sich unruhig. Er schien aus dem fiebrigen Schlaf zu erwachen, der fast schon einer tiefen Bewußtlosigkeit glich. Mühsam kämpfte sich etwas aus der Dunkelheit hinauf an die Oberfläche – so jedenfalls sah es aus. Es schien fast, als weigere sich Dennis, ins Bewußtsein mit all seinen Schmerzen, Erinnerungen und diesem unvorstellbaren Grauen zurückzukehren.

Als er dann endlich die Augen aufschlug, konnte Thomas nur mit Mühe und Not einen Schrei unterdrücken. Im Blick dieser Augen war *nichts* mehr. Nur noch abgrundtiefe Leere. Zwei schaurig anzusehende kleine Fenster, die gegen die Decke starrten. Zwei einstmals so ausdrucksstarke, große blaue Augen, die nicht mehr seinem Dennis zu gehören schienen – sondern einem Toten. Es war, als habe sich die Seele vom Körper getrennt. *Als sei ihm die Seele im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Leib geprügelt worden.*

Vor seinem inneren Auge stiegen längst vergraben geglaubte Erinnerungen an den kleinen Patrick auf, einen ehemaligen Schüler, dessen Schicksal ihm wochenlang den Schlaf geraubt hatte.

„Dennis, mein Schatz“, flüsterte er verzweifelt, „ich bin es, Thomas! So sieh mich doch an! Komm zurück! Komm zurück, um Himmels willen! Hörst du, Dennis? Hier sind Menschen, die dich lieb haben, auch wenn du es nicht glauben magst. Vielleicht nie mehr glauben *kannst*. Aber es stimmt. Laß uns *dein Boot* bauen, Dennis. Oder den *Weg um den See* gehen. Du entscheidest. Aber lasse mich nicht allein, hörst du? Ich werde dich auch nicht mehr allein lassen. Nie mehr!“

„Wovon, um Himmels willen, sprichst du eigentlich?“ schluchzte Maike neben ihm. Sie umklammerte seinen Oberarm. „Von welchem Boot? Von welchem See? Und warum redest du vom Alleinlassen? Er ist nicht tot, er lebt, Herrgott noch mal!“

„Ich spreche von dem See, an dessen Ufer ich selbstmitleidiges Arschloch gestanden habe, während Dennis fast umgebracht worden wäre und er mich so dringend gebraucht hätte“, entgegnete er mit würgender Stimme.

„Aber das verstehst du nicht ... aber bald, bald wirst du verstehen, was ich meine. Und nun hilf mir um Gottes willen, Dennis zurückzuholen. Ich habe einen solchen Blick bei einem Kind schon einmal gesehen. Bei einem ehemaligen kleinen Schüler, der den tödlichen Autounfall seiner Eltern mitansehen mußte. Er wird den Verstand verlieren, Maike. Verstehst du denn nicht? *Dennis wird den Verstand verlieren, wenn wir ihm jetzt nicht helfen!*“

„Was sollen wir denn tun?“ erwiderte sie verzweifelt.

„Mit ihm reden, bei ihm sein, ihm ...“

Thomas brach abrupt ab, denn er spürte plötzlich, wie sich die kleine Hand verkrampfte.

„Worf“, nuschelte eine ferne und doch so nahe Stimme. Noch immer starrten diese blicklosen Augen ins Leere. Der so übel zugerichtete kleine Körper zuckte heftig. „Es tut so weh, Worf“, raunte Dennis oder vielmehr das,

was wie Dennis aussah, das, was einstweilen noch von ihm übrig war. „Hilf mir. Das Tier ... tut weh, alles so weh ...“

Aus dem Abgrund quoll etwas nach oben. Ein winziger See bildete sich. Eine Träne plumpste auf das Kissen.

„Thomas, geh` nicht weg ... Die Rakete glänzt so schön ... bis zehn zählen ...“

„Dennis“, sagte Thomas und legte intuitiv all seine mentale Kraft in die Stimme. Er wollte, nein, er mußte seinen kleinen Freund von jenem Weg abbringen, auf dem er sich im Moment zu befinden schien.

Haben die Ärzte das denn nicht gemerkt, verdammt noch einmal?

„Dennis“, wiederholte er langsam und betont. „Ich bin es, Thomas. Ich bin bei dir, zusammen mit Maike. Niemand wird dir mehr weh tun. Nie wieder. Dafür Sorge ich. Dennis, komm zurück, bitte. Küßchen, du kleine Kröte. Komm zurück zu mir, bitte!“

Ein Schleier legte sich über die Leere, gleich einer Wolke, die über einem tiefen Krater aufzog. Der Krater füllte sich, bildete einen neuen See, und eine weitere Träne kullerte erst über die bleiche Wange und dann auf das Kissen.

„... Kröte ...“ murmelte Dennis kaum hörbar.

Ein winziges Licht in der Leere, ein Funke, der zum Flackern wurde. Der Blick belebte sich. Die Tränen quollen in immer kürzeren Abständen aus den Augenwinkeln.

Dennis schien sich – gewissermaßen – auf dem Rückweg zu befinden. Ob rechtzeitig genug, würde sich noch zeigen müssen.

Thomas streichelte ihn unablässig weiter, einerseits behutsam und andererseits mit verzweifelter Intensität, als wolle er seine Gedanken in Energieströme umwandeln und sie per Hautkontakt in jene Finsternis schicken, durch die sein Dennis gerade irren mußte – auf der Suche nach dem Rest von Helligkeit, der den entscheidenden Unterschied ausmachte zwischen dem bißchen Leben, das ihm geblieben war, und der nur scheinbaren Gnade des Wahnsinns.

Lehne dich an, kleiner Mann. Und nimm meine Hand. Oder laß dich von mir auf die Arme nehmen, ich werde versuchen, dich aus dieser Dunkelheit hinaus zu tragen. Zurück ins Leben. Dort wirst du dann furchtbare Schmerzen haben, aber die werden vergehen, Hand drauf, fünffaches Ehrenwort. Dafür wirst du aber leben, Dennis. Und wir werden diesen verdammten See schaffen, beide gemeinsam, in der einen oder anderen Weise

...

Nach Sekunden, die sich scheinbar zu Minuten dehnten, ein Lidschlag.

Dennis stöhnte auf. Die Augen bewegten sich. Der unstete Blick irrte durch den Raum und blieb schließlich an Thomas hängen. Ein plötzliches Erkennen. Und wieder dieses furchtbare Stöhnen, das in ein jämmerliches Schluchzen überging.

„Thomas“, wimmerte Dennis, und die kleine, kalte Hand umkrampfte die seine mit fast schmerzhaftem Druck. Dennis wollte lächeln, aber das mißlang ihm gründlich. Der Mund verzog sich statt dessen zu einem kläglichen Weinen. Der ganze Körper bebte beim Schluchzen, die Augen wollten ihm immer wieder zufallen, aber mit Gewalt hielt er sie offen und unverwandt auf den Mann gerichtet, der da an seinem Bett saß und selbst nicht besonders gut aussah.

Dennis war in die Realität zurückgekehrt, und Thomas war versucht, den dröhnenden Kopf auf die verbundene Brust seines kleinen Freundes sinken zu lassen und sich seiner eigenen Verzweiflung hinzugeben. Mit unvorstellbarer Willenskraft mobilisierte er noch einmal seine Selbstbeherrschung und seine allerletzten Kraftreserven.

Nur Maike neben ihm ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Sie weinte still vor sich hin.

Und DAS wollte ich hysterische Kuh zerstören und kaputtmachen. Lieber Gott, du kannst mir vielleicht verzeihen. Möglicherweise kann sogar Thomas mir verzeihen. Aber ich – ich kann es nicht.

„Thomas“, schluchzte Dennis erneut. „Du? Du bist doch krank!“

Das weiß er noch. Also ist er wieder bei klarem Verstand!

„Ja, aber mein Krankenhaus befindet sich nur wenige hundert Meter entfernt. Ich kann dich praktisch jeden Tag besuchen. Und ich werde dich jeden Tag besuchen, das schwöre ich dir. Jedenfalls so oft und so lange, bis du mich rausschmeißt.“

Meine Stimme zittert noch zu sehr. Ich muß mich zusammenreißen, das letzte, was der Kleine jetzt gebrauchen kann, ist mein albernes Geflenne.

„Wo bin ich?“ Dennis wollte sich aufrichten, schrie dann aber auf und sank wieder zurück ins Kissen. „Es tut so weh“, wimmerte er und sah seinen großen Freund durch die Tränen hindurch hilfeschend an. „Es tut alles so weh!“

„Ich weiß, mein Kleiner“, sagte Thomas und strich ihm über die nasse Wange. „Deshalb bist du ja auch im Krankenhaus. Und hier wirst du ganz schnell wieder gesund. Und gleich werde ich der Schwester Bescheid sagen, damit sie dir etwas gibt. Dann wirst du schlafen, und diese Schmerzen verschwinden. Jeden Tag mehr. Und bald sie ganz weg, und du darfst hier raus.“

„Und dann komme ich zu dir“, flüsterte Dennis und verzog sein blasses Gesicht zu einer schmerzgefüllten Grimasse, die wohl ein Lächeln sein sollte. Er schloß die Augen und biß die Zähne zusammen. Er war aber außerstande, das gequälte Schluchzen zu unterdrücken.

„Ja, das verspreche ich dir. Zumindest während der Ferien und der Wochenenden. Dafür Sorge ich.“

Er warf Maike einen raschen Blick zu.

Sie verstand die unausgesprochene Frage, schüttelte jedoch nur den Kopf und sagte leise: „Keine Angst, ich werde euch keine Steine mehr in den Weg legen. Nie wieder. Verzeih mir. Ich weiß jetzt, daß deine ... deine Liebe zu ihm echt ist. Was auch immer passieren ... oder nicht passieren wird.“

„Thomas?“ Die panikerfüllte Stimme des Jungen ließ ihn herumfahren.

„Was ist, mein Kleiner?“ Alarmiert beugte er sich zu ihm hinab. Er sah das blanke Entsetzen in den blauen Augen, aus deren Winkeln es immer noch herausquoll wie aus einem nie versiegenden Brunnen. Bittend streckten sich ihm zwei Arme entgegen und umschlossen, als er sich noch weiter nach vorn beugte, seinen Nacken.

„Ich will nicht schlafen“, wimmerte Dennis ihm ins Ohr. „Ich habe Angst. Sie kommt bestimmt zurück!“

Thomas fuhr zusammen, versuchte dann aber, sich nichts mehr anmerken zu lassen. Er hauchte Dennis einen Kuß auf die Wange. „Wovor hast du Angst, mein Schatz? Wer kommt zurück? Die Kerle, die dir das angetan haben?“

„Es waren keine Fremden“, wimmerte Dennis, hektisch, mit sich überschlagender Stimme, als würde ihn die Angst peinigen, daß ihm von einer brutalen Macht innerhalb der nächsten Sekunden für immer der Mund verschlossen werden würde. „Mama hat mich gezwungen, das der Polizei zu erzählen, sonst hätte sie mich tot gemacht. Hat sie gesagt. Ich bin nämlich noch einmal zu mir gekommen. Und danach hat sie mir den Rest gegeben. Mit dem Holzschuh.“

Thomas biß sich auf die Lippen, bis sie bluteten. „Also war sie es, die dich so zugerichtet hat“, hörte er sich sagen. Hinter ihm gellte ein entsetzter, ein ungläubiger Aufschrei.

Maike mußte es gehört haben, obwohl er schon seine Schwierigkeiten damit hatte, Dennis' Gestammel zu verstehen.

„Ja. Nachdem du mich angerufen hast. Sie hat so schlimme Sachen über dich gesagt, und da ... da habe ich auch einiges gesagt. Und dann hat sie mich geschlagen und getreten. Immer wieder. Ich habe auf den Teppich geblutet und gebrochen, aber sie hat nicht aufgehört. Und irgendwann habe ich nichts mehr gemerkt. Wirst du jetzt petzen?“ fragte Dennis angstvoll.

„Ich werde nichts tun, was dir noch mehr schaden könnte“, versprach Thomas. Er wunderte sich, daß ihm seine Zunge noch gehorchte.

Oh Gott, das ist doch nur ein Alptraum ... oder?

„Dann darfst du jetzt auch nicht mehr weinen. Ich merk das nämlich, an meinem Hals ist es ganz naß geworden. Ich habe dich ganz doll lieb. Aber mach, daß Mama mir nie wieder weh tun kann. Bitte!“ Ein Stöhnen. Das Sprechen fiel Dennis hörbar schwer, zumal er immer wieder von heftigem Schluchzen unterbrochen wurde. Mit jedem Wort klang seine Stimme erschöpfter.

„Sei jetzt still, Dennis, bitte. Das Reden strengt dich zu sehr an. Versuche, die Augen zu schließen. Ich bleibe bei dir, bis du eingeschlafen bist. Und ich Sorge dafür, daß deine Mutter dir niemals wieder wehtun wird. Ich

verspreche es dir. Denn ich habe dich auch ganz doll lieb. Und zwar so sehr, daß ich mit dir tauschen würde, wenn ich nur könnte, um für dich diese Schmerzen zu ertragen.“

„Küßchen, Alter“, wehte es aus dem Kissen. Dennis schloß die Augen, seine Kräfte schienen vollends erschöpft. Sein Atem wurde ruhiger, und sein schmerzverzerrter Mund entspannte sich ein wenig.

Nach kurzer Zeit war er wieder eingeschlafen.

Schweigen breitete sich aus. Weder Maike noch Thomas waren minutenlang in der Lage, auch nur einen Finger zu rühren oder ein Wort zu sagen. Sie starrten auf das unruhig zuckende Bündelchen Mensch, das von der eigenen Mutter fast zu Tode geprügelt worden wäre.

Ein elfjähriger kleiner Junge.

Es war ein gräßlicher, ein monströser, ein zur Realität gewordener Horrorfilm.

Plötzlich kam Bewegung in Thomas, und er wandte sich wie ein Roboter Maike zu. „Hast du dein Handy dabei?“ fragte er sie mit kalter und unpersönlicher Stimme. „Meines liegt zu Hause, und mein Auto habe ich auch nicht hier. Ich brauche ein Taxi.“

„Wofür?“ Maike starrte ihn aus geweiteten Augen an.

„Wofür wohl? Ich werde diese Wildsau besuchen. Und sie schlachten. Schön langsam. Stück für Stück. Sie wird bis morgen früh etwas davon haben, das verspreche ich dir. Und ihren Kopf bringe ich höchstpersönlich zur Mülldeponie. In einer Plastiktüte. Alles andere spüle ich den Lokus runter.“

„Nein“, stöhnte Maike. „Komm zu dir, um Himmels willen! Weißt du überhaupt, was du da jetzt redest? Du bist irre. Du machst mir Angst!“

„So, ich mache dir Angst?“ Er warf ihr einen wilden Blick zu. „Wieviel Angst hat der Kleine da in seinen elf Lebensjahren wohl schon ertragen müssen? Wieviel Angst wird er in Zukunft aushalten müssen, falls ihm überhaupt noch eine Zukunft vergönnt ist? Angst vor dem Schlaf zum Beispiel, denn dann kommen sie wieder, die Alpträume. Die Erinnerungen an die eigene Mutter, die ihn auf bestialische Weise krankenhaushausreif geprügelt und fast umgebracht hat. Angst vor den Schatten der Vergangenheit, in der ihm nicht mal eine halbwegs normale Kindheit gegönnt wurde. Statt dessen eine Kindheit, in der ihm von der eigenen Mutter sogar die Geburtstagsgeschenke zerstört wurden. Angst vor Menschen, die ihn an dieses Miststück erinnern, vor Frauen, die eine entfernte Ähnlichkeit mit der Bestie haben. Angst vor Menschen, die die Stimme erheben, denn dann sind sie wieder gegenwärtig, diese Schläge, diese widerwärtigen und primitiven Beschimpfungen, und schließlich und immer wieder diese Minuten, die abrupt seine Kinderseele zerstört haben. Die Minuten, in denen er diese Seele oder das, was von ihr noch übrig war, auf einen Scheißteppich hinter einer scheißbürgerlichen Fassade buchstäblich ausgekotzt und ausgeblutet hat. Das ist seine Zukunft, Maike. Eine freudlose Zukunft, nicht wahr? Vielleicht wird auch er später seine Kinder verprügeln, weil sie nie aufhören dürfte, ihn und sein Leben zu beherrschen. Sie ist eine Pestbeule, die entweder entfernt oder aber sein ganzes weiteres Leben vergiften wird. Ir-

gendwann muß Schluß sein, Maike. Hörst du? Es muß ein Ende haben! Dieses Monstrum hat schon zu viele Leben zerstört. Denke an die anderen Geschwister deines Freundes. Und nun ist wirklich Feierabend. Punktum und Schluß!"

Er stakste zur Tür. Bevor Maike etwas erwidern konnte, wurde sie von außen aufgestoßen, und Thorsten stand vor ihnen. Mit leerem Gesicht und hängenden Armen musterte er sie.

„Hi!“ begrüßte er sie mit ebenso leerer Stimme. „Schön, daß auch du meinen kleinen Bruder mal besuchst, Thomas. Du hast sicherlich schon von seinem kleinen Unfall gehört?“

„Ja“, erwiderte Thomas im gleichen leeren Ton. „Ich bin gerade auf dem Weg zur Unfallverursacherin, um ihr ein wenig die Meinung zu sagen. Könnte länger dauern und eine ziemliche Schweinerei abgeben.“

Es war eine gespenstische Situation, an die sich Maike noch Jahre später bis in alle Einzelheiten entsinnen konnte. Da standen sich zwei Männer gegenüber, die sich im Gesprächston unterhielten und doch – jeder auf seine Weise – wenigstens vorübergehend dem Irrsinn nahe waren.

Ein Horrorfilm ist dagegen doch nur ein müder Abklatsch.

„Falls du meine Mutter meinst“, antwortete Thorsten kalt, „so kannst du dir den Weg sparen. Sie wird Dennis oder Nicole oder überhaupt jemandem nie wieder etwas antun.“

Maike schrie gellend auf.

„Hast du sie umgelegt?“ erkundigte sich Thomas, als wollte er lediglich die neuesten Lottozahlen wissen.

„Nein. Das tut man doch nicht. Sie ist schließlich meine Alte, auch wenn ich es gern vergessen würde.“

„Das Problem habe ich in diesem Fall nicht. Also dann, ciao, macht's gut.“

Er wollte zur Tür, aber Thorsten hielt ihn zurück.

„Ich habe ihr dafür beide Handgelenke gebrochen und das Gesicht zerschnitten. Und ein paar Rippen dürften auch zum Teufel sein. War eine scheiß Arbeit, sage ich dir. Hat fast eine Stunde gedauert. Bernd hat sie festgehalten, während ich mit Nudelrolle, Küchenmesser und Schraubenzieher zu Gange war. Weißt du, daß eine Zweihundert-Watt-Anlage einfach klasse ist? Hat wunderbar ihr Quieken übertönt. Und falls sie jemand fragen wird, so hatte sie einen schweren Unfall. Darauf haben wir uns mit ihr noch einigen können, bevor sie aus den Latschen gekippt ist. Eine saubere Lösung, und alles bleibt in der Familie, ohne daß wir die Behörden belästigen müssen.“

„Hervorragend“, lobte Thomas, immer noch mit Eiseskälte in der Stimme. „Vielleicht sogar besser, als wenn sie jemand alle gemacht hätte. So hat sie ein bißchen länger was davon.“

„So wie Dennis“, ergänzte Thorsten.

„So wie Dennis“, bestätigte Thomas.

Hinter sich hörte er ein plumpsendes Geräusch.

Maike war in eine gnädige Ohnmacht gefallen.

Zwölf

Während in einer norddeutschen Großstadt ein elfjähriger Junge erneut in ein tiefes Koma fiel, rüstete sich eine dubiose Internet-Homepage namens „Protect@hild“ zum nächsten großen Schlag gegen die vermeintliche Flut von Kinderschändern, die aus ihrer Sicht die Republik zu überrollen drohte. Aus dunklen Quellen zauberte „Protect@hild“ kinderpornographisches Material hervor, das sie einem Boulevardsender zugänglich machte, zusammen mit rund einhundert Adressen von „Mißbrauchern“. Auf den Bildern und Movieclips, die „im Internet kursieren und dem sexuellen Mißbrauch von Kindern eine neue, eine ungeheuerliche Dimension verleihen“, waren angeblich erst kürzlich mit Gewalt mißbrauchte Mädchen und Jungen zu sehen.

Daß es sich tatsächlich um über dreißig Jahre alte Motive aus „Golden-Boy“-Filmen und „Lolita“-Magazinen handelte, verschwieg „Protect@hild“ wohlweislich – und die Reporter des Boulevard-Magazins interessierte die wirkliche Herkunft der Bilder nur am Rande, solange die von „Protect@hild“ gelieferte Erklärung halbwegs schlüssig klang.

Während Thomas Gloistein in den darauffolgenden Tagen kaum vom Krankenbett seines kleinen Freundes wich und mit Hilfe von Valium und Kaffee einen ausgeglichenen Zustand herstellte, der zwischen dem totalen Kreislaufzusammenbruch und einer Mobilisierung der allerletzten Kraftreserven pendelte, während unübersehbar der Herbst Einzug hielt und die dunkler werdenden Tage seine Stimmung zusätzlich verdüsterten, begannen in einer österreichischen Kleinstadt die Leute über einen alten Rentner zu tuscheln, der „ein bisschen zu häufig, gell“ Besuch von zwei kleinen Jungen erhielt und sich ansonsten recht merkwürdig benahm. Denn er war zu jedermann freundlich, aber man sah ihn nie in Damenbegleitung. Und das schien den honorigen Bürgern des idyllisch gelegenen Städtchens höchst verdächtig. War seine Ehegattin verstorben? Oder war er gar geschieden, was in diesem streng katholischen Dorf einem ungeheuren Sakrileg gleichkam? Nein, weder noch. Er lebte bereits seit dreißig Jahren hier, aber Frauen – nein, Frauen hatte man in seiner Nähe noch niemals bemerkt. Ergo ein – unaussprechliches Wort – Homosexueller? Nicht auszudenken, sollte der Alte tatsächlich dem widernatürlichen Beischlaf mit Männern frönen. Das wäre ein Skandal ersten Ranges, fast so schlimm wie der Vorfall vor zwanzig Jahren, als der Bergbauer Huber mit einer seiner Ziegen ertappt wurde. Nur könnte einem in diesem Fall, anders als damals, das Lachen im Halse steckenbleiben. Und dann noch das mit den Kindern, die er in aller Öffentlichkeit küßte und herzte, Kinder, die weder seine Enkelsöhne waren noch sonst irgendwie in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu ihm standen. Unglaublich. *Man liest ja einiges, nicht wahr ...*

Wiederum einige Tage, es war inzwischen Mitte Oktober, später begann die Krise, die eine berufserfahrene Krankenschwester beim kleinen Dennis trotz der anfänglichen, der vermeintlichen Besserung vorausgesehen hatte. Er wurde zurück auf die Intensivstation verlegt. „Sein Zustand macht uns Sorgen“, erklärte ein über-

nächtiger Arzt, als ihm Thomas gegenüber saß, den Tränen nahe. „Es gab einige neue Hirnblutungen, und heute nacht drohte ein massives Nierenversagen. Es scheint fast so, als *will* der Junge nicht mehr weiterleben.“ Dennis hatte seit seinem entsetzlichen Geständnis das Bewußtsein nicht wiedererlangt. Und Thomas geriet auf seiner psychiatrischen Station gegenüber den anderen Ärzten und Patienten zunehmend in Erklärungsnot. Ohne Karin Seikowski, die ihm den Rücken deckte und ihm zur Seite stand, wäre es zu überaus unangenehmen Konfrontationen mit dem Oberarzt gekommen.

Zur gleichen Zeit wurde „Protect@hild“ von einer unerklärlichen Flut von „Mailbomben“ heimgesucht. Das virtuelle Gästebuch stürzte mehrmals ab, die Mailboxen waren tagelang blockiert, und um dem ganzen die Krone aufzusetzen, schien es versierten Hackern sogar gelungen zu sein, das FTP-Paßwort zu knacken. Texte veränderten sich ohne Zutun der zuständigen Webmaster oder verschwanden auf Nimmerwiedersehen im virtuellen Orkus. Schließlich kündigte der genervte und verbitterte Vorsitzende von „Protect@hild“ in der Tagespresse und in einer Kurzmitteilung auf der Indexseite an, daß die Site „vorübergehend geschlossen und völlig neu überarbeitet wird“. Er fügte hinzu: „Wir werden den Pädokriminellen künftig jede Chance nehmen, ihre schmutzige Propaganda auch weiterhin auf unserer Seite zu verbreiten.“

Fast drei Wochen nach seiner Einlieferung blieb für einige Minuten das Herz des kleinen Dennis stehen. Die Ärzte kämpften mehrere Stunden lang um sein Leben, bis Dennis endlich wieder selbständig atmete, ohne Sauerstoffzelt und ohne die ständige Bereitschaft qualifizierter Intensivpfleger. Thomas war zwanzig Stunden lang nicht vom Bett seines kleinen Freundes gewichen und mußte schließlich fast mit Gewalt auf seine Station zurückgeschickt werden.

Indessen führte Maike ein langes Gespräch mit Karin Seikowski. Stunden später ließ sie sich im Forum für „Ehemalige“ von „abendrot online“ den User-Namen „Gewitterhexe“ zuteilen.

Etwa zur gleichen Zeit erfuhr Klaus die Wahrheit über die Ursachen der üblen Verletzungen seiner Frau – oder vielmehr das, was sie ihm als „Wahrheit“ auftischte. Die Geschichte mit dem Autounfall einer „... früheren Klassenkameradin, die mich mit zum Kaffeetrinken ins Grüne nehmen wollte und sich dabei überschlug ...“, hatte er ihr in den vergangenen Wochen zu keinem Zeitpunkt geglaubt, zumal er von dieser ehemaligen Klassenkameradin bislang noch nie etwas gehört hatte, es Marianne überdies keineswegs ähnlich sah, solche Kontakte zu pflegen, und sie zudem jede Auskunft darüber verweigerte, wo denn diese (angeblich unverletzt gebliebene) Freundin wohnte. Bei konkreten Nachfragen, insbesondere zu Details, verwickelte sie sich außerdem in Widersprüche. Schon bei der Geschichte mit Dennis hatte er leichtes Unbehagen und ein unerklärliches Mißtrauen verspürt. Aber dieser „Autounfall“ war erlogen und erstunken, das hatte er von Anfang an gewußt.

Sie war wieder einmal betrunken, als sie mit ihrer Version der Geschichte herausrückte. Demnach hätten Thorsten und Bernd sie eines Nachmittags, als sie sich gerade zu Dennis ins Krankenhaus begeben wollte, ohne jeden Grund überfallen, ihr unterstellt, sie sei schuld an den schweren Verletzungen ihres jüngsten Sohnes, und

sie dann auf das Allerschlimmste mißhandelt. „Ich habe keine Söhne namens Bernd und Thorsten mehr“, schluchzte sie herzergreifend. Sie starrte ihn aus ihrem geschwellenen und von schlecht verheilten Narben übersäten Gesicht an, während sie mit den in Gips steckenden und derzeit völlig nutzlosen Händen herumfuchtelte. Die Versorgung des Haushaltes und der kleinen Nicole oblag bis zu Mariannes Genesung ihrer ältesten Tochter, die sich mißmutig und mürrisch dieser unvorhergesehenen Pflichten entledigte. „Sie haben fast ihre eigene Mutter umgebracht, Klaus. *Ihre eigene Mutter!*“

Ihr Mann wandte sich schweigend ab, warf die Jacke über und machte sich auf den Weg in den „Schlesischen Hof“.

Er ahnte die ganze, die eigentliche Wahrheit. Er hatte aber keineswegs die Absicht, sich allzusehr in Überlegungen zu verlieren, die zu nichts führten und am Ende nur davon ablenkten, daß seine zwei Söhne derart brutal die eigene Mutter mißhandelt hatten. Ob das mit Dennis nun stimmte oder nicht – *sie hatten einfach nicht das Recht, so etwas zu tun*. Seine aufkeimende Wut ertränkte er in zahlreichen Schnäpsen, die ihm Papillon im Minutentakt nachschenkte. Ein guter Gastwirt weiß, wann es besser ist, den Mund zu halten. Und Papillon war ein guter Wirt. Wenn es überhaupt jemals einen Grund gab, zu schweigen und kontinuierlich den Nachschub an Hochprozentigem sicherzustellen, so war das Gesicht seines Stammgastes ein solcher Grund. Auf wen immer der Klaus zur Zeit auch wütend sein mochte – Papillon schätzte sich überaus glücklich, daß er diese Person offenbar nicht war. Sonst hätte er sich fest vorgenommen, heute nacht auf dem Heimweg mehrmals einen Blick nach hinten zu werfen.

Einige Tage später bezogen Maïke und Thorsten eine kleine Sozialwohnung. Als sie abends inmitten ihrer noch nicht ausgepackten Habseligkeiten saßen, brach die Fassade zusammen, die Thorsten seit jenem furchtbaren Nachmittag aufrechterhalten hatte. Die Fassade eines gefühllosen Roboters, unfähig zu jeder Art von Emotion, rational agierend und doch mit dieser schaurigen Leere in der Stimme und im Blick. Er lag in Maïkes Armen und weinte, wie er noch nie in seinem knapp zwanzigjährigen Leben geweint hatte.

Und Bernd fand sich im Bett eines Freiers wieder, der ihm nicht einmal unsympathisch war. Der ihn offenbar seit Wochen ertragen hatte, obwohl Bernd in dieser Zeit fast ständig betrunken war, weil er anders nicht die Schreie seiner Mutter aus dem Kopf verbannen konnte. Diese unmenschlichen Schreie, als er sie von hinten umklammerte und Thorsten ihr mit dem Küchenmesser die Wangen zerfetzte. Oder das Röcheln seines kleinen Bruders, während er fassungslos in der Wohnzimmertür stand und mit ansehen mußte, wie sie ihm das Gesicht zu Brei schlug. Sobald er betrunken war, mußte er auch nicht darüber nachdenken, daß er mit ihr und der vermeintlichen Leiche seines kleinen Bruders noch eine ganze Zeitlang gewartet hatte, um dann der Mutter zu helfen, den kleinen Körper nach draußen zu schaffen und im Rinnstein abzulegen, wo er angeblich von Rowdies nach einem Überfall achtlos liegengelassen worden war. Im Rausch verschwand auch das Grauen, das er bei der Erinnerung daran empfand, wie der vermeintlich tote Bruder sich plötzlich bewegte und die Augen auf-

schlug. Er hörte dann nicht das heisere Krächzen seiner Mutter, die auf den halb bewußtlosen Dennis einredete, ihm mit Tritten und weiteren Schlägen mit einem alten Holzschuh die Version einbleute, die er später, falls er überleben sollte, der Polizei zu erzählen hatte. Und im volltrunkenen Zustand vergaß er sogar den Selbstekel angesichts der Tatsache, daß er dieses Spiel seiner Mutter zwei Tage lang mitgespielt hatte, bevor er sich endlich Thorsten anvertraut hatte. Und der Rest ...

„Du kannst bleiben“, erklärte ihm der Mann ruhig. „Du hast einen geilen Arsch, mein Junge. Aber mit der Sauferei ist jetzt Schluß. Du hast mir dreimal das Bett vollgekotzt und einmal versucht, dir die Pulsadern aufzuschneiden. Feierabend, mein Bester, hörst du? Ich weiß nicht, was ich an dir außer deinem wirklich geilen Arsch sonst noch so toll finden soll, aber ich habe eine unerklärliche Schwäche für dich. Gehe dich waschen, noch besser, gehe dich duschen. Und dann reden wir über deine Probleme und darüber, wie du dir hier deinen Lebensunterhalt verdienen kannst. Ich mag dich, aber ich bin nicht das Sozialamt.“

Der Typ war nicht übel. Er wirkte solide, gepflegt und nicht unvermögend. Jedenfalls konnte sich Bernd an schlimmere Freier erinnern. Und sich von einem Mittfünfziger allabendlich durchficken zu lassen, erschien ihm im Vergleich zu den übrigen Optionen, die ihm noch blieben, als das geringste Übel.

Er verschwand ins geräumige und komfortable Badezimmer. Als er unter der brühend heißen Dusche stand, glitt der Gestank der letzten Wochen von ihm ab wie ein wasserlöslicher Schmierfilm. Aber die Gedanken, die Erinnerungen, verschwanden nicht im gurgelnden Abfluß. Während er sich die borstigen Haare mit dem nach Jasmin duftenden Shampoo schrubbte, liefen ihm die Tränen übers Gesicht.

Mitte November wurde Thomas „auf eigene Gefahr“ aus dem Krankenhaus entlassen. „Ihr Zustand gefällt mir nicht“, bemerkte der Oberarzt bei der abschließenden Visite und musterte ihn mit einem Blick, der seine Worte Lügen strafte. In Wirklichkeit schien ihn das weitere Schicksal seines Patienten denkbar gleichgültig zu lassen. „Aber die Suizidgefahr scheint einstweilen gebannt, und Ihr Hausarzt wird die weitere ambulante Behandlung übernehmen. Und wegen Ihrer sexuellen Fehlorientierung sollten Sie jetzt wirklich und allen Ernstes etwas unternehmen. Sie sind eine potentielle Gefahr für die Kinder, und je schneller Sie diese Tatsache in Ihrem Bewußtsein verankern, desto größer ist auch Ihre Chance, nachzureifen und eine normale, eine erwachsene Sexualität zu entwickeln.“

„Rutschen Sie mir den Buckel runter“, entgegnete Thomas kalt.

Der Arzt blieb ruhig. „Ist das alles, was Sie dazu zu sagen haben?“

„Was Sie betrifft – ja. Sie sollten nicht über Dinge reden, von denen Sie nichts verstehen.“

„Aber Sie verstehen etwas davon?“

„Jedenfalls mehr als Sie, Sie verdammter Klugscheißer.“

„Sie können mich nicht beleidigen“, sagte der Arzt ruhig, aber mit Eiseskälte in der Stimme. „Sie nicht.“

„Das war auch keine Beleidigung. Sondern eine Tatsachenfeststellung.“

Der Arzt musterte ihn lange und gründlich. „Verschwinden Sie aus diesem Krankenhaus“, sagte er leise. „Und beim nächsten Mal wünsche ich Ihnen mehr Mut, die Tabletten dann auch tatsächlich zu schlucken. Nehmen Sie fünfzig Stück davon, das dürfte reichen.“

Grußlos wandte er sich ab und verschwand aus dem Zimmer.

Mourat hatte den kurzen Disput fassungslos mitverfolgt. „Du bist ein ... ?“ fragte er schließlich und wagte nicht, das Wort auszusprechen.

„Ein Kinderficker?“ Thomas lachte kurz und humorlos auf. „Ja, lieber Kollege, das bin ich. Du hast über drei Wochen lang das Zimmer mit einem Kinderschänder geteilt. Tut mir leid für dich.“

Der Iraner rang immer noch um seine Fassung. „Das hätte ich im Leben nicht vermutet“, stieß er endlich hervor. „Du – nie im Leben!“

„Ich muß dich enttäuschen. Ich bin ein Pädo, und ich stehe dazu. Einer mit zwei Augen, einer Nase und einer halbwegs normal ausgebildeten Fresse. Mein Mittelfinger, mit dem ich meine Opfer heranwinke, ist nur außerhalb des Krankenhauses etwas länger, und meinen Lodenmantel mit der Bonbontüte habe ich zu Hause im Schrank hängen.“

Mourat sagte nichts und starrte ihn nur betroffen an.

„Du bist okay“, fügte Thomas nach sekundenlangem Schweigen hinzu und lächelte bitter. „Ich würde mich von dir gern richtig verabschieden und dir für die Zukunft alles Gute wünschen, aber darauf legst du jetzt wahrscheinlich keinen großen Wert mehr.“

Mourat sah ihn immer noch mit großen, kugelrunden Augen an. Dann erhob er sich und kam auf ihn zu. „Du Arschgeige“, sagte er schließlich, breitete die Arme aus und zog Thomas an sich. „Paß auf dich auf“, raunte er ihm ins Ohr. „Allah beschütze dich!“

Als sie sich voneinander lösten, grinste Mourat unverschämt. „Bubis oder Girlies?“ fragte er.

Thomas erwiderte das Grinsen. „Meistens Bubis. Einmal auch ein Mädchen.“

Mourat kicherte. „Unten in der Kantine kosten sie siebzig Pfennig.“

Thomas sah ihn verständnislos an.

„Die Zitronenlutscher, Mensch. Falls du Nachschub brauchst!“

Sie lachten so heftig, daß die draußen vorbeigehende Schwester kurz innehielt und den Kopf schüttelte. „Es ist wirklich eine Klapsmühle. Wäre ich bloß drüben in der Intensiv geblieben. Da sind sie wenigstens ruhig und halten die Schnauze ...“

Thomas' erster Weg führte, nachdem er seinen Koffer im Kofferraum seines inzwischen vor der Psychiatrie parkenden Omegas verstaut hatte, direkt zur Kinderklinik. Die kleine Allee dorthin war ihm inzwischen bis in alle

Einzelheiten vertraut. Das Buschwerk nahm zusehends die graue Farbe des Herbstes an, und der Spatz, der zwischen den Ruhebänken auf Nahrungssuche herumhopste, betrachtete ihn aus seinen kleinen Knopfaugen wie einen alten Bekannten.

„Ach, Herr Gloistein!“ begrüßte ihn der diensthabende Arzt freundlich, als er zielstrebig auf Dennis' Zimmer zusteuerte. Auf dem Flur spielten zwei Kinder, die ihm fröhlich zuwinkten. Ein kleines Mädchen, unnatürlich blaß und kahlköpfig, zeigte ihm triumphierend einen riesigen Kuschelbären, den ihr die Eltern geschenkt hatten. Leukämie. Niemand vermochte zu sagen, ob die quälende Chemotherapie Erfolg haben würde. Wie Thomas vor einigen Tagen erfahren hatte, gab man dem Mädchen noch ein halbes Jahr - höchstens.

„Wie geht es ihm heute?“ fragte Thomas. Er hatte diese Frage bereits unzählige Male gestellt, und die Antwort war stets dieselbe gewesen, wenigstens in den vergangenen Wochen: „Unverändert. Er schläft. Manchmal kommt er zu sich, aber wir wissen nicht, ob er in solchen Momenten seine Umwelt überhaupt wahrnimmt.“

Thomas hatte dann stundenlang am Bett von Dennis gesessen und grübelnd das abgezehrte und blasse Gesicht betrachtet. Die äußeren Verletzungen schienen weitgehend abgeheilt zu sein. Aber eben, das galt nur für die sichtbaren Wunden ...

Der Arzt lächelte breit. „Besser!“ sagte er in einem Ton, als verkünde er das Ende des Winters und den Anfang eines immerwährenden Frühlings. „Er hat nach Ihnen gefragt!“

„Oh.“ Thomas starrte ihn an wie einen Geist.

„Ja, Sie haben richtig gehört. Kommen Sie mit in mein Büro, ich gebe einen Kaffee aus.“

Thomas folgte ihm benommen.

Dennis hat nach mir gefragt!

In den vergangenen Wochen hatte er nahezu täglich viele Stunden am Bett des Jungen verbracht. Er hatte ihm vorgelesen, ohne zu wissen, ob Dennis überhaupt den Sinn dessen verstand, was er da aus dem neuesten Buch zum Film „Startrek“ zum Besten gab. Er hatte ihn gestreichelt, und die Antwort bestand lediglich in einem umflorten Blick, unergründlich, bis Dennis die Augen wieder zufielen. Aber in all diesen Tagen des verzweifelten Wartens und Bangens hatte er nicht ein einziges Wort aus seinem kleinen Freund herausgebracht. Dennis war stumm gewesen wie ein Fisch, abgesehen von gelegentlichen Stöhnlauten. Seine kleine, blasse und durchscheinende Hand lag teilnahmslos in der seinen. Er weinte nicht, er lachte nicht, er sprach nicht ... in sich gekehrt, scheinbar völlig entrückt, vielleicht nicht einmal richtig bei Bewußtsein dämmerte er vor sich hin. Aber Thomas hatte nie die Hoffnung aufgegeben. Er wollte sich nicht damit abfinden, daß der Junge möglicherweise für immer ein Pflegefall sein könnte. Daß er aus dem Koma, verursacht entweder durch die überraschenden Hirnblutungen oder den vorübergehenden Atemstillstand, vielleicht auch durch beide Faktoren, nie wieder vollständig erwachen könnte.

„Falls er wieder zu sich kommen sollte, ist mit einer Amnesie zu rechnen – einem vollständigen oder teilweisen Verlust der Erinnerungen“, hatte der hinzugezogene Neurologe prognostiziert. „Rechnen müssen wir auch mit bleibenden Schäden. Welcher Art, ist schlecht vorauszusagen. Soweit wir die Reflexe überprüfen können, sind sie normal – aber das heißt leider nichts. Das habe ich auch schon den Eltern gesagt. Sind übrigens merkwürdige Leute. Kommen nur kurz, sitzen für zehn Minuten hier im Zimmer und verschwinden dann wieder, als hätten sie Angst. Wovor? Sie dagegen, Herr Gloistein, sind uns auch ein Rätsel. Sie sind doch nur der Nachhilfelehrer des Jungen, aber Sie verhalten sich, als sei er Ihr Sohn. Wir freuen uns ja darüber, aber komisch ist das alles trotzdem ...“ Grummelnd, zu Thomas' Erleichterung ohne auf einer Antwort zu bestehen, war er dann davongeeilt.

Der Stationsarzt indes hatte es längst aufgegeben, sich zu wundern. Er nahm es kommentarlos hin, daß dieser Mann, der auch ihm ein Rätsel war, täglich bei dem Jungen am Bett saß. Oft zusammen mit einem jungen Mädchen, das seine Tochter sein könnte, es offenbar aber nicht war. Und daß sowohl die Eltern einerseits als auch Gloistein und dieses Mädchen andererseits peinlich darauf achteten, sich nicht zu begegnen, hatte ihn nur anfangs noch gewaltig irritiert. Inzwischen nahm er es hin, und eine innere Stimme sagte ihm, daß es besser war, nicht allzu genau nachzufragen.

„Mit Milch und Zucker, nicht wahr?“ fragte der Arzt aufgeräumt und schenkte ihm aus einer Thermoskanne ein. Er war über die Kaffeetrinkgewohnheiten seines Besuchers nach all den Tagen bestens orientiert. Thomas konnte nur nicken. Ungeduldig rutschte er auf seinem Stuhl hin und her. *Komm endlich zur Sache*, brüllte es in ihm. *Ich will zu Dennis!*

„Tja, Herr Gloistein“, begann der Arzt endlich und strahlte vor Wonne. „Ihr Dennis ist tatsächlich über den Berg. Er hat es geschafft. Da gibt es nur eine Sache, die uns ein bißchen Sorge macht, aber vielleicht ist das auch ein Segen für den kleinen Mann: Er leidet, wie befürchtet, an einer Teilamnesie. Die Erinnerungen an den Überfall und an die Tage und Wochen danach – komplett weg, futsch, ausradiert. Sie reichen bis zu einem Tag, als er bei Ihnen in der Wohnung gewesen sein mußte. Er redete unaufhörlich von einem kaputten Bild, das Sie ihm noch vom Taschengeld abziehen wollen. Und von einem Sandsack. Und danach – Schluß. Erinnern Sie sich an diesen Tag, Herr Gloistein? Ich frage, damit wir den Zeitraum eingrenzen können, damit wir wissen, wieviel im Erinnerungsvermögen von Dennis fehlt.“

Thomas spürte die Tränen aufsteigen. Gleichzeitig hockte ein befreiendes Gelächter in seiner Brust, einem Gnom gleich, der auf eine Gelegenheit wartet, einen gewaltigen Hüpfen zu tun. Beides versuchte er mit aller Gewalt zu unterdrücken. Er nickte heftig. „Das war zwei Tage vor ... vor dem Überfall. Es stimmt alles!“

„Nur zwei Tage!“ Der Arzt lächelte noch breiter und ließ zwei prächtige Goldkronen blitzen. „Dann ist alles halb so wild. Gut möglich, daß die restlichen Erinnerungen auch zurückkehren – aber ich weiß nicht recht, ob wir das dem jungen Mann überhaupt wünschen sollten.“

Nachdenklich hielt er inne.

„Die Polizei ist keinen Schritt weitergekommen, nicht wahr?“ Er stellte die Frage eher beiläufig. „Merkwürdige Sache, das alles. Und nun wird die Kripo erst recht kein Glück mehr haben, denn der Kleine fällt als offenbar einziger Zeuge komplett aus. Die Schufte werden, wie es im Moment aussieht, ungestraft davonkommen.“ Er hielt abermals inne.

Das denkst du.

Fast übergangslos bemerkte der Arzt, wiederum eher beiläufig: „Und das mit der Mutter ist auch eine eigenartige Geschichte. Drei Tage nach dieser bestialischen Tat taucht sie drüben in der chirurgischen Ambulanz auf und läßt sich nach einem höchst geheimnisvollen Autounfall verarzten. Ich habe gestern die Krankenakte gesehen. Eigentümliche Verletzungen für einen Autounfall, finden Sie nicht auch?“ Er schoß einen messerscharfen Blick auf Thomas ab.

„Wirklich sehr merkwürdig, aber so ist das Leben“, erwiderte der ungerührt.

Sollte der Gute etwas ahnen?

„Na ja“, seufzte der Mediziner und griff erneut zur Kanne. „Manchmal gibt es die eigenartigsten Zufälle. Scheint eine leidgeprüfte Familie zu sein. Vielleicht ist das der Grund, warum nie ein Gespräch mit den Eltern möglich war. Wurden Eingriffe notwendig, die ihre Unterschrift voraussetzten, so fragten sie nicht einmal nach, sondern unterschrieben und gingen dann ... nein, sie liefen dann förmlich wieder davon. Sah aus wie eine Flucht. Sonderbar, sehr sonderbar ist es auch, daß Dennis heute morgen nicht als erstes nach seiner Mama gefragt hat, als er aus dem Koma erwachte. Sondern nach Ihnen. Noch merkwürdiger war dann die Reaktion der Mutter, als wir sie anriefen und ihr die freudige Botschaft übermittelten. Sie schien keineswegs sehr glücklich gewesen zu sein und war auch nicht bereit, sofort zu kommen – angeblich hatte sie noch wichtige Termine. Und das mit ihren gebrochenen Händen. Sind recht komplizierte Brüche, wollen einfach nicht heilen. Nun ja. Aber Sie haben recht, so ist das Leben. Es gibt solche Menschen und solche. Und Sie gehören zu den solchen.“

Thomas starrte ihn an. „Wie meinen Sie das?“

Der Arzt fixierte ihn. „Ich meine, daß Sie dem kleinen Kerl das Leben gerettet haben.“

„Quatsch!“ Thomas sagte es so inbrünstig, daß der Arzt lächeln mußte.

„Nein, kein Quatsch. Ich habe es Ihnen schon vor Wochen gesagt: Dennis wollte nicht mehr, er hatte sich zu jenem Zeitpunkt aufgegeben. Er war nicht mehr bereit, zu kämpfen, er wollte sterben. Ob das nur mit dem Überfall oder auch mit anderen Dingen zusammenhing, weiß ich nicht. Wenn ich mir so die Eltern anschau, dann ... aber lassen wir das. Sie dagegen, Herr Gloistein, haben täglich an seinem Bett gesessen. Die Art und Weise, wie Sie auf ihn eingegangen sind, war hier Tagesgespräch. Wie viele meiner Kollegen vertrate ich den Standpunkt, daß komatöse Patienten sehr wohl etwas mitbekommen, auch wenn sie sich später kaum oder gar

nicht mehr daran erinnern können. Nehmen Sie es einfach hin, Herr Gloistein: Wir haben den medizinischen Teil geleistet, aber was Dennis eben auch brauchte, das haben Sie ihm gegeben.“

Darauf sagte Thomas nichts. Er schluckte trocken.

Als er mich wirklich brauchte, war ich aber nicht da.

„Ich weiß wirklich nicht, ob seine Erinnerungen jemals zurückkehren werden. Ich wiederhole: Vielleicht ist es auch besser so. Ich weiß aber, daß Dennis Sie auch weiterhin brauchen wird. Falls nichts mehr dazwischen kommt, behalten wir ihn noch mindestens bis Jahresende hier, damit er auch körperlich wieder zu Kräften kommt. Seine Nierenwerte wollen mir noch nicht so recht gefallen, und er hat fast zehn Kilo Körpergewicht verloren. Danach ist eine mehrwöchige Rehabilitationsmaßnahme erforderlich. Vor Ostern des kommenden Jahres wird er kaum wieder zur Schule gehen können, der arme Kerl. Verpaßt fast ein komplettes Schuljahr. Vielleicht könnten Sie dann, könnten Sie ...“ Der Arzt verstummte und sah ihn hilfeschend an.

„Mich um ihn kümmern?“ vollendete Thomas den Satz. „Selbstverständlich tue ich das. Ich werde ihm helfen, den Anschluß in der Schule wiederzufinden. Falls Sie keine Probleme damit haben, schon hier in der Klinik, sobald er wieder einigermaßen aufnahmefähig ist.“

„Ich und Probleme damit?“ Der Arzt lachte laut und herzlich. „Im Gegenteil! Das war es, was ich meinte. Sonst hätte ich einen Krankenhauslehrer vorgeschlagen, aber *das* ist vielleicht noch viel besser. Mit den Eltern müssen Sie sich dann einigen.“

Und ob ich mich mit denen einige, verlaß dich darauf.

Der Arzt wurde wieder ernst und musterte ihn abwägend. „Sie sind mir trotzdem ein Rätsel, Herr Gloistein. Warum tun Sie das alles für ihn? Sie sind doch nur, Verzeihung, sein Nachhilfelehrer, wenn ich Sie richtig verstanden habe.“

Thomas hob unbehaglich die Schultern. Das Gespräch geriet mal wieder in gefährliches Fahrwasser.

Der Arzt winkte ab. „Nun ja, Vaterkomplex, wie?“ Er lachte wieder sein herzliches Lachen. „Manchmal spielen die Gefühle einem die komischsten Streiche. Sehen Sie, ich war immer ein erklärter Katzenhasser. Unlängst ist uns ein solches Vieh zugelaufen. Ausgerechnet uns, meiner Frau und mir. Und heute weiß ich gar nicht mehr, was ich ohne unseren Max tun würde. Das meine ich mit den Gefühlen, wenn vielleicht auch der Vergleich ein bißchen hinkt. Und nun sehen Sie zu, daß Sie zu Ihrem Dennis kommen. Er wartet bereits auf Sie.“

Thomas war schon fast an der Tür, als ihn die Stimme des Arztes noch einmal einholte.

„Ach, Herr Gloistein, bevor ich es vergesse ... falls nötig, würden Sie sich doch mit dem Jugendamt in Verbindung setzen, nicht wahr?“

Thomas wandte sich langsam um. „Falls nötig“, erwiderte er beherrscht, „tue ich noch viel mehr als das, Herr Doktor. Darauf können Sie sich verlassen.“

Der Arzt sah ihn nachdenklich an. „Das weiß ich. Solange es nur nicht zuviel des Guten ist. Sie sollten auch auf sich selbst ein wenig aufpassen ...“

Fünf Minuten später betrat Thomas das Zimmer, in dem er bereits so viele trostlose und angstvolle Stunden verbracht hatte.

Heute jedoch war etwas anders, ganz anders.

Dennis saß, von zwei Kopfkissen zusätzlich gestützt, in seinem Bett und strahlte ihm entgegen. Ein Schatten seiner selbst. Dünn, mit eingefallenem und leichenblassen Gesicht. Aber er war *wach*.

„Küßchen, Alter!“ flüsterte eine kraftlose, heisere und trotzdem *lebendige* Stimme.

Und Thomas hätte die Welt umarmen können. Aber einstweilen begnügte er sich damit, das bei seinem kleinen Freund zu tun. Als sich die dünn gewordenen Ärmchen um seinen Hals legten, schloß er die Augen und lächelte leise.

Danke, lieber Gott.

Bevor er endgültig heimfuhr, hatte er noch etwas zu erledigen. Er hielt die Zeit für gekommen, das ohne spektakuläre und unüberlegte Aktionen schnell und schmerzlos hinter sich bringen zu können. Schmerzlos zumindest für ihn. Während der Fahrt verschwendete er nicht allzu viele Gedanken an das, was nun vor ihm lag. Er ließ statt dessen das einstündige Zusammensein mit Dennis Revue passieren.

Zweifellos, sein Kleiner war über den Berg, der Arzt hatte recht. Recht hatte er allerdings auch mit der Amnesie. Dennis wußte in der Tat nichts mehr von dem, was sich vor über sechs Wochen zugetragen hatte. Stirnrunzelnd nahm er die Version zur Kenntnis, die Thomas ihm auftischte: ein Überfall durch unerkannt entkommene Jugendliche, ohne daß sich Thomas hinsichtlich der Details über das Maß hinaus ausließ, als ihm in diesem Moment unbedingt nötig schien. Dennis wußte auch nichts mehr von den grausamen Schmerzen, die ihn in den wenigen Momenten des Wachseins gepeinigt hatten. Und Thomas dankte mehrmals und im Stillen dem lieben Gott dafür, daß er bei Dennis das Entsetzliche – wenigstens vorläufig – mit dem Tuch des Vergessens bedeckt hatte. Die Schmerzen waren fast vollständig verschwunden, nur diese fürchterliche Kraftlosigkeit störte den Jungen. „Nicht mal kacken kann ich allein“, beschwerte er sich mit seiner noch heiseren und dünnen Stimme. „Die kommen mit der Bettpfanne. Ekelig! Und guck dir mal meine dünnen Arme an. Schlimm, nicht? Wenn sie mich in der Schule so sehen, dann lachen die sich tot!“

„Sie werden dich so aber nicht sehen“, beruhigte ihn Thomas. „Es sei denn, einer deiner Klassenkameraden kommt dich besuchen. Das wollten einige inzwischen sogar schon, aber die Ärzte haben es ihnen verboten.“

„Weil ich im Komma lag“, flüsterte Dennis.

„Nicht im Komma, sondern im Koma. Richtig.“

„Und du warst jeden Tag hier, nicht?“ Dennis sah ihn aufmerksam an.

Thomas stutzte. „Woher weißt du das? Haben dir das die Ärzte oder die Schwestern erzählt?“

Dennis nestelte an seiner Bettdecke herum. „Das auch. Aber ... aber ich wußte es schon vorher.“

„Ach!“

„Ja. Du hast mir immer vorgelesen, stimmt's?“

Thomas schwieg. Der Arzt hatte also auch damit recht behalten. Dennis hatte seine Anwesenheit sehr wohl registriert.

„Thomas?“ Dennis griff nach seiner Hand.

„Hier bin ich.“

„Ich war zwischendurch ... ich war zwischendurch auch mal tot, nicht?“

Thomas verschlug es endgültig die Sprache. Er wandte den Blick ab.

„Ich weiß es“, flüsterte Dennis. „Und ich habe etwas gesehen.“

„Was hast du gesehen?“ fragte Thomas rauh.

Dennis schloß die Augen. „Was Komisches“, raunte er. „Ich erzähle es dir morgen. Ich bin so müde. Bleibst du, bis ich ...“

„... eingeschlafen bin?“ Thomas drückte sachte die kleine Hand. „Eine dumme Frage, mein Kleiner. Logisch bleibe ich. Und morgen komme ich wieder.“

„Ehrenwort?“

„Fünffaches Ehrenwort!“

Dennis lächelte. Und mit diesem friedlichen Lächeln war er nach wenigen Minuten hinüber in den Schlaf geglitten. Nun allerdings war es ein Schlaf, der ihn gesund werden ließ.

Endlich. Hoffentlich!

Thomas parkte seinen Wagen vor dem Haus, in dem sich vor über sechs Wochen eine unvorstellbare Tragödie abgespielt hatte. Mit festem Schritt ging er zur Haustür. Er klingelte. Wartete. Klingelte nochmals.

Die kleine Nicole öffnete. „Thomas!“ krächte sie begeistert und umschlang seine Hüfte.

„Hallo, kleine Maus!“ Er nahm sie auf den Arm und drückte sie. „Ist deine Mama da?“

„Sie liegt im Wohnzimmer auf dem Sofa“, erklärte das Mädchen. „Sie hat wieder Medizin genommen, weil ihr die Hände so weh tun. Warum bist du so lange nicht gekommen? Spielst du heute mit mir?“

„Später, Mäuschen“, sagte er und hauchte ihr einen Kuß auf die Stirn. „Ich muß mit Mama reden, auch wenn es ihr nicht gut geht.“

Medizin genommen? Daß ich nicht lache. Gesoffen hat sie wieder.

Sie sah fürchterlich aus. Thomas war auf einiges gefaßt, aber er erschrak dennoch. Das Gesicht war durch zahlreiche, noch blutrote Narben verunstaltet. Die Hände befanden sich in Gips, und aus ihrer massigen Brust drang ein rasselndes Röcheln. Offenkundig waren auch die Rippenbrüche noch nicht vollständig verheilt. Mühsam richtete sie sich auf.

In ihrem Blick flackerte eine Mischung aus Wut, Entsetzen und ... Angst.

„Was willst du?“ krächzte sie.

„Mit dir reden.“

„Es gibt nichts zu reden. Verschwinde aus meinem Haus.“

„Das zweite Mal, das ich heute aus einem Gebäude geworfen werde“, grinste Thomas böse. „Aber du wirst mir zuhören, Marianne, und dann gehe ich wieder, keine Sorge. In deiner Nähe läßt es sich ohnehin kaum länger als fünf Minuten aushalten, ohne daß einem übel wird.“

Ihr Gesicht verzerrte sich, aber sie schwieg. Abwartend starrte sie ihn aus blutunterlaufenen Augen an. Ihm schlug selbst aus dieser Entfernung eine Schnapsfahne entgegen.

Er vergewisserte sich, daß Nicole in ihrem Zimmer saß und nicht zuhören konnte. Dann setzte er sich auf die vordere Kante eines Sessels und fixierte sie. Er hätte in diesem Augenblick eigentlich eine Mischung aus Haß, Wut, Genugtuung und Schadenfreude empfinden müssen.

Statt dessen empfand er gar nichts. Nur Kälte. Und die Andeutung eines Gefühls, das er nie für möglich gehalten hätte und das vor einigen Wochen, vielleicht sogar vor einigen Tagen, noch ganz und gar undenkbar gewesen wäre: Mitleid mit dieser Frau.

„Du hast vor rund sechs Wochen Dennis fast umgebracht“, stellte er fest. Sein Ton klang sachlich. „Versuche gar nicht erst, mir dein albernes Lügenmärchen aufzutischen. Ich weiß es von Dennis, und ich weiß es von Thorsten. Die Polizei hat es geschluckt, und das ist dein Glück. Aber es gibt genug Leute, die die Wahrheit kennen.“

„Wer ist Thorsten?“ sagte sie feindselig. „Ich kenne keinen Thorsten mehr. Er ist für mich gestorben.“

„Sei froh, daß *du* nicht gestorben bist, als er sich das letzte Mal mit dir unterhalten hat“, erwiderte er ruhig.

„Bei mir wärest du nicht so glimpflich davongekommen, das darf ich dir versichern.“

„Sie haben mich fast umgebracht! Meine eigenen Söhne!“

„Nachdem *du* versucht hast, einen deiner Söhne umzubringen. Ein Kind. Ein elfjähriges Kind. Du bist eine verdammte Drecksau, Marianne.“ Er sagte es immer noch ruhig.

Sie warf ihm einen haßerfüllten Blick zu.

„Aber du hast mordsmäßig Schwein gehabt. Du hast die längst überfällige Unterhaltung mit Thorsten und Bernd überlebt. Vielleicht siehst du nicht mehr besonders hübsch aus, aber du hast es überlebt. Das ist der erste Glückskäfer, der dir entgegenkrabbelt. Wie gesagt, du solltest dankbar sein. Und der zweite kleine Glückskäfer

kommt heute: Dennis leidet an einer Teilamnesie. Er hat vergessen, was du ihm angetan hast. Wenigstens vorläufig. Vielleicht kehrt die Erinnerung zurück – dann könnte es passieren, daß er dir irgendwann auch noch seine ganz persönliche Rechnung präsentieren wird. Vielleicht bleibt es aber auch bei der Amnesie. Und dann hast du mehr Glück, als du verdienst. An deiner Stelle würde ich Dennis künftig wie ein rohes Ei behandeln. Die eingekapselten Erinnerungen könnten deine Lebensversicherung sein, Marianne. Eine beschissen dünne Lebensversicherung, aber immerhin. Du kennst ihn und seinen Jähzorn, also sei vorsichtig. Was uns betrifft, so ist Dennis überfallen worden, und die Täter sind unerkant entkommen.“

„Du weißt doch gar nicht, was an dem Nachmittag damals passiert ist“, sagte sie im weinerlichen Ton. Sie schniefte.

„Du hast Dennis fast totgeschlagen, und das genügt mir. Was immer er dir vorher auch an den Kopf geworfen hat – ich weiß, daß er sich sehr wohl im Ton vergreifen kann, und ich will das auch keineswegs gutheißen – es rechtfertigt in keiner Weise, was du ihm angetan hast.“

„Er hat mich beleidigt“, stieß sie hervor. „Auf das widerlichste beschimpft. Und da habe ich mich vergessen.“

„Ja, das kenne ich. Das hatten wir schon mehrmals, nicht wahr? Wie oft hast du dich ihm und seinen Geschwistern gegenüber schon ‚vergessen‘? Laß es, ich will deine Antwort nicht hören. Ich will überhaupt nichts mehr von deinen billigen Rechtfertigungen und verlogenen Entschuldigungen hören. Sie öden mich an, und sie widern mich an. Ich will dir heute lediglich einen Satz zum Nachdenken auf den Weg geben, einen Satz, den du dir in deine verunstaltete Birne hämmern solltest: Rührst du Dennis noch einmal an, dann töte ich dich. Ich meine es ernst, Marianne, blutig ernst. Es reicht. Ich komme dir nicht mit dem üblichen Sozialarbeitergewäsch. Weiber wie du brauchen klare Perspektiven, und das ist eine solche Perspektive. Mit Trümmerlotten wie dir muß Klarheit geredet werden, sonst kapieren sie die einfachsten Regeln des zivilisierten Miteinanders nicht. Verstehen wir uns jetzt endlich?“

Er hatte immer noch in diesem ruhigen, eiskalten Ton gesprochen.

Sie starrte ihn an. Zunächst verwirrt und entsetzt. Dann glomm Haß auf in ihrem unsteten Blick. Aber auch Angst.

„Du verdammter Kinderficker, wie redest du mit mir?“ zischte sie.

„Ach!“ Er hob die Augenbrauen, blieb aber nach wie vor ganz ruhig. „Kinderficker nennst du mich? Das ist eine ganz neue Qualität. Bisher war ich nur ein Schwuler. Und nun das. Bevor ich dich irgendwann auseinandernehme, könnte ich dir auch noch eine Verleumdungsklage an den Hals hängen. Dann macht es doppelt soviel Spaß. Wie gefällt dir das? Hüte deine Zunge, Marianne. Und falls es das war, weshalb dich Dennis ‚beleidigt‘ hat, so kann ich ihn beinahe verstehen.“

Er hatte alles auf eine Karte gesetzt, aber die kurze Verunsicherung, die er in ihrem Blick zu erkennen glaubte, bestätigte ihn in seiner Vermutung: Sie wußte nichts von seiner Vergangenheit, und sie schien hinreichend beeindruckt.

Jedenfalls schwieg sie und wandte den Blick ab.

Er erhob sich. „Das wäre alles. Oder fast alles. Ich gehe davon aus, daß ihr euch jetzt ein bißchen besser um Dennis kümmern werdet. Besucht ihn. Er wird noch Wochen, vielleicht sogar Monate im Krankenhaus verbringen müssen. Und sobald er entlassen worden ist und auch die Reha-Kur hinter sich hat, werdet ihr ihm keine Hindernisse mehr in den Weg legen, falls er Maïke, Thorsten oder mich sehen will. Natürlich im Rahmen von Absprachen. Im übrigen möchte ich ihn im nächsten Jahr in den Sommerferien mit in den Urlaub nehmen. Du hast doch nichts dagegen? Die Kosten werde selbstverständlich ich tragen.“

Er wartete die Antwort gar nicht erst ab und verließ grußlos das Wohnzimmer.

Als er Sekunden später im Auto saß, hätte er eigentlich ein Gefühl der Zufriedenheit und des Triumphes empfinden müssen.

Eigentlich.

Statt dessen war ihm nur noch schlecht. Er fühlte sich elend, und als er den Motor startete, warf er einen kurzen Blick in den Rückspiegel.

Na, fühlst du dich jetzt stark, Thomas? Der hast du es aber gegeben, nicht? Aber trotzdem, eine Frage sei erlaubt: Warum kotzt du angesichts deines eigenen Spiegelbilds nicht? Du bist nämlich zum Kotzen, mein Lieber.

Er beschloß, noch zu Rüdiger zu fahren und sich einen Kaffee abzuholen. Daheim hätte er es in diesem Augenblick nicht ausgehalten. Nicht jetzt. Und morgen würde er erst Karin Seikowski und dann Dennis besuchen. Alles andere verdrängte Thomas, während er mit pfeifenden Reifen die enge Wohnstraße verließ.

Nicole schlich ins Wohnzimmer und beäugte aufmerksam ihre Mutter. Die saß auf ihrem Sofa, die Wolldecke achtlos zu Boden geworfen. Die massigen Schultern zuckten.

„Mama, warum weinst du denn?“ fragte das kleine Mädchen schüchtern.

Die Frau wandte ihr das verunstaltete und tränennasse Gesicht zu. Nicole duckte sich unwillkürlich in der Erwartung, daß sie wie üblich angebrüllt wurde.

Statt dessen machte Marianne mit ihrer gipsverbundenen Hand eine müde Bewegung. „Komm auf meinen Schoß, Kleines“, sagte sie heiser.

Nicole näherte sich, schüchtern und verunsichert. Wann zuletzt hatte sie bei ihrer Mutter auf dem Schoß sitzen dürfen?

Unbeholfen rutschte sie Marianne auf die breiten Knie.

„Vorsichtig“, mahnte die Mutter mit ihrer verquollenen Stimme. „Mama hat Schmerzen. Hier ...“ – sie zeigte auf ihre Brust – „... und hier.“ Sie hob die verbundenen Hände.

Ganz vorsichtig machte es sich die knapp Vierjährige auf dem Schoß der Mutter bequem. Der Geruch nach Schnaps und saurem Schweiß störte sie nicht. Statt dessen spürte sie ein Wohlbehagen, ein völlig fremdes Gefühl, fremd jedenfalls im Zusammenhang mit ihrer Mutter. Im Kindergarten durfte sie so kuscheln, bei der netten Erzieherin, aber bei der Mutter ...?

Nicole hörte seltsame Laute. Erst nach Sekunden begriff sie, daß ihre Mutter ein bekanntes Kinderlied summete. Nicole stutzte, fiel dann aber mit ihrer piepsigen Stimme ein, so wie sie es im Kindergarten gelernt hatte. Und so saßen sie noch Minuten später auf dem Sofa. Sie wiegten sich im Takt, das kleine Mädchen sang mit vor Wonne geschlossenen Augen den Text zum Lied, und die Mutter begleitete sie mit unmelodiösen Brumm- und Quietschlauten – während ihr die Tränen wie ein Bach über das geschwollene und von Narben bedeckte Gesicht liefen. Aber das sah Nicole in diesem Moment nicht. Und sie wußte auch nicht, daß es dasselbe Lied war, mit dem Marianne vor vielen Jahren, quasi in einer anderen Ära, den kleinen Dennis besänftigt und zurück in den Schlaf gesungen hatte, sobald er in seinem Gitterbettchen erwachte und jämmerlich zu schreien begann.

„Wie geht es ihm heute?“ Die Frage kam nach all den Wochen einem Ritual gleich. Bepackt mit kleinen Geschenken marschierte Thomas auf Dennis' Zimmer zu, während die Stationsschwester kaum Schritt halten konnte und mit einem etwas säuerlichen Lächeln die Schultern hob. „Wir denken derzeit darüber nach, ob wir ihn ins Koma zurückspritzen sollen“, antwortete sie bissig. „Er ist unausstehlich.“

Thomas grinste nur. Er kannte seinen Dennis recht gut und konnte sich lebhaft vorstellen, was das Pflegepersonal mit ihm auszuhalten hatte.

Sein kleiner Freund schien sich seit gestern weiter erholt zu haben. Er hatte etwas mehr Farbe in seinem eingefallenen Gesicht, und die blauen Augen blitzten fast so intensiv wie früher.

„Hallo, mein Schatz“, begrüßte ihn Thomas fröhlich.

„Scheiß drauf“, bellte Dennis mit heiserer Stimme. Er funkelte Thomas zornig an. „Du bist fünf Minuten zu spät!“

„Haben wir heute nicht die allerbeste Laune?“ Thomas lud seine Mitbringsel ab und setzte sich auf den Besucherstuhl. Er hütete sich, eine Umarmung zu riskieren. Sein kleiner Freund schien sich in nicht sehr aufgeräumter Stimmung zu befinden.

„Hol mich hier raus!“

„Geht nicht“, antwortete Thomas ruhig. „Du siehst noch aus wie eine Leiche, mein Junge. Im Moment bräuchtest du nur zu pusten, und du segelst durch bis Helgoland.“

„Fängst du auch schon an?“ Dennis wurde zunehmend wütender. „Gefallen dir meine Segelohren nicht mehr? Dann kannst du ja gehen.“

„Warum sollte ich? Zur Abwechslung finde ich es richtig gut, mal nicht vorlesen zu müssen, sondern mir deine Sprüche anhören zu dürfen. Du scheinst vergessen zu haben, daß du sechs Wochen im Koma gelegen hast. Da braucht es noch ein kleines Weilchen, bis du wieder auf eigenen Beinen stehen kannst.“

Dennis wandte mürrisch den Blick ab. „Wenn du dreimal am Tag Haferschleim fressen muß, würdest du auch so aussehen wie ich.“

„Du wurdest mehr als vierzig Tage lang mit einem Tropf künstlich ernährt. Da ist der Haferschleim doch schon ein gewaltiger Fortschritt. Was meinst du, was passieren würde, wenn du gleich wieder richtig essen würdest?“

„Quatsch mich nicht voll. Du gehst mir genauso auf den Keks wie die doofen Ziegen hier, die Schwestern.“

„Du würdest kotzen wie ein Reiher“, fuhr Thomas ungerührt fort. „Von den vorher einsetzenden Magenschmerzen wollen wir gar nicht reden.“

„Und so kacke ich literweise Brühe“, krächzte Dennis zornig. „In die Bettpfanne. Ich finde das widerlich. Nicht mal den Hintern darf ich mir selbst abwischen. Das machen die Weiber auch noch. Und pissen muß ich in eine Flasche. Und dann die ollen Spritzen, immer in den Arsch. Ich will hier raus!“

„Irgendwann kommst du auch raus“, erwiderte Thomas sanft. „Aber du muß mitarbeiten, sonst liegst du noch ein Jahr lang hier herum, und aus unserem Urlaub wird nichts.“

„Unser Urlaub?“ Dennis starrte ihn an und schien seine Wut von einer Sekunde auf die andere vergessen zu haben.

„Du hast richtig gehört. Zwei Wochen Ferienhaus in Dänemark. In den nächsten Sommerferien. Ganz oben im Norden, in der Nähe von Skagen. An der Nordseeküste. Heute morgen habe ich für uns beide gebucht. Am ersten August geht es los.“

„Im Ernst?“ Dennis starrte ihn immer noch an – aus geweiteten Augen, mit einem ungläubigen Blick.

„Im Ernst“, nickte Thomas lächelnd.

„Urlaub“, flüsterte Dennis. „Nur du und ich?“

„Nur wir beide“, bestätigte Thomas.

„Und wir gucken uns Sachen an, und wir baden im Meer?“

„Das und noch viel mehr“, erwiderte Thomas, immer noch lächelnd.

„Geil!“ flüsterte Dennis. Sein Blick bekam etwas Verträumtes. Plötzlich zuckte er zusammen. „Und meine Eltern?“ fragte er unsicher. „Ob die das erlauben?“

„Ich habe deine Mutter heute morgen angerufen. Sie ist einverstanden.“

„Aber bezahlen muß du wieder alles“, stellte Dennis verdrossen fest.

„Ja. Aber ich habe dafür schon lange gespart, und ich werde weiter sparen. Es sind ja noch über acht Monate. Mach dir keine Sorgen wegen des Geldes.“

Dennis sagte lange Zeit nichts. Versonnen betrachtete er seine dünn gewordenen Hände.

„Entschuldigung“, sagte er schließlich leise.

„Wofür?“

„Ich habe dich eben so blöd angemacht. Wollte ich nicht“, murmelte Dennis.

„Akzeptiert“, winkte Thomas ab. „Aber ich verlange jetzt etwas von dir, etwas, mit dem du dir deinen Urlaub verdienen kannst.“

Dennis sah in argwöhnisch an. „Und was?“

„Reiß dich in den nächsten Tagen und Wochen zusammen. Höre auf damit, die Schwestern anzupflaumen, die machen nur ihren Job. Und zwar sehr gut, mein Lieber. Ich weiß es. Ich habe wochenlang dagegesehen und zugesehen, wie sie sich um dich gekümmert haben. Tue, was sie dir sagen, damit du wirklich ganz schnell wieder der alte wirst. Sonst muß ich unseren Urlaub möglicherweise absagen, und das wäre doch schade.“

„Bloß nicht!“ krächzte Dennis erschrocken.

„Eben. Also, machst du mit?“ Thomas hielt ihm die Handfläche entgegen.

Dennis zögerte nicht eine Sekunde. Er schlug ein, wenn auch nur kraftlos. „Versprochen“, sagte er mit seiner heiseren Stimme. „Aber trotzdem freue ich mich auf ein richtig gutes Brot mit Nußcreme. Und auf ein Kotelett. Und Pommes will ich essen, ganz viel Pommes!“

„Kriegst du bald alles“, schmunzelte Thomas. „Von wem sind übrigens die vielen tollen Comics dort?“

Dennis betrachtete nachdenklich den Stapel bunter Heftchen auf seinem Nachttisch. „Von meiner Mutter“, sagte er schließlich ohne große Begeisterung. „Mama und Papa waren gestern abend noch hier.“

„Und?“ fragte Thomas gespannt. „Wie war’s?“

„Weiß nicht“, raunte Dennis und wandte den Blick ab. „Es war irgendwie komisch.“

„Warum?“

Dennis dachte nach. Dann sah er Thomas in die Augen. „Blöd, nicht? Aber ich habe plötzlich irgendwie ... irgendwie Angst vor Mama“, sagte er schließlich. „Kapiert du das?“ Nervös nestelte er an dem Notrufknopf herum.

Und ob Thomas kapierte. Er fröstelte plötzlich.

Die Erinnerungen sind da, aber gottseidank eingekapselt. Hoffentlich bleibt das so.

„Das vergeht“, sagte er leichthin.

„Und dann ihr Gesicht und ihre Hände. Sie quatschte was von einem Unfall.“

„Ja, eine schlimme Geschichte.“

„Ist mir egal“, sagte Dennis mürrisch. „Aber sie wollte mich mit ihrer kaputten Fresse küssen. Das fand ich eklig.“

„Du drückst dich heute sehr gewählt aus“, bemerkte Thomas. Er wußte nicht, was er sonst sagen sollte.

Dennis ging nicht darauf ein, sondern wechselte plötzlich das Thema: „Heute morgen waren zwei Männer von der Kripo hier. Sie haben mir Fragen wegen des Überfalls gestellt, aber ich weiß doch nichts mehr. Es ist alles weg. Alles!“

„Ja, leider. Kommt wohl von der schweren Gehirnerschütterung. Aber irgendwann wirst du dich bestimmt wieder erinnern. Das kommt von selbst zurück.“

Hoffentlich nicht.

Dennis ging auch darauf nicht ein. „Sie haben auch nach dir gefragt“, sagte er übergangslos.

Thomas wurde leichenblaß. „Wie bitte?“ Er hatte das Gefühl, als sei ihm soeben ein Tritt in die Magengrube verpaßt worden.

Dennis griff nach seiner Hand. „Ich habe nichts gesagt darüber, daß ich weiß, daß du ... daß du auf Jungs stehst“, beeilte er sich hinzuzufügen. „Ehrlich nicht. Sie wollten wissen, wie lange wir uns schon kennen, und da habe ich einfach gesagt, daß du ein Freund von Maike bist. Und sie wollten wissen, ob ich schon bei dir zuhause war. Da habe ich gelogen, aber sie haben nichts gemerkt, glaube ich. Und sie wollten wissen, ob du mich ... ob du mich ...“

„... schon mal angefaßt hast?“ vollendete Thomas den Satz. Ihm wurde schlecht.

„Ja. Und da wurde ich sauer. Ich habe gesagt: ‚Quatsch‘. Und ich habe gesagt, sie sollen mich mit diesen doofen Fragen zufrieden lassen. Ich wurde echt wütend.“

„Das kann ich mir vorstellen.“ Thomas lächelte gequält.

„Und dann haben sie noch gesagt, daß ich bei dir aufpassen soll, weil du ein vorbestrafter ... Kinderschänder bist. Und wenn du mich anfaßt, soll ich zur Polizei gehen, haben sie gesagt.“

Thomas war versucht, laut aufzubrüllen und mit den Fäusten auf den nächstbesten Gegenstand einzuschlagen. Aber er beherrschte sich.

Dennis sah ihn lange und sehr nachdenklich an. „Du mußt keine Angst haben“, flüsterte er schließlich. „Ich sage nichts von den Bildern auf deinem Computer, ehrlich nicht. Und als sie dann noch sagten, daß sie auch mit Mama und Papa sprechen wollten, habe ich die Wut gekriegt und sie angemacht. Ich habe echt eine Show abgezogen. Ich habe erzählt, daß Mama von deiner alten Geschichte weiß und daß ich deshalb keine Angst habe. Ich habe sie angeschrien und gesagt, sie sollen Mama und Papa zufrieden lassen mit dem Mist, sie haben doch schon genug Sorgen. War natürlich gelogen, aber das ist mir egal. Schließlich hat mir der eine Bulle versprochen, daß sie mit den Scheißfragen aufhören und auch nicht zu Mama und Papa gehen. Und ich mußte versprechen, daß ich bei dir aufpasse. Ich habe dann noch gesagt, daß ich das ganz schön doof finde, daß sie diese

vielen Fragen über dich stellen, wo ich doch wegen einer ganz anderen Sache hier im Krankenhaus liege. Daß sie lieber diese Scheißtypen finden sollen, die mich überfallen haben. Da haben sie blöd geguckt und sind ganz schnell gegangen. Ich glaube, sie machen nichts mehr.“ Dennis hielt erschöpft inne. Das viele Sprechen schien ihn doch noch anzustrengen.

Thomas summte der Kopf, aber er nahm sich zusammen und ergriff vorsichtig die Hand seines kleinen Freundes. „Danke“, flüsterte er nur.

Dennis lächelte sein altes spitzbübisches Lächeln. „Wofür?“ flüsterte er heiser. „Ich habe dich lieb, und mir ist es egal, was du früher gemacht hast. Oder fast egal. Auch wenn ich ...“ Er verstummte.

„Auch wenn du was?“

Dennis winkte ab. „Später. Erst will ich dir noch etwas anderes erzählen. Etwas Komisches.“

„Das Reden strengt dich zu sehr an“, mahnte Thomas. Er wurde langsam wieder ruhiger.

„Macht nichts, dann schlafe ich nachher eben länger.“ Dennis hielt inne und schien mit sich zu ringen. Endlich platzte er heraus: „Ich war doch zwischendurch mal richtig tot, nicht?“

Thomas dachte gar nicht daran, abzuwiegeln und zu beschwichtigen. Nicht bei Dennis.

Nicht bei diesem großartigen, bei diesem absolut tollen Jungen.

„Es ist richtig, daß für einige Minuten dein Herz still stand, ja. Aber richtig tot? Ich weiß es nicht, mein Schatz. Die Ärzte sprechen eigentlich erst dann vom Tod, wenn auch die Gehirnströme erloschen sind. Und dein Herz schlug nach einigen Minuten ja wieder.“

„Trotzdem war ich tot“, beharrte Dennis eigensinnig. „Ich habe mich selbst gesehen.“

Thomas starrte ihn an, und er schluckte. „Wie bitte?“

„Ja. Da waren lauter Ärzte um mich herum, und einer hat so komische Dinger an meine Brust gelegt. Und dann habe ich gesehen, wie ich gezuckt habe. Elektroschocks, nicht? Aber ich hatte keine Angst. Es war ein schönes Gefühl, und ich habe nichts gemerkt von den Elektroschocks. Ich flog wie ein Vogel durch den Raum, und dann dieses Licht ...“ Versonnen starrte Dennis in eine unbekannte Ferne.

Thomas fror plötzlich. „Welches Licht?“

„Weiß ich nicht. Irgendwie ein Licht. Das hat mich richtig angezogen. Ich wußte, daß es dort schön sein würde. Schöner als zu Hause. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte Angst vor zu Hause. Ich wollte zu diesem Licht.“ Dennis schwieg abermals.

Thomas saß wie angewurzelt auf seinem Stuhl. Seine Gedanken jagten sich, und seine Gefühle verwirrten sich zu einem fürchterlichen Knäuel.

Sollte dieser ganze Quatsch mit den Todeserlebnissen und so weiter doch stimmen?

Aber es kam noch viel schlimmer.

Dennis sprach inzwischen wie zu sich selbst. „Plötzlich war da noch was. Nicht mehr das schöne Licht. Es wurde dunkel. Und kalt. Und dann habe ich dich gesehen.“

„Mich?“

„Ja, dich. Da war ein unheimlicher See. Und viele unheimliche Berge. Du hast am Wasser gestanden und ge-weint. Ich habe dich gerufen, aber du hast mich nicht gehört. Das war schlimm. Ganz schlimm. Und dann wollte ich nicht mehr zu diesem Licht. Ich wollte zu dir. Danach wurde es dunkel, und als ich aufwachte, lag ich in diesem Bett und sah aus wie ein Gerippe.“

Dennis kehrte zurück aus seinen Gedanken, die ihn vorübergehend völlig gefangen gehalten hatten, und sah Thomas groß an.

Der saß da wie eine Statue, leichenblaß und unfähig, auch nur ein Wort zu sagen.

„Was war das für ein See?“ fragte Dennis flüsternd. „Ich kenne ihn nicht. Was war das für ein See, Thomas?“

Nach Sekunden, die ihm wie Minuten schienen, hörte sich Thomas selbst sagen: „Das ist eine lange Geschichte, Dennis. Es gibt diesen See nicht, und es gibt ihn doch. Ich weiß nicht, was ich im Moment sagen soll. Ich bin völlig durcheinander, weißt du. Vielleicht werden wir eines Tages über diesen See sprechen, vielleicht aber auch nicht. Das ist alles, was ich dir dazu im Augenblick sagen kann.“

Dennis schien sich mit der Antwort einstweilen zufrieden zu geben. „Ich bin jetzt müde“, flüsterte er nur und schloß die Augen.

„Thomas erhob sich und nahm ihn vorsichtig in den Arm. „Bis morgen?“ fragte er und gab Dennis einen Kuß auf die Stirn.

„Bis morgen“, nickte Dennis lächelnd. Er schlug noch einmal die Augen auf. „Thomas?“

„Ja?“

„Ich bin froh, daß ich zurückgekommen bin. Zu dir. Eigentlich wollte ich nicht mehr. Aber als ich dann dich an diesem See gesehen habe ... ich bin so froh!“

„Und ich erst, mein Schatz. Und ich erst!“

Den Rest des Abends verbrachte Thomas bei Rüdiger. Gegen Mitternacht mußte der ein Taxi rufen, denn nach einer Flasche Whisky ist man erfahrungsgemäß nicht mehr nüchtern genug, um am Straßenverkehr teilzunehmen. Zumindest nahm Rüdiger das an, als er seinen sturzbetrunkenen Freund in die Mercedes-Limousine verfrachtete.

Kopfschüttelnd stapfte Rüdiger in seine kleine Wohnung zurück.

Todeserlebnisse. Seen, die es gar nicht gibt. Der war zu lange in der Klappe. Gott, was sind wir Pädos alle kaputt!

Viel mehr beschäftigte ihn die Geschichte mit der Polizei, die den kleinen Dennis in die Mangel zu nehmen versucht hatte. Er traute den Bullen nicht, und auf das von ihnen gegebene Versprechen gab er keinen Pfifferling.

Thomas, passe um Himmels willen auf dich auf!

In den nächsten Wochen wurde Thomas Zeuge eines Vorganges, der in dieser Weise nur bei Kindern möglich zu sein schien. Dennis erholte sich in einem atemberaubenden Tempo. Schon bald war er wieder in der Lage, normal und mit gesundem Appetit zu essen und mit seinem erwachsenen Freund kleinere Spaziergänge durch den Klinikpark zu unternehmen. Sein Körpergewicht näherte sich den alten Werten, die Leichenblässe verschwand und machte einer zwar noch nicht übermäßig gesunden, aber doch normalen Farbe Platz, und auch die Stimme verlor ihre Heiserkeit. Schon bald hatte sie ihre alte Kraft wiedererlangt.

Kurz vor Weihnachten kam es dann allerdings zu Rückfällen, die bei den Ärzten besorgte Mienen hervorriefen. Dennis klagte häufiger über Übelkeit, und dreimal brach er ohnmächtig zusammen, als er auf dem Klinikflur mit seinen Leidensgenossen spielte. „Immer noch eine Folge des Schädelhirntraumas“, erklärte der Arzt dem fast hysterisch werdenden Thomas. „Nichts, was uns vor unüberwindbare Probleme stellt. Aber den Jahreswechsel wird er wider Erwarten bei uns verbringen müssen. Tut mir leid.“

Auch die Nieren- und Lungenfunktionen erreichten noch immer nicht die normalen Werte. Zeitweise wurde sogar eine Dialyse in Erwägung gezogen. Trotz aller therapeutischen Bemühungen war Dennis nach kurzen körperlichen Anstrengungen derart kurzatmig, daß Thomas fast die Tränen gekommen wären. Keuchend saß der Junge dann vor ihm, wollte etwas sagen und brachte doch kein Wort heraus. Am dreiundzwanzigsten Dezember war es so schlimm, daß er vorübergehend an ein Sauerstoffgerät angeschlossen werden mußte.

Thomas verbrachte ein ödes und trauriges Weihnachtsfest. Heiligabend leistete er seinem Dennis bis acht Uhr abends Gesellschaft, versuchte ihn zu trösten und bedurfte doch eigentlich selbst so dringend des Trostes. Der Junge schluchzte seit Stunden und wollte auf Biegen und Brechen hinaus – „mit dir bei dir zu Hause Weihnachten feiern, hier ist es doof!“ Die Ärzte hatten davon jedoch dringend abgeraten. Die Eltern kamen gegen fünf Uhr nachmittags, blieben eine halbe Stunde, mieden jeden Blickkontakt zu Thomas, wechselten mit dem heulenden Dennis nur ein paar Belanglosigkeiten und ließen am Ende einen Berg von Geschenken zurück, die Dennis nicht im geringsten interessierten, jedenfalls nicht zu diesem Zeitpunkt und nicht unter diesen Umständen. Erst im Januar zeichnete sich eine endgültige Besserung ab. Die Ohnmachtsanfälle ließen nach und verschwanden schließlich ganz. Dennis schien eingesehen zu haben, daß er mit trotzigem Aufbegehren nicht viel erreichte. Er begann nun verbissen zu kämpfen. Zumindest gewann Thomas den Eindruck, daß Dennis zielstrebigere denn je sein Ziel verfolgte, endlich gesund zu werden. „Er arbeitet super mit“, freuten sich die Therapeuten und strichen ihrem kleinen Patienten liebevoll übers Haar.

Die Nachmittage verbrachten Thomas und Dennis immer häufiger nicht nur mit kleinen Spaziergängen durch den Park und durch die frostklare Luft eines besonders kalten Winters, sondern auch mit Mathematik, Deutsch,

Englisch und anderen Fächern. Die Klassenlehrerin steuerte alles an Materialien bei, was sie entbehren konnte. „Sollte er aber die Klasse wiederholen müssen, so wäre das auch kein Beinbruch“, meinte sie zu Thomas. „Das Gymnasium ist deshalb nicht aus der Welt. Ein Jahr später oder früher – darauf kommt es nicht an. Hauptsache, der junge Mann wird wieder vollständig gesund!“

Der Zeitpunkt der Entlassung rückte näher. Es war Anfang März. Marianne und Klaus kamen regelmäßig zu Besuch, vermieden es aber sorgsam, mit Thomas zusammenzutreffen. Dennis erzählte über diese Besuche nicht sehr viel, aber Thomas drängte sich trotzdem der Eindruck auf, als hätten sich Eltern und Kind nicht mehr viel zu sagen. Falls sie sich überhaupt jemals etwas zu sagen gehabt hatten. Das Unbehagen bei Dennis, sobald die Mutter auftauchte, wirkte noch Stunden später nach. Er hätte im Februar schon mehrmals die Wochenenden in der Familie verbringen können, als sogenannte „Belastungsurlaube“, zog es aber erstaunlicherweise vor, im Krankenhaus zu bleiben. Vielleicht war das in Anbetracht dessen, was ihn daheim erwartet hätte, auch nicht so erstaunlich. „Kann ich nicht zu dir kommen?“ hatte Dennis statt dessen gefragt, aber Thomas mußte ihn, wenn auch zähneknirschend und mit wehem Herzen, angesichts der damaligen bohrenden Nachfragen der Polizei vertrösten. „Laß uns noch ein Vierteljahr warten“, beschwor er seinen kleinen Freund. „Falls ich beobachtet werde. Irgendwann verlieren die Bullen – hoffentlich – das Interesse an mir, und dann sehen wir weiter. Außerdem haben wir ja unseren gemeinsamen Urlaub im Sommer vor uns. Und dabei bleibt es.“

Über Dennis' „Todeserlebnisse“ vor über einem Vierteljahr hatten sie allerdings nicht mehr gesprochen. Das Thema mieden sie, obwohl Thomas manchmal durchaus versucht war, seiner brennenden Neugier nachzugeben. Einstweilen war er aber froh, daß diese grauenhafte Episode immer mehr zu einem Teil der Vergangenheit wurde, einer Vergangenheit, die man am besten so schnell wie möglich vergaß.

Bei sich selbst spürte Thomas seit Anfang des Jahres eine Veränderung, die ihm nicht gefallen wollte. Er besuchte täglich seinen kleinen und schnell genesenden Freund, wöchentlich saß er mit Rüdiger zusammen, Maike und Thorsten kamen fast jeden Sonntag auf einen Kaffee oder ein Gläschen Wein vorbei, und Karin Seikowski entwickelte sich langsam von der vormaligen Therapeutin zur Freundin. Mittlerweile duzten sie sich. Maike diskutierte zwar inhaltlich zurückhaltend, aber doch engagiert im Internetforum bei „abendrot online“ mit. Beruflich gelang es Thomas recht schnell, die während seines Aufenthalts in der Psychiatrie entstandenen und durch das Krankenhaustagegeld nur unzureichend ausgeglichenen Verluste wieder wettzumachen. Inzwischen betreute er die umfangreichen Internetpräsenzen mehrerer großer Firmen, und in einem Fall betätigte er sich für satte Honorarzahllungen sogar als freier Netzwerkadministrator.

Eigentlich also mehr als genug Gründe, mit einer positiven Grundstimmung in den Tag zu gehen und das sich wieder normalisierende Leben zu genießen, zumal mit jedem Monat auch die Sommerferien näher rückten und damit die Reise nach Dänemark. Aber Thomas blies immer häufiger Trübsal, und oft wußte er nicht einmal, warum.

Ende März wurde Dennis dann endlich aus dem Krankenhaus entlassen. Es flossen noch einmal bittere Tränen, als er für vier Wochen zu einer Kinderrehabilitationsmaßnahme in den Harz geschickt wurde, wo es ihm, wie Thomas seinen zahlreichen Briefen entnahm, überhaupt nicht behagte. Als er dann Mitte Mai zurückkehrte, wirkte er nicht viel erholter als zu Beginn der Kur. „Den Scheiß hätten die sich sparen können“, ließ Dennis jeden wissen, der es hören oder auch nicht hören wollte. „Das war wie im Knast!“

Dennis, du weißt nicht, wie es im Knast zugeht, also halte die Klappe.

Inzwischen schrieb man Mitte Juni. Bis Anfang August würden Dennis' schwere Verletzungen nur noch häßliche Erinnerungen sein. Und da er, das beruhigte kolossal, zu den Klassenbesten gehörte, würden die langen Monate im Krankenhaus auch in schulischer Hinsicht und auf mittlere Sicht kein Problem darstellen. Davon zeigte sich jetzt sogar die Klassenlehrerin überzeugt.

Die Polizei fahndete noch monatelang nach den Tätern, die es in Wirklichkeit nie gegeben hatte. Thomas wurde nicht behelligt, und dasselbe galt offenbar auch für die Eltern von Dennis. Im April kam dann der Bescheid der Staatsanwaltschaft, wonach man die Strafanzeige einstweilen zu den Akten gelegt habe.

Bei Thomas nagte trotzdem die Angst – wie ein Holzwurm, der sich über einen voluminösen Kleiderschrank hermachte, um ihn über kurz oder lang in ein morsches Gebilde zu verwandeln und dann zum Einsturz zu bringen. Das, was Dennis damals mit der Polizei erlebt hatte, hatte Thomas sehr schnell in eine Realität zurückgebracht, die es außer Kindesmißhandlung und seiner Liebe zu Dennis, außer Karin Seikowski und seiner Maiké samt ihres Verlobten Thorsten (der nach wie vor nichts von seiner pädophilen Veranlagung wußte) eben auch noch gab. Eine Realität, in der seinesgleichen mit Argwohn und Haß bedacht und verfolgt wurde. Eine Realität, in der die Angst zum festen Bestandteil des Alltags wurde. Das war einer der Faktoren, die ihm abermals das Leben zu vergiften drohten. Die aus der Psychiatrie mitgebrachten und seitdem regelmäßig eingenommenen Antidepressiva wirkten zwar nicht nur antriebsfördernd, sondern auch angstlösend, aber letztendlich rückten sie nur den Symptomen zu Leibe – und das in einem höchst unzureichenden Maße. Er hämmerte sich Karins Auffassung als tägliches Leitmotiv ein: „Versuche, deine Angst zu rationalisieren. Die Polizei kann dir nichts tun. Jedenfalls bisher nicht. Und deine – hm – Bildersammlung solltest du besser verschwinden lassen oder zumindest gut sichern.“ Was er auch tat, aber die Angst blieb trotzdem.

Der zweite Faktor wurde durch das alte Defizit bestimmt. Wobei er nicht einmal genau zu definieren vermochte, worin genau dieses Defizit nun eigentlich bestand. Im Krankenhaus erntete er von Dennis regelmäßig stürmische Umarmungen und zärtliche Küsse – auf die Wange, und seltener und dann sehr flüchtig auch auf den Mund. Aber das schien ihm nicht zu reichen, wie er sich in klarsichtigen Momenten mit einem Anflug des altvertrauten Selbsthasses eingestand. Die Sehnsucht nach mehr körperlicher Nähe gewann langsam wieder die Oberhand. Er versuchte sie niederzukämpfen, sobald er mit Dennis zusammen war, und es gelang ihm in solchen Augenblicken wider Erwarten auch. Der Junge schien von seinen inneren Konflikten, von seinen Sehnsüch-

ten nichts zu spüren. Aber in seinen abendlichen Bettphantasien war das Verlangen wieder präsent. Immerhin, er schämte sich nicht mehr für das, was ihm seine Wunschträume vorgaukelten. Also trugen die vielen Gespräche mit Karin Seikowski erste Früchte. Freilich, ob mit oder ohne Selbstverachtung: Die Phantasien zeigten ihm nur zu deutlich, wie sehr er die ultimative Form der Zärtlichkeit vermißte und wie einschneidend seine Gesamtbefindlichkeit, da nun der Alltag wieder einkehrte, von ihrem Fehlen beeinträchtigt wurde.

Manchmal fragte sich Thomas, wie das alles noch enden sollte, ob es noch weitere Steigerungen geben konnte. Es konnte, und es gab sie. Im Juni brach eine neue Katastrophe über Thomas herein. Wobei diese Katastrophe nahezu globale Ausmaße annahm, denn er war beileibe nicht der einzige, der in der Newsgroup folgenden Beitrag vom „Internetprinzen“ lesen mußte:

Hallo,

Es ist vorbei. Vor drei Tagen haben sie unseren großen Freund verhaftet. Und Sven und ich wurden acht Stunden lang verhört. Wir haben geheult. Die Bullen haben gesagt, dass Paul alles gestanden hat. Stimmt aber gar nicht. Aber Sven und ich hatten Angst, und wir haben alles ausgequatscht. Und nun ist Paul tot. Er hatte im Gefängnis einen Herzanfall. Sven sitzt gerade neben mir, hier im Internetcafé. Wir sind schuld, wir haben nicht die Schnauze gehalten. Wir wollen zu Paul. Wir gehen jetzt hoch zum Dreistein. Keiner will uns helfen, und Papa hat mich gestern fast totgeschlagen, weil ich wegen Paul geweint habe. Machts gut. Euer Jörg, euer Sven.

Thomas fand in seiner Mailbox dann noch eine persönliche Mail:

Lieber Thomas,

sei uns nicht böse wegen Paul, bitte. Wir können doch nichts dafür. Die Bullen haben uns reingelegt. Sie sagen, das war ganz schlimm, was Paul mit uns gemacht hat, und jetzt müssen wir zu einem Psychologen. Wir wollen aber nicht. Wir wollen Paul wieder haben. Sven und ich gehen jetzt hoch zum Dreistein. Paß auf dich auf, auch wegen Dennis und Markus und wegen der Bilder und so. Schade, dass ich dich nie persönlich kennengelernt habe. Ich mag dich. Leb wohl. Dein Jörg.

Wenige Tage später erschien in einer österreichischen Zeitung folgende Notiz:

Zwei kleine Buben tödlich verunglückt

Gestern wurden nach tagelanger Suche die Leichen zweier vermißter Buben (zwölf und zehn Jahre) gefunden. Sie lagen zerschmettert am Fuße des Dreisteins (1066 m). Die Polizei geht von einem Unglücksfall ohne Fremdverschulden aus. Offenbar sind die Jungen beim Spielen nahe der drei Gipfelfelsen, von denen der Berg seinen

Namen hat, abgerutscht und über 200 Meter in den Abgrund gestürzt. Besonders tragisch: Beide Kinder waren zuvor die Opfer eines perversen Kinderschänders geworden, der sie für die widerlichsten kinderpornographischen Aufnahmen missbraucht hatte und diese Bilder im Internet verbreitete. Erst wenige Tage vor dem mysteriösen Unfall waren die Kinder aus den Fängen dieses Unholds befreit worden (wir berichteten).

Sowohl in der Newsgroup „Alt.support.kiddielove“ als auch in der BLG war tagelang der Teufel los. Sämtliche auf Jungen fixierten Pädos der Welt, die sich meist lieber „Boylover“ nannten, schienen sich nun ein virtuelles Stelldichein zu geben und verliehen ihrer Wut, ihrer Verzweiflung und ihrer maßlosen Trauer überaus beredt Ausdruck. Internet-Seiten zum Gedenken an Jörg und Sven wurden gleich dutzendweise online geschaltet, in verschiedenen Sprachen, mit recht unterschiedlicher Qualität und fast immer mit einem vielsagenden Schwarz als Hintergrund. In den Foren wurden etliche Beiträge mit „Kerzen“ geschmückt, und die „*schluchz“, „*wein“ und „*seufz“, aber auch die Selbstvorwürfe und Haßtiraden waren zahlenmäßig nicht mehr zu erfassen.

Thomas fühlte sich tagelang wie ein Mensch, dessen Nervenstränge durch eine Überladung kurzgeschlossen und lahmgelegt worden waren. Blicklos starrte er vor sich hin, stundenlang, und nur in der Gesellschaft von Dennis riß er sich zusammen. Maike leistete ihm an einem dieser Abende Gesellschaft. Thomas erzählte ihr vom „Internet-Prinzen“, und dabei versagte ihm mehrmals die Stimme. Tief erschüttert wurde Maike mit einer Welt konfrontiert, die ihr, obwohl ja als „Opfer“ selbst betroffen, bisher verborgen geblieben war, und von der sie, soweit sie von ihr durch die Medien wußte, völlig falsche Vorstellungen gehabt hatte. Daheim setzte sie ihre Feldstudien fort, während Thorsten noch in der Spedition saß und sich auf seine Zwischenprüfung vorbereitete: Mit brennenden Augen las sie die Homepages zum Gedenken an Jörg und Sven, las sie die zahllosen Beiträge in der Newsgroup und in der BLG, und sie erfuhr von der fast nicht mehr zu ertragenden Verzweiflung der Menschen, die sich alle irgendwie mitschuldig am Tod der beiden Jungen fühlten, nur weil sie die Bilder konsumiert hatten. Zum ersten Mal stellte sie sich die Frage, wie sie wohl als kleines Mädchen reagiert hätte, wenn *diese* Sache damals auch noch aufgefliegen wäre, wenn sie als Zehn- oder Elfjährige dermaßen unter Druck gesetzt worden wäre, wenn Thomas sich damals tatsächlich – mehr oder weniger ihretwegen – umgebracht hätte.

Ja, man hätte sie bedauert. Aber vor einem ganz anderen Hintergrund. Mit ihrer Verzweiflung über das, was man Thomas angetan hätte, wäre sie völlig allein gewesen.

Wie vermutlich auch viele andere Kinder, die aus solchen Beziehungen herausgerissen wurden – wobei sich Maike immer noch nicht ganz schlüssig war, ob das in den meisten Fällen nicht am Ende doch besser war für die betroffenen Kids. Und zwar in dem Maße, wie sich trotz „abendrot online“ noch immer nicht schlüssig darüber war, ob sie nun im eigentlichen Sinne mißbraucht *wurde* oder sich aufgrund zahlreicher Einflüsterungen nur mißbraucht *fühlte*.

Abendrot online.

Ihre Finger flogen über die Tastatur, und wenige Sekunden später erschien der Chatroom für Ehemalige auf dem Monitor.

Maike stutzte. Offensichtlich war auch hier einiges los – ungewöhnlich für diese Zeit im besonderen und das Forum im allgemeinen. Meist ging es erst abends richtig los, und dann auch sehr betulich und zurückhaltend, zuweilen lustlos, oft sehr kontrovers.

Minuten später kannte sie den Grund. Der Moderator des Forums, Robert Kaufmann, hatte eine ebenso exakte wie ergreifende Zusammenstellung des Falles „Internet-Prinz“ als Diskussionsgrundlage auf die Startseite gestellt. Und im Anschluß einige sehr unbequeme und sehr provozierende Fragen gestellt.

Maike war nicht im geringsten überrascht, daß sie fast wortwörtlich den Fragen entsprachen, die sie sich soeben selbst gestellt hatte.

Sie loggte sich unter ihrem User-Namen „Gewitterhexe“ ein.

*TEDDYBOY: Hi, Gewitterhexe! Auch schon um diese Zeit dabei, *grins?*

GEWITTERHEXE: Hi. Mir ist nicht nach Witzen zumute. Robert hat recht.

SCHNEEKOENIGIN: Fängst du auch schon an. Die Kifis vergiessen genug Krokodilstränen wg. der beiden Kids, das reicht.

GEWITTERHEXE: Ich habe mich vorhin dasselbe wie Robert gefragt.

*TEDDYBOY: *gähn!*

DUMPFBACKE: Spar dir deine billigen Humoreinlagen. Zwei Jungs sind tot. Und dieser Paul hat sie nicht umgebracht. Das steht fest.

*SCHNEEKOENIGIN: Und du glaubst an diesen Quatsch mit dem Selbstmord? Sie sind beim Spielen abgestürzt, und nun wird eine schmierige Nummer a la Romeo und Julia daraus gemacht. *Kotz!*

GEWITTERHEXE: Ich glaube zumindest, dass die beiden Jungen ziemlich allein gelassen wurden. Wir hatten dieses Thema doch schon oft. Konsens?

TEDDYBOY: Klar. Meine Meinung. Aber hört auf, daraus eine solche Show zu machen.

SCHNEEKOENIGIN: Missbrauchte Kinder sind am Ende immer allein.

TEDDYBOY: Amen.

DUMPFBACKE: Ich bin derselben Meinung wie Gewitterhexe.

KLOBUERSTE: Hallo, ihr! Also, ich bin erschüttert. War gestern bei meinem ehemaligen „Täter“. Sollte eigentlich die Feier zu seinem 60. Geburtstag werden. Nach langer Zeit war das wieder der erste Kontakt zwischen ihm und mir. Tatsächlich hat er nur geflennt und sich vollaufen lassen. War ganz schön ätzend. Ich finde das mit den beiden Jungs echt krass, und ich glaube nicht an Zufälle. Sie haben sich umgebracht, das steht für mich fest.

SCHNEEKOENIGIN: Beweise!

TEDDYBOY: Scheiss auf deine Beweise.

ROBERT: Wir wollen doch bitte die Contenance wahren, nicht wahr ...

TEDDYBOY: Ist doch wahr. Irgendwann kommt der Punkt, da muss man mal von seiner Selbstgefälligkeit und von seiner kühlen Ratio ein Stück runterkommen.

GEWITTERHEXE: Mich ödet diese Form der Auseinandersetzung langsam an. Ich meine, dass es an der Zeit ist, sich mal Auge in Auge zu begegnen und eine neue Qualität in die Diskussion zu bringen. Dann war der Tod der beiden Jungs wenigstens nicht ganz umsonst.

*TEDDYBOY: Vorher will ich wissen, ob du so aussiehst, wie dein User-Name vermuten lässt, *scheppernd lach!*

GEWITTERHEXE: Noch schlimmer. Also, was ist?

DUMPFBACKE: Ich bin dafür.

SCHNEEKOENIGIN: Und ich bin dagegen.

KLOBUERSTE: War ja nicht anders zu erwarten.

Eine halbe Stunde später waren die Forumsmitglieder immerhin so weit, daß sie sich auf einen Termin Anfang Juli in der Praxis von Robert Kaufmann einigten. Der Psychologe erklärte sich bereit, die Einzelheiten zu organisieren und auch passende Unterkünfte zu suchen.

Maike blieb noch einen Moment lang vor dem Computer sitzen. Sinnierend betrachtete sie ein Bild, das den lachenden Jörg zeigte. Inzwischen war dieser Junge tot, durch einen Unfall ums Leben gekommen, der viele Fragen offen ließ. Schwer zu glauben, daß dieses süße Kerlchen nicht mehr lebte.

Soweit sie wußte, hatten sich die „Ehemaligen“ monatelang gegen ein solches Treffen gewehrt. Und auf einmal ging alles so einfach und so schnell.

Offensichtlich zeigte der mysteriöse Tod der beiden kleinen Österreicher größere Wirkung, als einige der Forumsmitglieder selbst gern wahrhaben wollten. Selbst die größten Skeptiker schienen sich in ihrer Haut nicht mehr ganz wohl zu fühlen. Das galt auch für die offensichtlich so verbitterte, um nicht zu sagen verbiesterte „Schneekönigin“, die ganz klar die Opferrolle verkörperte. Auch sie hatte am Ende widerstrebend zugestimmt, als bereits fünfzehn Mitglieder online waren und sich mehrheitlich für ein solches Treffen aussprachen..

Blieb noch die Frage, was sie Thorsten erzählen sollte, sobald sie demnächst für ein komplettes Wochenende ins Ruhrgebiet fahren würde.

Derweil bekam der dumpf brütende Thomas unerwarteten Besuch.

„Markus?“ fragte er benommen, als er die Haustür öffnete.

Der Vierzehnjährige lächelte sein unnachahmliches Italiener-Spanier-Markus-Lächeln. „Hi“, sagte er. „Darf ich?“

Wortlos machte ihm Thomas Platz, und wenige Minuten später saß ihm der Junge im Wohnzimmer gegenüber. Vor ihm auf dem Marmortisch sprudelte eine frische Cola.

„Wir ziehen nächste Woche um, und da wollte ich mich verabschieden“, erklärte Markus.

„Ihr zieht um?“ Thomas schluckte. In den vergangenen drei Tagen war er allabendlich so weit gewesen, daß er die jeweils letzten vierundzwanzig Stunden am liebsten komplett aus dem Gedächtnis getilgt hätte. Dies versprach auch wieder so ein Tag zu werden. „Wohin?“

Markus nannte eine Adresse, und Thomas fuhr hoch. „Das ist ja ganz in der Nähe von Dennis“, stellte er fest und war ganz aus dem Häuschen. „Dann können wir uns ja doch noch mal sehen!“

„Wer ist Dennis?“ fragte Markus erstaunt.

„Mein kleiner Freund“, erwiderte Thomas und stockte.

„Der, der schon ein paar Mal hier war, den ich öfters mit dir zusammen gesehen habe? Der kleine Blonde?“

Unwillkürlich mußte Thomas lächeln. Es geriet aber, wie er selbst merkte, eher zu einer Grimasse als zu einem freundlichen Grinsen. „Er ist gerade mal gut zwei Jahre jünger als du.“

Darauf sagte Markus nichts. Er betrachtete Thomas allerdings mit einem eigentümlichen Blick. „Ich wollte dich schon immer mal was fragen“, begann er schließlich. „Haste eigentlich eine Freundin oder so was?“

Thomas schluckte. Es war wie verhext. Über kurz oder lang stellte ihm jeder diese dämliche Frage, und immer wieder wurde er genötigt, zu lügen und irgendwelche Legenden zu verbreiten.

Aber: Warum eigentlich?

Die vergangenen Wochen, insbesondere die letzten Tage hatten ihn so zermürbt, daß er keine Lust mehr verspürte, dieses alberne Spiel in jedem Fall weiterzuspielen. Letztendlich ging es doch nur darum, unter allem Umständen das Gesicht zu wahren. Geglaubt wurde ihm ohnehin nicht. Aber mit einer Lüge ließ es sich offenbar besser leben als mit der ungeschminkten Wahrheit. Das galt zuweilen nicht nur für die, denen diese Lügen so glatt über die Lippen flossen, wie beispielsweise für ihn. Das galt oft genug auch für jene, denen diese Lügen aufgetischt wurden. Sie witterten den wahren Sachverhalt, und Thomas war sich dessen bewußt. Aber die Fassade blieb gewahrt, und was dahinter an Klatsch und Tratsch gedieh, konnte ihm dann letztendlich gleichgültig sein.

Aber nicht in diesem Fall. Nicht mehr bei Markus. Schluß mit den Lügen. Es war ohnehin alles egal. Markus wohnte in wenigen Tagen nicht mehr in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, und Thomas glaubte nicht, daß der Junge ihn vorher oder auch nachher noch in Schwierigkeiten bringen würde oder auch nur bringen wollte. Er wußte es einfach. Ganz egal, wie der Vierzehnjährige selbst, den er immer noch begehrte, mit der Wahrheit umging.

„Ich habe weder eine Freundin noch einen Sowas“, startete Thomas seinen Frontalangriff. „Und falls du mit ‚Sowas‘ Jungen in deinem Alter oder jünger meinst, dann füge ich ausdrücklich hinzu: leider!“

„Ach!“ Markus bekam kugelrunde Augen.

„Ja. Ach. Besser gesagt: Scheiße. Ich bin ein Pädo. Jetzt weißt du es.“

„Ein was?“

„Ein Pädophiler. Einer, der auf Kinder steht.“

„Ach!“

„Du wiederholst dich.“ Thomas spürte den unwiderstehlichen Drang, in Sarkasmus zu verfallen.

„Ja, das tue ich wohl.“ Markus griff zum Glas und leerte es in einem Zug.

„Vermutlich haust du jetzt ab“, fuhr Thomas fort. Seine Stimme bekam einen bitteren Klang. „Aber ich habe dich lange genug belogen. Ich habe mich damals auch in dich verliebt, weißt du. Und zwar bis über beide Ohren. Aber du hast es nie gewußt. Und nun bist du vierzehn und langsam außerhalb des Alters, bei dem meine – hm – Phantasien und Hormone noch verrückt spielen. Noch nicht ganz, aber fast.“

„Doch.“

„Doch was?“

„Ich wußte es.“

„Ach!“ Thomas starrte ihn an.

„Jetzt hast du ‚Ach‘ gesagt“, grinste Markus. „Aber im Ernst: Klar habe ich es gewußt. Oder wenigstens gespürt. So, wie du mich immer angeguckt hast!“

„Habe ich das?“

„Nicht so schlimm, aber ich habe es doch gemerkt.“

„Und nun?“ Thomas lehnte sich zurück und war verwirrt. Der kleine Halunke hatte es all die Zeit gewußt. Unglaublich!

„Nichts. Haste noch Zeit?“

„Habe ich, warum?“

„Nur so. Zum Quatschen. Mehr aber nicht!“

Dieses *Mehr aber nicht* war deutlich genug. Thomas verstand den Wink mit dem Zaunpfahl.

„Ich lade dich zum Essen ein“, sagte er. „Keine Sorge, nicht in ein lauschiges Separée, sondern in ein Thai-Restaurant. Ich muß mal etwas anderes sehen, hier kriege ich langsam die Krise.“

Markus war einverstanden.

Es wurde ein sehr schöner Abend. Thomas erzählte ihm einiges aus der Welt der Pädos. Er erzählte ihm sowohl vom Ehemaligen-Forum, von dem er ihm ohne besonderen Grund die URL gab, als auch von anderen Internet-Seiten im Bereich Pädophilie. Er vermied es aber sorgfältig, auf gewisse Einzelheiten einzugehen. Bei bestimmten Themen blockierte Markus, und Thomas respektierte diese Grenzen. Zwischendurch fragte Markus in einem Ton, der Thomas zur Vorsicht gemahnte: „Hast du mit diesem Dennis auch schon ...?“

„Nein“, versicherte Thomas. Und er gewann den Eindruck, daß Markus nach dieser Antwort sichtlich erleichtert war. Denn er hatte ihm zwischendurch auch zu verstehen gegeben, daß eine sexuelle Annäherung bei ihm in einer Katastrophe geendet hätte: „Ich hätte geschrien oder dir sogar eine gescheuert, weil ich auf so was keinen Bock habe. Ich stehe auf Mädchen.“

Der Junge erzählte seinerseits viel von sich und seinen Hobbies. Unter anderem war er ein leidenschaftlicher Angler. Und sie beschlossen, künftig das eine oder andere gemeinsam zu unternehmen, vielleicht sogar zusammen mit Dennis. In der Nähe, ihrer neuen Wohnung, so erzählte Markus, gab es einen kleinen Bach, in dem Hechte durch die trüben Fluten zogen. „Da werde ich öfters mal Nachtangeln!“

Thomas verspürte an diesem Abend einen tiefen Frieden. Vorübergehend verdrängte dieser Friede auch die gräßlichen Bilder in seinem Kopf: das seit über acht Monaten ständig wiederkehrende Bild vom schwerverletzten und um sein Leben kämpfenden Dennis, die Vorstellung von den zerschmetterten Körpern zweier Kinder am Fuße des „Dreisteins“ sowie eines alten Mannes, der in seiner Gefängniszelle einen elenden Tod gestorben war, die Erinnerung an das von brutaler Hand zerschnittene Gesicht von Marianne ...

Er würde künftig zwei tolle junge Freunde haben, Dennis und Markus. Markus allerdings nur noch fürs Herz, ein Junge, dem er ein bißchen zur Seite stehen durfte, dem gegenüber er sich andererseits nicht mehr zu verstellen brauchte, der ihn auch intellektuell forderte. Und eben Dennis. Besser konnte es ein Pädo doch kaum treffen. Bevor er vom reichlichen Singha-Genuß vollends betrunken wurde, zahlte er. Die wenigen hundert Meter bis zum gemeinsamen Wohnhaus legten sie zu Fuß zurück. Es war eine sternenklare, eine milde Sommernacht.

„Also, wir sehen uns“, verabschiedete sich Markus mit einem festen Händedruck.

„Wir sehen uns!“ strahlte Thomas mit dem Vollmond um die Wette.

Als er am nächsten Morgen, einem Samstag, etwas später aufstand, fand er eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter vor:

„Guten Morgen, Herr Gloistein! Hier ist die Mutter von Markus. Er kam gestern abend völlig aufgelöst und den Tränen nahe nach Hause, und er erzählte mir, was Sie für einer sind. Sie stehen auf Kinder, und das ist einfach nur krank. Ich verachte Sie deshalb nicht, aber ich muß Sie auffordern, Markus künftig zufrieden zu lassen und ihn nicht mehr zu belästigen. Das war's, leben Sie wohl.“

Draußen schien eine pralle Junisonne.

Aber in seinem Herzen herrschte tiefster Winter. Dort war es innerhalb weniger Sekunden öde, grau und kalt geworden.

Dreizehn

Düsseldorf gehörte zu den Städten, denen Maike, falls überhaupt, erst auf dem zweiten Blick etwas abgewinnen konnte. Das Ruhrgebiet erschien ihr als eine endlose Aneinanderreihung von qualmenden Schornsteinen, finsternen Fabrikgebäuden, drohend in den meist verhangenen Himmel ragenden Bergbauwerken und schmutzigen Reihenhäusern aus der Blütezeit des Untertagebaus. Vielleicht war es das Flair des Ruhrgebiets insgesamt, das das Bild einzelner Städte im wahrsten Sinne des Wortes trübte, obwohl gerade Düsseldorf sicherlich mehr zu bieten hatte als nur den Schmutz, mit dem der „Pott“ zu zweifelhaftem Weltruhm gelangt war.

Als Maike am Hauptbahnhof den Intercity verließ, stand ihr der Sinn allerdings nicht nach einer Sightseeing-Tour. Der Zweck der Reise war alles andere als ein Wochenendausflug mit touristischem Vollprogramm. Mit einem Taxi ließ sie sich schnurstracks zur Praxis von Dr. Robert Kaufmann bringen.

Der Psychologe hatte sich große Mühe gegeben, dem ersten Ehemaligentreffen, das auch für ihn eine Premiere der besonderen Art darstellte, ein passendes Ambiente zu verleihen. Sein Gruppenraum war für die Dauer des Wochenendes zu einem Konferenzraum umgestaltet worden. Auf dem Tisch standen Gebäck und Kaffee zur gefälligen Selbstbedienung. „Und heute abend sollten wir einige der regionalen Spezialitäten in einem Restaurant ganz in der Nähe probieren“, rieb er sich die Hände und blitzte die kleine Runde von acht „Ehemaligen“ unternehmungslustig an.

„Was gibt es dort denn?“ ließ sich ein gutaussehender junger Mann vernehmen, der sich etwa in Maikes Alter befand. Sie warf ihm einen aufmerksamen Blick zu. Das Gesicht erschien ihr sonderbar vertraut, aber sie vermochte es nicht einzuordnen. „Vielleicht vorgekaute Kohlestücke mit chemiegewürzten Fischfilets aus dem Rhein?“

„Teddyboy, das Lästermaul“, lächelte Kaufmann freundlich. „Laß dich doch einfach überraschen.“ Maike startete den jungen Mann an. „Du bist Teddyboy?“ fragte sie entgeistert. „Dich habe ich mir ganz anders vorgestellt. Ein bißchen mollig und mit einem penetrant gelangweilten Gesichtsausdruck.“

„Zuviel der Ehre“, winkte der junge Mann bescheiden ab. „Und wer bist du?“

„Die Gewitterhexe.“

„Nee!“

„Doch, und zwar leibhaftig.“

Teddyboy piff durch die Zähne. „Donnerwetter! Ich dachte, ich würde eine leicht angeschimmelte ewige Jungfrau kennenlernen – und nun das. Donnerwetter! Zumal mir dein Gesicht irgendwie bekannt vorkommt ...“

Er also auch!

Einstweilen beließ es die Gruppe bei den Nicknamen aus dem Internet. Nur zögerlich verlief die Vorstellungsrunde. „Klobürste“ entpuppte sich als ein etwas chaotisch aussehender Mittdreißiger mit langem Haar und einer

schiefen Nickelbrille. „Schneekönigin“ war Anfang dreißig, keine Schönheit, dafür aber mit viel Selbstbewußtsein ausgestattet. Zumindest erweckte sie diesen Anschein. Überlegen musterte sie die anderen Gesprächsteilnehmer und verbreitete eine Aura der Unnahbarkeit. Dann waren da noch „Kille kille“, ein fünfundzwanzigjähriger und sehr stiller junger Mann, die „eiserne Jungfrau“, die Ende zwanzig war und deren Aussehen ihren Namen garstige Lügen strafte, der „Westernheld“ mit vierunddreißig Jahren und einer leichten Gehbehinderung („ein Autounfall, selbstverschuldet, seitdem habe ich keinen Lappen mehr“) und der Älteste in der Runde, der „Radfahrer“, fast fünfzig Jahre alt und mit den ersten grauen Strähnen im schütterten Haar. Ein Mann, der sich auffallend still verhielt und einstweilen lieber die anderen reden ließ.

Nahezu eine Stunde und viel Geduld benötigte Kaufmann, um bei seinen Gästen die argwöhnischen Zungen zu lockern. Man verständigte sich zunächst auf einige grundsätzliche Regeln: Aus der Gruppe durfte nichts nach draußen dringen, sowohl die Nicknamen als auch und erst recht die echten Namen und Wohnorte unterlagen der absoluten Schweigepflicht, und jeder hatte ein unbedingtes Recht auf Akzeptanz seiner Gefühle und Vorbehalte. „Hier gibt jeder nur das von sich preis, was er preisgeben will“, legte Kaufmann die Marschrichtung fest. „Niemand darf sich bedrängt fühlen, und niemand darf andere bedrängen. Nur so kann es funktionieren, nur so läßt sich Vertrauen herstellen.“

„Kille kille“ war der erste, der seine Identität lüftete. „Ich heiße Sebastian“, ließ er die anderen wissen. „Als Elfjähriger hatte ich einen erwachsenen Freund. Heute arbeite ich als Hotelkaufmann. Und ich bin schwul.“

„Maike“, fuhr die „Gewitterhexe“ fort. „Zwanzig Jahre alt, Medizin-Studentin. Ich war mit zehn Jahren in einer ... hm ... Beziehung zu einem dreißigjährigen Lehrer involviert.“

„Teddyboy“ starrte sie an. „Hieß dieser Lehrer zufälligerweise Thomas?“ fragte er benommen.

„Ja.“ Dann fiel es Maike wie Schuppen von den Augen. „Knut?“ fragte sie atemlos und erbleichte. „Du bist also Knut?“

„Derselbe“, nickte der junge Mann und lächelte kläglich. „Neunzehn Jahre alt, gerade mit dem Abitur fertig. Für alle anderen hier: Maike und ich hatten denselben Lover. Und dabei durfte ich Maike auch mal ...“ Er verstummte und senkte verlegen den Blick.

„... durchknallen?“ vollendete „Schneekönigin“ den Satz und verzog das Gesicht zu einer Grimasse. „Ich stelle also fest: Da haben wir die ersten beiden, die vom selben Arschloch mißbraucht wurden. Nun gut. Ich bin Veronika, einunddreißig. Ich besitze eine kleine Boutique in Frankfurt. Mit acht Jahren wurde ich innerhalb von zwei Monaten fast ein Dutzendmal vergewaltigt. Er war ein Nachbar, um die fünfzig. Er bekam sieben Jahre. Und ich bin lesbisch.“

Die „eiserne Jungfrau“ raffte sich nun ebenfalls auf. „Sonja“, teilte sie mit. „Siebenundzwanzig. Mit neun Jahren fing es an, er war fünfundzwanzig. Mit achtzehn habe ich ihn geheiratet. Drei Jahre später ließen wir uns wieder

scheiden. Er konnte die Pfoten nicht von der kleinen Nachbarin lassen. Ich arbeite halbtags als Sekretärin und bin ledig. Ich habe keine Lust mehr auf Beziehungen.“

Robert Kaufmann schrieb aufmerksam mit. „Keine Sorge“, erklärte er zwischendurch. „Die Angaben werden auf Diskette übertragen und dort verschlüsselt. Dieser Zettel hier wird dann verbrannt. Ich brauche die Daten als Gruppenmoderator, und auf Wunsch werde ich sie verfremden oder ganz löschen.“

Die „Klobürste“ entpuppte sich als Tobias, fünfunddreißig Jahre alt und arbeitsloser Sozialpädagoge. „Ich hatte meinen erwachsenen Freund mit acht, und die Sache hat sechs Jahre lang gehalten“, teilte er mit und lächelte schief. „Dann fand er einen anderen, und aus war es. Seit einiger Zeit haben wir aber wieder Kontakt. Er ist vor kurzem sechzig geworden.“

„Westernheld“ war der nächste. „Klaus“, sagte er. „Vierunddreißig. Bei mir war es eine Frau, und ich war acht, als sie mich verführte. Es war komisch, aber auch toll. Wir sind immer noch befreundet. Mit zwanzig setzte ich mein Auto besoffen gegen einen Baum, mein Beifahrer kam ums Leben – seitdem künstliches Kniegelenk und Asche mit der Karriere bei der Bundeswehr. Heute arbeite ich als Buchhalter.“ Er verzog angewidert das Gesicht.

Den Schluß bildete der „Radfahrer“. „Gerhard“, stellte er sich vor. „Neunundvierzig. Ich war als Elfjähriger mit einem Mann zusammen. Es hielt vier Jahre. Und dann ... lassen wir das, wenigstens im Moment. Ich bin seit einundzwanzig Jahren ... hm ... bei der Polizei.“

„Guck an“, ließ sich Knut alias „Teddyboy“ vernehmen. Er warf ihm einen argwöhnischen Blick zu.

„Ja, guck an. Ich bin Kriminalhauptkommissar – grins nicht so dreckig! Zuständig für Eigentumsdelikte. Verheiratet und zwei erwachsene Kinder. Die Zeit damals kann ich allerdings nicht vergessen. Bis heute nicht. Und falls sich hier jetzt einer Sorgen machen sollte wegen meines Berufes: Nein, ich bin kein Spitzel. Ich betrachte die Arbeit meiner Kollegen von der Sitte mit Vorbehalten. Obwohl, auch das gebe ich zu, ihre Tätigkeit in vielen Fällen ihre Berechtigung hat.“

Veronika schaute ihn aufmerksam an. „Inwiefern kannst du die Zeit damals nicht vergessen? War es so schlimm? Dumme Frage. Natürlich war es schlimm!“

Gerhard schüttelte den Kopf und lächelte traurig. „Auch wenn du es nicht wahrhaben willst, aber es gibt in diesem Zusammenhang nicht nur diese beiden Extreme. Das eine ist das, das du meinst – also der sexuelle Mißbrauch. Zwischen ihm und dem aus meiner Sicht höchst seltenen anderen Extrem, nämlich dem absoluten und kritiklosen ‚Toll‘, gibt es noch eine ganze Menge mehr.“

Maike ergriff das Wort, während sie sich einen Kaffee einschenkte. „Da gebe ich Gerhard recht“, meinte sie bedächtig. „Das eben ist auch mein Problem. Ich weiß nicht, wo ich stehe. Ich bin völlig durcheinander. Und dann der Tod der beiden kleinen Österreicher, der mir gewaltig zu schaffen macht. Ich bewege mich gedanklich im Kreis. Zumal ich mit dem Mann, dessen ‚Opfer‘ ich war, heute noch befreundet bin.“

Knut sprang von seinem Stuhl auf. „Mit Thomas?“ fragte er atemlos.

„Halt doch die Schnauze!“ fuhr Maike ihn an. Ihre Augen blitzten zornig. „Du hast ihm damals genug angetan. Warum posaunist du jetzt zum zweiten Mal seinen Namen raus? Reicht es nicht, daß er deinetwegen vier Jahre gesessen hat?“

„Zu wenig“, ließ sich Veronika vernehmen. Sie ballte die Fäuste.

Knut beachtete sie nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er Maike an. „Er lebt also noch? Und wieso ... wieso habe *ich* ihm etwas angetan? Er hat sich doch selbst reingeritten. Er hat doch ein volles Geständnis abgelegt!“

„Nachdem du gesungen hast wie eine Nachtigall, ja.“

„Quatsch, es war umgekehrt! Die Bullen sagten mir, daß er bereits alles ... und dann mußte ich nur noch ...“ Er verstummte und senkte den Kopf.

„Es sind doch immer dieselben dreckigen Methoden“, knirschte Sebastian. „Bei mir war es ganz ähnlich. Und Rudolf hat sogar mehr gestanden, als *ich* preisgegeben habe. Um mich zu schützen. Es war widerlich.“

„Sind wir wieder soweit?“ höhnte Veronika und ließ die flache Hand auf die Tischplatte klatschen. „Singen wir wieder das Hohelied vom braven Pädo, ja? Wo bin ich hier eigentlich gelandet? Merkt ihr denn nichts? Ihr seid mißbraucht worden, Leute, versteht ihr! Mißbraucht!“

„Vielleicht solltest du irgendwann mal aufhören, deine Erfahrungen zu verallgemeinern und auf andere zu übertragen“, zischte Klaus wütend. „Nimm endlich zur Kenntnis, daß einige von uns ihre früheren Erlebnisse anders bewerten!“

„Können wir sie denn bewerten?“ fragte Maike nachdenklich. „Ich jedenfalls kann es nicht. Da ist ein großes Loch, und darin schwappt etwas. Ich weiß nicht, was es ist. Ich kann es nicht benennen.“

Knut murmelte: „Er lebt also noch.“

„Natürlich lebt er noch, was denkst du denn?“ Maike wurde wieder aggressiv.

„Mir haben sie damals erzählt, er hätte sich im Knast aufgrund seiner Schuldgefühle umgebracht. Ich wollte ihm vorher noch schreiben, aber ich wußte seine Adresse nicht, und sie gaben sie mir auch nicht. All die Jahre habe ich geglaubt, er sei tot.“

„Dummes Zeug. Er hat es versucht, ja, aber er hat es überlebt. Er erfreut sich bester Gesundheit. Zumindest körperlich. Er hat auch dich nicht vergessen. Sie haben ihm erzählt, du seist aufgrund des sexuellen Mißbrauchs derart traumatisiert gewesen, daß sie dich in eine heilpädagogische Einrichtung stecken mußten.“

„Das stimmt, ich war ein halbes Jahr lang weg. Weil ich zu Hause alles auseinandergenommen, meine Mutter tötlich angegriffen und die Schule geschwänzt habe.“

„Na also“, warf Veronika ein und wirkte sichtlich befriedigt.

Knut sah sie zornig an. „Das hatte aber ganz andere Gründe, als du mit deinem Spatzenhirn jemals begreifen wirst!“

„Na na!“ unterbrach ihn Kaufmann tadelnd.

„Ist doch wahr! Kann sich jemand hier vorstellen, wie das ist, wenn der erwachsene Freund in seinem Beisein verhaftet wird? Ich weiß noch, daß wir gerade fertig waren mit ... na ja, ist egal, ihr wißt schon, was ich meine. Jedenfalls saßen wir bei einer Cola, und wir waren noch nackt, als sie plötzlich klingelten und dann die Tür eintraten. Mit drei Mann fielen sie über Thomas her. Sie bogen ihm die Arme auf den Rücken, und er schrie vor Schmerzen. Nachdem wir uns angezogen hatten, legten sie ihm Handschellen an. Zu mir kam so eine Kripo-Tussy und schleppte mich davon, ohne daß ich mit ihm noch reden konnte. Ich sah sein tränenüberströmtes Gesicht. Es war das letzte, was ich von ihm sah. Und dieses Gesicht verfolgte mich noch jahrelang, im Schlaf und oft auch tagsüber. Ich hörte seinen Schrei – und manchmal höre ich ihn sogar heute noch. Ich verstand damals nichts, und Wochen später rastete ich dann aus. Deshalb haben sie mich in eine heilpädagogische Einrichtung gesteckt. Und dort quatschten sie mich voll. Nach einem halben Jahr durfte ich wieder nach Hause. Und ich erfuhr, daß er angeblich tot sei, nachdem ich ihm vom Heim aus nicht mal schreiben durfte. Kapiert ihr jetzt?“ Ein trockener Schluchzer schüttelte ihn. Vom zynischen „Teddyboy“ mit seinem losen Mundwerk, das ihm schon im Chatroom so manche Schelte eingetragen hatte, war nichts mehr zu spüren.

Es entstand ein betretenes Schweigen. Selbst Veronika hielt den Mund und starrte so verbissen auf ihr Stück Kuchen, als sei es ein Symbol für die Abgründigkeit der Welt schlechthin.

Maike griff behutsam nach Knuts Hand. „Hast du dich denn von ihm nie ... mißbraucht gefühlt?“ fragte sie leise. Er sah auf und rieb sich die Augen. „Natürlich hat er mich mißbraucht. Genau das ist mir doch jahrelang einge-redet worden. Vor allem damals in Lübeck, in dieser Einrichtung. Wurde ich beim Wichsen erwischt, hieß es, ich lege ein übermäßiges, nicht altersentsprechendes sexualisiertes Verhalten an den Tag. Ursache: der Mißbrauch. Als ich einem Mädchen an den Busen ging, hieß es: *Sexualisiertes Verhalten, Ursache: der Mißbrauch*. Als ich dann nur noch unter größter Vorsicht heimlich wichste, tauchte in meinem Kopf diese verbiesterte Therapieziege auf, die mich mit ihrem schlechtsitzenden, künstlichen Gebiß anfletschte und mir zuflüsterte: *Sexualisiertes Verhalten, Ursache: der Mißbrauch*. Also ließ ich es bleiben, unterdrückte es, und wenn ich es irgendwann nicht mehr aushielt und es doch tat, hatte ich anschließend ein mieses Gefühl. Träumte ich beim Wichsen von Thomas, davon, wie er mich früher am ganzen Körper gestreichelt hatte, sah ich die Fresse von diesem Kripo-Bonzen, der mir nach meiner Zeugenaussage angeekelt entgegenschleuderte: ‚Das ist krank, das ist anormal, was ihr da gemacht habt, du bist ein armer Junge‘. Also unterdrückte ich die Träume, weil ich nicht krank und nicht anormal und auch kein armer Junge sein wollte. Ich geilte mich dann in Gedanken an einem Mädchen auf, zwang mich regelrecht dazu, an *sie* und auf keinen Fall an Thomas zu denken. Um dann aber plötzlich auch nur wieder diese Stimme zu hören: *Sexualisiertes Verhalten, Ursache: der Mißbrauch*. Und schon war auch damit

Feierabend. Oh nein, so direkt haben sie mir es natürlich nie gesagt. Sie verhielten sich immer sehr ... wie soll ich sagen? ... immer sehr pädagogisch, ließen ihre paar Semester Psychologie raushängen wie einen zu oft gewaschenen Hemdzipfel aus der Hose und quatschten doch nur Blech, mit dem ein Elfjähriger nicht viel anfangen konnte. Aber ich habe sie bei einer ihrer Dienstbesprechungen belauscht, und da fiel dieser Satz fast regelmäßig, sobald es um mich ging, um die Tatsache, daß ich mir mehrmals am Tag heimlich einen runterholte und dabei offenbar ganz gezielt und bewußt beobachtet wurde. Ich stelle mir heute noch vor, wie sie mit wichtigem Gesicht hinter der Tür standen und minutiös registrierten, was ich da auf die Schnelle in meinem Bett gemacht habe. Natürlich nur aus therapeutischem Interesse, obwohl ihnen wahrscheinlich der Geifer aus dem Maul lief. Und abends ist ihnen dann selbst einer abgegangen, diesen verlogenen und verklemmten Schweinebacken. Oh ja, die Mißbrauchstherapie hat wunderbar gewirkt. Heute ist meine Sexualität tot, sie wurde erfolgreich wegtherapiert. Ich denke immer, sobald ich mit einem Mädchen im Bett liege: *„Sexualisiertes Verhalten, Ursache: der Mißbrauch“*. Und schon wird er schlaff, mein Prinz. Ich bin zu einer Sexualtherapie bei ‚Pro Familia‘ gegangen, wegen dieser Impotenz. Und was erklärte man mir dort? *„Sie wurden als Kind mißbraucht, und das ist die Ursache für Ihre Sexualstörungen!“* Leute, ich habe einen Hals von der Dicke eines Fabrikschornsteins. Man hat mich als Kind vergewaltigt, richtig. Aber es war nicht Thomas, der mir das angetan hat. Vergewaltigt wurde ich erst danach, immer wieder, mit Sprüchen, Diagnosen und Verhaltenstherapien, mit dem moralischen Zeigefinger und einer unglaublichen Doppelzüngigkeit. Und sie haben es geschafft, ich bin in sexueller Hinsicht eine Leiche. Es ist alles tot, und selbst Viagra bringt nicht viel – weil, das spielt sich im Kopf ab. Und das werfe ich dann doch wieder Thomas vor. Hätte er mich damals nicht vernascht, hätte ich diese Probleme heute nicht. Also: Er hat mich mißbraucht, ja. Reicht dir das als Antwort?“ Mit schwimmenden Augen blickte er auf und sah Maike an, wie ein waidwundes Reh, das in den letzten Zügen lag.

Sie war tief erschüttert. „Es tut mir so leid“, flüsterte sie. „Das habe ich nicht gewußt.“

„Natürlich nicht.“ Knut fingerte ein Taschentuch hervor und putzte sich die Nase. „Woher auch?“

Sie schwiegen.

„Bin ich froh, daß mir das damals erspart geblieben ist“, unterbrach Sebastian die unbehagliche Stille. Er betrachtete angewidert seinen Kaffee, der mittlerweile kalt geworden war. „Ich hatte tolle Eltern, und sie haben mich vor dem geschützt, was die vom Jugendamt auch gern alles mit mir veranstaltet hätten. Sie haben mir gesagt, daß sie das zwar nicht in Ordnung fanden, was zwischen Rudolf und mir war, aber sie haben auch kein Drama daraus gemacht. Und dann sind wir für einige Jahre ins Ausland gegangen. Danach habe ich den Kontakt zu Rudolf wiederherstellen können. Wir sind heute noch Freunde. Nur ins Bett will er nicht mehr mit mir gehen.“ Er hielt wehmütig inne.

„Willst du denn?“ fragte Tobias neugierig.

„Ja klar. Ich bin schwul, ich sagte es schon. Ich liebe ihn immer noch. Er ist zwar schon über fünfzig, aber ich stehe halt auf ältere Männer.“

„Da haben wir es“, schnaubte Veronika verächtlich durch die Nase.

„Da haben wir was?“

„Du stehst auf wesentlich ältere Männer. Erzähl mir nicht, daß das normal ist. Hättest du damals deine Therapie gemacht, dann ...“

„... würde ich heute auf gleichaltrige Frauen stehen, meinst du das?“ Sebastian sah sie durchbohrend an, und in seiner Stimme schwang ein gefährlicher Unterton.

„Vielleicht“, wand sich Veronika. Sie merkte, daß sie einen Fehler begangen hatte. „Zumindest auf gleichaltrige Männer. Das ist eben dein Trauma, das nie bearbeitet wurde.“

Sebastian lachte kurz und bitter auf. „Weißt du was? Vielleicht hast du sogar recht. Vielleicht würde ich dann heute auf gleichaltrige Männer stehen. Vielleicht sogar auf Frauen. Möglicherweise auch auf den Pudel der Nachbarn. Aber weißt du noch etwas? Das alles ist mir scheißegal. Ich fühle mich mit dem, was ich bin und spüre, sauwohl. Und noch etwas will ich dir flüstern: Ich fühle mich nicht die Spur mißbraucht. Scheiße, nicht?“ Angriffslustig blitzte er sie an, und Veronika senkte den Blick.

„Du Glücklicher“, sagte Maike leise und stockend. „Ich wünschte, für mich wäre der Fall ebenso klar.“

Und dann erzählte sie ihre Geschichte. Erzählte von ihren Zweifeln, die später aufgekommen waren, von den vielen Büchern, die sie zum Thema gelesen hatte, von ihren Ängsten um Dennis und von den jüngsten Vorfällen. Sie brauchte fast eine Stunde, und die anderen hörten ihr zu, schweigend, ohne sie zu unterbrechen.

Als sie geendet hatte, erhob sich Knut und stürzte hinaus. Draußen hörten sie ihn laut schluchzen.

Auch Maike war mit ihren Kräften fast am Ende. Aber sie war froh, alles das im Kreis von ähnlich Betroffenen endlich einmal losgeworden zu sein.

„Wir machen eine Viertelstunde Pause“, sagte der sichtlich mitgenommene Robert Kaufmann.

Es wurde eine halbe Stunde, denn solange benötigte Knut, um seine Fassung wiederzugewinnen.

„Ich muß zu ihm“, stieß er hervor, als sie wieder zusammensaßen und sich frischen Kaffee eingossen.

„Nein“, sagte Maike entschieden. „Laß die Situation sich erst einmal beruhigen. Bei dir wie bei ihm. Als ich ihn gestern sah, fiel er mir nicht. Sein letzter Coming Out-Versuch gegenüber einem jungen Nachbarn ist wohl gründlich in die Hose gegangen. Alles ist derzeit im Schwange, sehr brüchig und mit vielen Fragezeichen versehen. Ich bin froh, daß er diese Karin Seikowski hat, die ihm privat zur Seite steht und dabei die nötige Distanz aufbringt. Ich wäre ihm derzeit keine große Hilfe. Die Sache mit Dennis steckt ihm auch noch in den Knochen, und er trägt sich mit unglaublichen und absolut wahnsinnigen Schuldgefühlen, weil er diese Tragödie damals nicht verhindert hat. Er redet sich unsinnigerweise ein, daß er Dennis im entscheidenden Moment im Stich gelassen hat. Und der Tod dieses kleinen Jörgs und seines Freundes Sven hat ihm fast den Rest gegeben. Und

dann du, Knut! Schau dich an. Glaubst du wirklich, daß es euch beiden im Moment besonders gut bekommen würde, nun auch noch eure alte Geschichte aufzuarbeiten? Ich halte mich da zur Zeit ja auch gewaltig zurück. Ich bin voller Zweifel, aber ich will diese Gruppe nutzen, um darüber zu sprechen. Um wenigstens erst mal mit mir ins reine zu kommen. Zumindest habe ich es vor. Du solltest es ebenso halten, Knut. Irgendwann sind wir beide vielleicht soweit, daß wir unsere Erfahrungen anders einordnen können. Oder mehr Sicherheit in unseren Standpunkten gewinnen. Und auch bei Thomas wird ganz bestimmt einmal der Zeitpunkt kommen, an dem er sich anders mit der Vergangenheit auseinandersetzen kann, als es ihm im Moment möglich wäre.“

„Ich gebe Maike recht“, sagte Robert Kaufmann langsam. „Gegenwärtig gibt es bei allen Beteiligten rund um Knut und Maike nur schwärende Wunden. Jeder ist im höchsten Maße verletztlich. Und dann sind da noch offene Fragen um Schuld, Verantwortung und Sühne, die nach Antworten suchen, wobei ich es nicht für ausgeschlossen halte, daß man einige Antworten nie finden wird, daß vielleicht auch verschiedene und sich einander widersprechende Wahrheiten nebeneinander stehen gelassen werden müssen.“

„Mir kommt ein etwas ketzerischer Gedanke“, sagte Sebastian und kratzte sich am Kinn.

Die Gruppe sah ihn erwartungsvoll an.

„Na ja“, meinte Sebastian und lächelte unsicher. „Bei mir war es damals so, daß meine Eltern und ich kurz nach der Verhaftung von Rudolf ins Ausland gegangen sind. Sie haben als Geschäftsführer ein kleines Hotel in Chiang Mai in Thailand übernommen. Dort habe ich auch meine Ausbildung im Hotelfach erhalten. Was wäre eigentlich geschehen, wenn Knut und Maike ähnliches passiert wäre?“

„Sie hätten heute zumindest eine gesündere Gesichtsfarbe“, frozelte Veronika.

Maike sah Sebastian mit zusammengekniffenen Augen an. „Was willst du uns eigentlich sagen?“ fragte sie wachsam.

„Das ist im Grunde genommen sehr einfach. Du hast *später* sehr viel über dieses Thema gelesen und gehört, nicht wahr? Und Knut – du hast *später* eingebleut gekriegt, daß das alles furchtbar schlecht für dich war, stimmt's?“

Maike ging ein Licht auf. „Falls ich also auch jahrelang in Thailand gewesen wäre, dann ...“

„... hättest du über dieses Thema nichts gelesen und so gut wie nichts gehört“, ergänzte Klaus triumphierend. Bisher hatte er sich, ebenso wie einige andere, am Gespräch lediglich als aufmerksamer Zuhörer beteiligt.

„Und mir wäre diese Scheißtherapie erspart geblieben“, flüsterte Knut.

„Es hätten auch andere Länder sein können“, räumte Sebastian ein. „Solange es nicht gerade Europa oder die noch viel kaputteren, neurotischeren Vereinigten Staaten gewesen wären. Ich will damit eigentlich nur sagen, daß eure heutige Sichtweise möglicherweise eine andere wäre, wenn ihr von all dem, was man hierzulande so alles über Pädophilie schreibt, diskutiert und als wahr hinstellt, keinen blassen Schimmer gehabt hättet. Habt ihr euch schon mal gefragt, wie ihr *dann* eure Erfahrungen einordnen würdet?“

Maike und Knut sahen sich betroffen an.

„Sie hätten dann sexuelle Kontakte zwischen Kindern und Erwachsenen als normal empfunden – so wie du es offenbar tust“, begehrte Veronika auf. Sie klang verbittert. „Sie sind aber nicht normal, verdammt noch einmal! Sie sind krank! Ich wurde damals regelrecht vergewaltigt, aber auch andere Verhaltensweisen der Täter sind nichts anderes als Vergewaltigungen. Euer ... euer Thomas ist doch schon wieder dabei, ein Kind zu manipulieren, es gefügig zu machen und am Ende zu mißbrauchen. Maike hat es anfangs vollkommen richtig interpretiert, und ich verstehe nicht, warum sie trotzdem noch zu diesem Mistkerl hält. Merkt ihr denn nichts? Diese Frage habe ich euch heute schon einmal gestellt. Merkt ihr denn nicht, daß ihr euch mit eurem Geschwätz zu Erfüllungsgehilfen der Mißbraucher macht? Wenn man euch zuhört, weiß man sehr schnell, wie kaputt ihr gemacht worden seid, und das schlimme daran ist, daß ihr es nicht wahrhaben wollt. Ihr steckt immer noch in diesen unseligen Abhängigkeitsverhältnissen, in einer Abhängigkeit, in die euch eure ‚erwachsenen Freunde‘, wie ihr sie verniedlichend nennt, damals zielgerichtet, planvoll und sehr geschickt hineinmanövriert haben!“

„Genau das habe ich gemeint“, sagte Sebastian seelenruhig. „Alles das kann man nachlesen, stimmt. Es steht in Büchern und Aufsätzen von honorigen Wissenschaftlern. Es wird von Gutachtern in Gerichtsverfahren verbreitet. Es steht auch in den Diagnosen der kinderpsychiatrischen Krankenhäuser, sobald sie die kleinen, verstörten ‚Opfer‘ entsprechend lange in der Mangel hatten. Der gleiche Unfug stand damals im Urteil, mit dem sie Rudolf für drei Jahre in den Knast geschickt haben. Er hat es mir gezeigt.“

„Und?“ funkelte ihn Veronika an.

„Und das mit der ‚Abhängigkeit‘ stimmt sogar, meine liebe Veronika. Rudolf war in der Tat von mir abhängig. Und ich habe das ausgenutzt.“

„Häh?“

„Oh ja. Ich brauchte nur mit dem kleinen Finger zu schnipsen, und er hätte mir die Sonne vom Himmel geklaut, wenn ich es verlangt hätte. Aus Angst nämlich, mich zu verlieren. Meinst du das mit der Abhängigkeit, Veronika?“

„N... nein. Quatsch. Ich wollte sagen ...“

„Ich weiß, was du sagen wolltest. Und ich gebe dir recht, in einigen pädophilen Beziehungen mag es vielleicht so sein. In meiner war es jedenfalls nicht so. Ich scheiß auf diesen ganzen Quatsch, der da behauptet wird. Es sei denn, man würde in all diesen Publikationen die Rollen vertauschen. Wohlgemerkt: Das gilt für mich, bei anderen hier mag es anders gewesen sein. Ich will auch nicht behaupten, daß ich Rudolf planvoll, zielgerichtet und geschickt in diese Abhängigkeit hineinmanövriert habe. Dazu war ich als Kind noch nicht unbedingt in der Lage, zugegeben. Ich ließ mich mehr von meinen Instinkten leiten. Aber ich habe sehr genau gewußt, daß er ohne mich nicht mehr konnte. Nicht umgekehrt. Und das habe ich ausgenutzt. Und ich habe ihm inzwischen auch schon vorgeworfen, daß er in meinen kleinen geilen Fingerchen damals wie Butter in der Sonne dahin-

schmolz. Als Pädagoge, der er eigentlich war, hat er bei mir kolossal versagt. Deshalb möchte ich vielen Pädos am liebsten auch stundenlang eins auf die Mütze geben, sobald sie ihr Gewäsch vom pädagogischen Eros verbreiten. Alles Quatsch. In den Händen ihrer kleinen Freunde und Freundinnen sind sie oftmals nur noch infantile Weicheier, die sich lediglich körperlich von Kindern unterscheiden. Mitunter benehmen sie sich sogar schlimmer als die Gören.“

„Mit anderen Worten: Du stellst alles das, was da kompetente Experten entwickelt haben, als Unsinn hin?“ Veronika war fassungslos.

„Was mich betrifft – ja!“ Gemütlich lehnte sich Sebastian zurück und zwinkerte der „Schneekönigin“ vertraulich zu. Dabei grinste er breit.

„Ich auch – zumindest in diesem Punkt“, ließ sich Gerhard vernehmen.

„Ich ebenfalls“, sagte Tobias.

„Ich schließe mich dem an“, erklärte Klaus und schluckte trocken.

„Auch für mich ist etwas dran an dieser Auffassung“, meinte Sonja leise.

Veronika starrte Knut und Maike an. „Und ihr beide? Wollt ihr auch behaupten, daß dieser Mistkerl zwar von euch, ihr aber nicht von ihm abhängig wart?“

Knut nickte langsam: „In gewisser Hinsicht war es wohl auch bei mir so.“

Maike sagte nichts. Sie wandte den Blick ab und sah hinaus. Die Sonne neigte sich zunehmend gen Westen. Noch drei Stunden, und es würde dunkel werden.

Ich weiß nicht, wer von wem abhängig war. Es war wohl eher eine gegenseitige Abhängigkeit.

„Ich persönlich hatte eigentlich nie dieses Problem“, sagte Klaus nachdenklich. „Für mich war es einfach nur ein tolles Erlebnis. Aber manchmal glaube ich, daß ich anders darüber denken würde, falls das Thema ‚Frauen als Täterinnen‘ viel mehr in den Blickpunkt der Öffentlichkeit geraten wäre. So bin ich von all diesen Prägungen verschont geblieben. Und meine Freundin, sie ist inzwischen sechsundfünfzig, ist eindeutig pädophil. Ihr derzeitiger Freund ist dreizehn. Ich möchte nicht wissen, was da abgeht, sobald die beiden allein sind.“ Er kicherte.

„Einzelfälle“, sagte Veronika wegwerfend. „Die Statistik ist da eindeutig.“

„Die Statistik?“ Nun war es an Robert Kaufmann, kurz aufzulachen. „Liebe Veronika, was die Kriminalstatistik betrifft, so magst du recht haben. Täterinnen tauchen dort nur selten auf. Meist im Zusammenhang mit Inzest. Aber ich könnte dir meine Patientenkartei zeigen, wenn ich nur dürfte, und schon revidiert sich dieses verfälschte Bild. Frauen haben einen unbestrittenen Vorteil den Männern gegenüber: Ihnen wird mütterliches Verhalten zugestanden. Frauen, die sich überaus zärtlich mit Kindern abgeben, fallen weniger auf als Männer, die sich in der gleichen Weise verhalten. Deshalb kommt es da weitaus seltener zu Denunziationen, Verfolgungen und Strafanzeigen. Aber du darfst mir glauben, es gibt sehr viele weibliche Pädophile.“

„Und das paßt vermutlich nicht ganz in dein feministisches Weltbild“, knurrte Knut.

„Und wenn schon!“ Veronika gab sich noch nicht geschlagen. „Schon aus biologischen Gründen ist eines bei Frauen anders als bei Männern: Sie *können* Kinder nicht vergewaltigen!“

„Erstens ist das Quatsch“, erwiderte Klaus in aller Ruhe, „und das weißt du auch. Man hat ja sogar schon von Männern gehört, die zum Geschlechtsverkehr von irgendwelchen wildgewordenen Frauenzimmern gezwungen wurden. Und zweitens scheinst du nicht zu merken, in welche Widersprüche du dich da verwickelst. Vorhin, bei den Männern, hast du *jedes* Verhalten quasi als Vergewaltigung bezeichnet. Nur bei deinen Geschlechtsgenossen beschränkst du das auf den biologischen Vorgang und leitest daraus ab, daß es den sexuellen Mißbrauch durch Frauen nicht gibt.“

„Das habe ich nie gesagt!“ Veronika war den Tränen nahe.

„Aber es kam hier so an. Du solltest langsam von deinem feministischen Elfenbeinturm heruntersteigen, Veronika.“

In der nun folgenden Stille hätte man eine Stecknadel fallen hören können.

„Ich bin hier im falschen Film“, sagte Veronika schließlich tonlos. „Im vollkommen falschen Film. Wir reden aneinander vorbei. Dieser Nachbar damals ... ihm wurde vom Gericht eine pädophile Veranlagung bescheinigt. Wie habe ich diese pädophile Veranlagung erlebt? Beim ersten Mal habe ich geblutet wie ein abgestochenes Schwein, und ich bin vor Schmerzen ohnmächtig geworden. Daraufhin hat er mir zweihundert Mark gegeben. Ich habe tagelang gekotzt, aber das Geld kam mir gerade recht. Zwei Wochen später bin ich wieder hingegangen. Er hat mir ins Ohr geflüstert, wie sehr er mich liebe. Und mir dann sein Ding zur Abwechslung hinten reingerammt. Und wieder das Blut, die Schmerzen. Und wieder zweihundert Mark. Das dann mehrere Male, und mit der Zeit tat es nicht mehr weh, und es hat auch nicht mehr geblutet. Für Fotoaufnahmen gab es zwanzig Mark extra, und wenn ich mir von ihm eine Colaflasche dabei hinten reinstecken ließ – oder auch vorn – waren es sogar fünfzig. Manchmal mußte ich ihm einen lutschen, und das brachte hundert Mark. Er war reich, oh ja, und er war großzügig. Er redete immer davon, daß ich sein kleiner Augenstern sei. Irgendwann hat meine Mutter das viele Geld gefunden. Es kam raus, und sie haben das Schwein angezeigt.“

Sie schluchzte. Und endlich brach der Damm. Sie ließ den Kopf auf die Tischplatte sinken und weinte hemmungslos.

Gerhard erhob sich und setzte sich neben sie. Er nahm sie in den Arm, streichelte ihr behutsam über den Kopf und sagte leise und eindringlich: „Veronika, um Gottes willen, er ist zu *recht* in den Knast gegangen! Er *war* ein Schwein. Dein Ekel, dein Haß, deine Wut, deine Schmerzen – sie sind, verdammt noch einmal, *berechtigt*! Niemand hier, verstehst du, *niemand* hier will dir das absprechen, niemand hier will verharmlosen, was du durchgemacht hast! Aber *deine* Erfahrungen sind nicht die unseren. Nur das bitte ich dich zu akzeptieren. Nicht mehr. Aber auch nicht weniger! Du hast unsere volle Solidarität. Auch andere Kinder, die auf subtile Weise gezwungen wurden, etwa mit versteckten Drohungen, haben unsere Solidarität, sobald sie ihre Peiniger ans wohl-

verdiente Messer liefern. Aber auch *deren* Erfahrungen sind nicht die unseren. *Ich* habe es anders erlebt. *Sebastian* hat es wiederum anders erlebt als du oder ich. Knut trägt an Folgen, die mit denen, unter denen du bis heute leidest, überhaupt nicht vergleichbar sind. Und Maïke ist mit Sicherheit wieder ein ganz anderer Fall. Und Sonja wird uns sicherlich auch noch erzählen, wie sie es erlebt hat – offenbar ist sie heute auch nicht glücklich. Können wir uns wenigstens auf diesen Konsens verständigen, Veronika?“

Sie antwortete nicht. Aber sie schluchzte weiter vor sich hin, und sie ließ sich das Streicheln gefallen.

„Schluß für heute“, verkündete Robert Kaufmann in die betretene Stille hinein. „Ich denke, daß wir nun genug Stoff zum Nachdenken haben. Morgen früh um zehn Uhr geht es weiter. Wer noch Appetit verspürt, ist eingeladen, heute abend mit ins Restaurant zu gehen. Treffpunkt um acht Uhr hier vor der Praxis. Ihr seid alle im Hotel untergebracht, aber falls mich jemand heute nacht braucht – ich bin hier, meine Wohnung befindet sich gleich nebenan. Während des Essens allerdings werden wir dieses Thema meiden. Einverstanden?“

Allgemeines Nicken war die Antwort.

Am Sonntag morgen war Veronika die erste, die das Wort ergriff. Sie wirkte übernächtigt, ihre Augen waren verquollen, und sie rauchte innerhalb von zehn Minuten die dritte Zigarette.

„Ich habe heute nacht noch zwei Stunden mit Robert zusammengesessen“, erklärte sie mit dünner Stimme. „Okay, Leute, ich bin zu einigen Zugeständnissen bereit. Ich akzeptiere, daß ihr eure ... eure Erfahrungen subjektiv nicht als Vergewaltigungen begreift, weder als indirekte noch als direkte Gewalt. Einverstanden. Ich bin bereit, Pädophilie als ein Phänomen hinzunehmen, bei dem die unterschiedlichsten Schattierungen und Ausprägungen denkbar sind. Ich akzeptiere außerdem, daß in den anschließenden Opfertherapien möglicherweise Fehler gemacht werden. Und zwar schwere Fehler. Ich bin aber nach wie vor nicht bereit, die Pädophilie selbst zu akzeptieren oder gar gutzuheißen. Ich bleibe dabei: Sie ist eine Perversion, und in aller Regel tut sie den betroffenen Kindern nicht gut. Und sei es auch nur deshalb, weil die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Tabus nun einmal so sind, wie sie sind. Robert hat heute nacht den Begriff vom ‚fremddeklarierten Opfer‘ verwendet. Mag sein, daß sich einige von euch so empfinden. Der Beweis ist für mich aber noch lange nicht erbracht, daß ohne diese Prägung der Mißbrauch an einem Kind und Heranwachsenden quasi spurlos, also ohne negative Folgen, vorübergehen würde, selbst dann, wenn dem Mißbrauch die von euch erlebte ‚Gewaltlosigkeit‘ vorausgegangen ist. Nach meiner Auffassung hinterläßt er *immer* Spuren, und der Pädophile handelt mit der Aufnahme von sexuellen Kontakten zu Kindern *immer* verantwortungslos. Insofern ist Sebastians Darstellung seiner eigenen Entwicklung aus meiner Sicht eher fragwürdig, und sie läßt viele Fragen offen. Und vor diesem Hintergrund bitte ich euch, wirklich ehrlich mit euren Gefühlen umzugehen und damit aufzuhören, die Erfahrungen zu glorifizieren. Im Gegenzug bin ich bereit, mich trotz meiner massiven Vorbehalte anders auf die Diskus-

sion einzulassen als gestern. Könnt ihr damit leben?“ Mit fahrigem Bewegungen zündete sie sich eine neue Zigarette an.

Gerhard sah sich um. Aufgrund seines Alters und der von ihm vermittelten persönlichen Autorität nahm er in zwischen so etwas wie die Rolle des informellen Gruppensprechers ein.

Die anderen nickten oder schwiegen.

„Wir können“, sagte er schließlich und lächelte. „Aber einen Einwand möchte ich dann doch vorbringen: Eigentlich hatte ich gestern nicht den Eindruck, als würde hier irgendwer seine Kindheitserfahrungen mit einem Pädophilen glorifizieren. Auch Sebastian habe ich so nicht verstanden, und Knuts und Maikes Erzählungen sprechen ja wohl für sich. Und meine eigene Geschichte ...“ Er verstummte.

„Na?“ sagte Knut und lächelte dem Kripobeamten aufmunternd zu. Auch er schien nicht sehr gut geschlafen zu haben – wie die wenigsten in der Runde. Er war blaß und hatte rotgeränderte Augen.

Gerhard griff zur Kaffeetasse. Er benötigte offenbar einige Zeit, um sich zu sammeln. Endlich begann er: „Wie ich gestern schon sagte, ich war elf, als ich ihm begegnete. Er hieß Uwe. Er betrieb einen kleinen Kramladen in unserer Nachbarschaft. Meine Eltern waren sehr streng, sollte ich vielleicht hinzufügen. Der Polizeiberuf hat in unserer Familie so etwas wie eine lange Tradition, und Zärtlichkeit war etwas, das sich mit dem Wesen meines Vaters, einem Kommissar, nicht zu vertragen schien. Wohlgermerkt: Ich fühlte mich nicht ungeliebt. Aber es fehlte etwas. Ich habe gestern, als Maike von sich erzählte, gewisse Parallelen zu meiner eigenen Kindheit ausgemacht.“

Gerhard schwieg für einen Moment, und sein Blick bekam etwas Verlorenes.

„Und dann trat Uwe in mein Leben. Aus heutiger Sicht könnte ich sagen, daß er dem typischen Klischee eines Kinderschänders entsprach. Lacht jetzt nicht, aber seine ersten Zuwendungen bestanden tatsächlich aus Bonbons, die er mir schenkte, sobald ich für meine Eltern etwas einkaufen ging. Ich erinnere mich noch gut an dieses große, überdimensionale Glas, in dem die leckeren Dinger lagen – Hunderte, wie ich glaubte. In allen möglichen Farben, glänzend und schillernd. Und in allen möglichen Geschmacksrichtungen, von sauer bis süß. Später dann nahm mich Uwe häufiger in die Arme, und er streichelte mir über den Kopf. Ich fand es wunderschön. Ich fand es schön, wie interessiert er sich an meinem Leben, an meinen Hobbies zeigte. Eines Sonntags traf ich ihn, als er einsam durch einen kleinen Park streifte, der sich unweit unserer Wohnung befand. Wir kamen ins Gespräch. Er legte sich mit mir zusammen ans Ufer des kleinen Weihers, in dem wir die Goldfische zu zählen versuchten. Dann lud er mich zu sich nach Hause ein. Und dort ... und dort ...“ Gerhard verstummte.

„Und dort ist es dann passiert“, ergänzte Knut leise.

Gerhard nickte. „Ja. Ich fand es toll, aufregend und spannend. Ich hatte bei ihm meinen ersten Orgasmus. Ich wußte vorher überhaupt nicht, daß man mit dem Ding da unten mehr machen kann als nur pinkeln ...“ Er lächelte schwach und fuhr dann fort: „Es war eine Beziehung, die ihresgleichen sucht. Ein bißchen finde ich mich

auch in Sebastians Darstellung wieder: Uwe hat mir jeden Wunsch von den Augen abgelesen. Aber ich glaube, daß ich das nicht unbedingt so ausgenutzt habe wie Sebastian. Nur manchmal. Mitunter hatte ich auch keine Lust zum Sex, und ich tat es nur Uwe zuliebe. Ich war dann froh, wenn es vorbei war. Aber besonders schlimm fand ich es auch dann nicht, liebe Veronika. Also bitte nicht so triumphierend lächeln. Wir haben auch vieles gemeinsam unternommen. Meine Eltern fragten zwar manchmal mißtrauisch nach, aber ich habe sie ohne mit der Wimper zu zucken angelogen. Ich wußte, daß Uwe sonst in Schwierigkeiten geraten wäre. Vor allem bei dem Beruf meines Vaters. Manchmal hat mich diese Heimlichtuerei belastet, dieser Zwang, über das, was ich als schön empfand, schweigen oder gar lügen zu müssen. Und das war einer der wenigen Schatten, die über dieser Beziehung lagen. Ich habe diese Angst auch bei Uwe gespürt. Andererseits hatten wir damals nicht das hysterische Klima, das wir heute haben, folglich wurde auch nicht allzu oft nachgebohrt. Meine Eltern waren damit zufrieden, daß ich mich bei Uwe wohlfühlte. Sie kannten ihn schließlich, und das reichte ihnen.“ Gerhard unterbrach sich und nahm einen Schluck aus seiner halbleeren Tasse. Die anderen warteten gespannt auf die Fortsetzung.

„So ist es vier Jahre lang gegangen“, fuhr er schließlich fort. „Als ich vierzehn war, spürte ich eine Veränderung in seinem Verhalten. Es fing damit an, daß er am Sex das Interesse zu verlieren schien. Das war mir gar nicht so unangenehm, denn ich hatte mich zu jener Zeit in eine Klassenkameradin verliebt, und die Vorstellung, vielleicht irgendwann mal mit ihr zu schlafen, gefiel mir zunehmend besser als das, was mir dieser haarige Männerkörper zu bieten hatte. Aber ich liebte Uwe immer noch, und ich dachte, es würde auf ewig so weitergehen. Vielleicht mit immer weniger Sex, aber alles andere ... nun, ich habe es gedacht, und ich habe mich natürlich getäuscht.“

Verdrossen schenkte sich Gerhard eine neue Tasse Kaffee ein. „Es ging damit weiter, daß ich freudestrahlend bei ihm auftauchte und er meistens ziemlich mißgelaunt war. Bei Kleinigkeiten herrschte er mich an, und ich konnte mir sein Verhalten nicht erklären. Ich suchte die Schuld bei mir. Bis er mir dann eines Tages, ich war mittlerweile fünfzehn geworden, etwas sagte, das ich nie vergessen werde.“ Seine Stimme versagte.

„Was hat er dir gesagt?“ fragte Sonja und sah ihn ahnungsvoll an.

„Er forderte mich unverblümt auf, ihm einen jüngeren Knaben zu besorgen“, erklärte Gerhard mit brüchiger Stimme. „Mit mir könne er nichts mehr anfangen, ich sei ihm zu alt geworden. Und ich würde ja genug Kinder kennen.“

„Scheiße“, flüsterte Sebastian nach sekundenlanger Stille, die wie ein drückender Nebel im Raum hing.

Gerhard nickte. „Ja, Scheiße“, sagte er mit freudlosem Lächeln. „Ich ging nie wieder hin. Schickten mich meine Eltern zum Einkaufen, versuchte ich immer, die Dinge in einem anderen Laden zu besorgen. Nur gut, daß zu jener Zeit auch in unserem Ort die ersten Supermärkte entstanden, in denen es ohnehin billiger war. Vielleicht war das auch der Grund, warum Uwe drei Jahre später seinen Laden dichtgemacht hat und fortgezogen ist.“

Mittlerweile war ich achtzehn, und ich hatte gerade, auch dank meines Vaters, die Einstellung bei der Bereitschaftspolizei in meiner Tasche. Ich war heilfroh, daß Uwe aus unserer Kleinstadt und damit endgültig aus meinem Leben verschwand. Aber die Erinnerung blieb. Und diese maßlose, diese tiefsitzende Enttäuschung auch.“

„Du wurdest abserviert wie ein altes Auto“, stellte Veronika sachlich fest.

„So könnte man es unter Umständen ausdrücken. Zumal er mein einziger richtiger Freund war. Deshalb fühle auch ich mich ein Stück weit mißbraucht.“

„Hast du ihn noch einmal getroffen?“ fragte Tobias.

Gerhard nickte. „Ja. Ich war inzwischen Polizeimeister und Anwärter für den gehobenen Dienst. Eines Tages erfuhr ich, daß im Nachbarort ein sogenannter Kinderschänder verhaftet worden war. Ich las den Namen auf dem Telex, mit dem unsere Polizeidienststelle gebeten wurde, in der Vergangenheit des Mannes nachzuforschen. Es war Uwe. Unter einem Vorwand meldete ich mich ab und fuhr die dreißig Kilometer bis zum Kriminalkommissariat. Ich sah ihn, weil er gerade wieder einmal zur Vernehmung geholt wurde. Er wirkte um Jahrzehnte älter, als ich ihn in Erinnerung hatte. Er war ein gebrochener Mann. Er erkannte mich nicht wieder, und ich ergriff förmlich die Flucht. Es war fürchterlich, und an jenem Abend habe ich mich sinnlos betrunken.“

„Hast du denn nie mit einem Menschen darüber reden können?“ fragte Klaus.

Gerhard lachte auf. Es klang bitter. „Aus denselben Gründen nicht, aus denen auch ihr in der Öffentlichkeit wohlweislich geschwiegen habt. Ich nehme zumindest an, daß ihr keine Reklame mit dem macht, was ihr erlebt habt – ebenso wenig wie ich. Mit wem hätte ich denn reden können? Mit meinen Kollegen, von denen auch einige zu meinen Freunden wurden? Das wäre allenfalls als ein weiteres Delikt in der ohnehin schon zu langen Liste betrachtet worden, und ich wollte Uwe nicht noch zusätzlich hineinreißen. Die sechs Jahre, die er sich einfieng, waren mehr als genug. Ich habe also den Mund gehalten. Was er mir angetan hat, kann man nicht mit dem Strafrecht beantworten, und dazu stehe ich heute noch. Mit meiner späteren Freundin, die ich dann geheiratet habe und mit der ich heute noch zusammen bin? Um Himmels willen!“

„Warum um ‚Himmels willen?‘“ wollte Veronika wissen.

„Das ist doch sehr einfach. Hätte ich ihr die Wahrheit erzählen sollen? Die Wahrheit darüber, was ich diesem Mann gegenüber in der wichtigsten Phase meiner Kindheit und Jugend empfunden habe und wie sehr er mich verletzt hat? Sie hätte es nicht verstanden, und sie würde es heute noch viel weniger verstehen, bei dem öffentlichen hysterischen Umgang mit dem Thema. Sie hätte nur das ‚Abartige‘ in dieser Beziehung gesehen, mich für krank gehalten, weil ich den Sex an sich nach wie vor nicht schlimm finde – und unsere Ehe hätte einen ernsthaften Knacks bekommen. Die Alternative wäre gewesen, mich als Mißbrauchsoffer zu outen. Abgesehen davon, daß dies so nicht stimmt und das eigentliche Problem dabei gar nicht zur Sprache gekommen wäre, hätte ich allenfalls Mitleid geerntet. Und einem Mann, der als Kind mit einem Kerl ins Bett gegangen ist,

haftet ja selbst in diesen Fällen etwas Mysteriöses, etwas Ekelerregendes an. Mir behagte die eine Option so wenig wie die andere, also habe ich es gelassen.“

„Das ist wohl das Problem bei den meisten von uns“, seufzte Tobias. „Schnauze halten und bloß nicht darüber reden. Wie auch immer wir es anfangen – man würde uns mißverstehen. Uns wahrscheinlich sogar mißverstehen *wollen*.“ Er warf einen vielsagenden Blick auf Veronika, doch die erwiderte nichts.

„Das, was du mit deinem erwachsenen Freund erlebt hast, muß aber nicht die Regel sein“, meinte Sebastian. „Ich bin mit Rudolf heute noch befreundet. Okay, er will zu meinem Leidwesen keinen Sex mehr, aber er ist mein väterlicher Freund geblieben. Das, was uns aufgrund dieser früheren Erfahrungen verbindet, macht so etwas wie ein ganz besonderes Band aus. Es ist nahezu unzerreißbar. Und darauf bin ich ungeheuer stolz.“

„Mir geht es genauso“, bestätigte Klaus. „Ich habe mit ihr sogar Weihnachten zusammen gefeiert.“

„Auch ich habe andere Erfahrungen gemacht“, mischte sich Maike ein. „Thomas ist bis heute mein bester, mein allerbesten Freund – auch ohne Sex.“ Aus den Augenwinkeln nahm sie wahr, daß Knut heftig zusammenzuckte. Sie hatte mit ihm noch bis in die späte Nacht zusammengesessen und ihm endlich ausreden können, sich sofort mit Thomas in Verbindung zu setzen. Sie würde ihn aber auf dem Laufenden halten – das war ihr Versprechen gewesen, bevor sie sich dann um kurz vor vier Uhr morgens trennten und in ihr Hotel gingen.

„Dagegen habe ich denselben Scheiß erlebt“, knurrte Tobias. „Wenn auch nicht ganz so dramatisch. Eines Tages kam ich zu ihm nach Hause. Ich hatte nämlich einen Schlüssel für die Wohnung. Aus dem Schlafzimmer hörte ich ziemlich eindeutige Geräusche. Er war dort mit einem anderen Bubi im Gange.“ Er lachte kurz und trocken. „Ich habe mich dazugelegt und mitgemacht. Aber irgendwann hatte ich keinen Bock mehr und blieb einfach weg. Ich mochte ihn, aber ich trauerte der Beziehung nicht annähernd so heftig nach, wie Gerhard es getan hat. Mein Leitspruch: C’est la vie!“ Er griff zur Kaffeekanne. „Mittlerweile ist der Kontakt wieder da, und er hat sich einiges von mir anhören müssen. Aber was ändert es? Die Geschichte läßt sich zurückdrehen. Wir trinken häufiger ein Bierchen zusammen, und ich höre mir sein Gejammer über die schlechten Zeiten an. Wenn er dann irgendwann fertig ist, komme ich auch mal zu Worte. Und der eine oder andere Rat, den er mir gibt, ist immer noch ganz brauchbar.“ Verdrossen rührte er seinen Kaffee um.

„Und ich habe mich vollsülzen lassen und ihn sogar geheiratet“, sagte Sonja tonlos. Ein paar Jahre lang habe ich mich täuschen lassen. Vielleicht wollte ich die Wahrheit auch einfach nicht sehen. Selbst dann nicht, als ich die Kinderpornos in seinem Schreibtisch entdeckte und er mir mit reichlich dämlichen Entschuldigungen kam. Als ich ihn eines Tages aber erwischte, wie er mit einer Zwölfjährigen aus der Nachbarschaft ... ich kam gerade vom Einkaufen.“

„Und ihr habt euch scheiden lassen?“ fragte Veronika neugierig.

„Ja, einige Monate später. Als Begründung gab ich Zerrüttung an. Natürlich wollte ich ihn nicht in Schwierigkeiten bringen, sonst wäre womöglich auch noch unsere alte Geschichte ans Tageslicht gekommen. Und das hätten meine Eltern nicht überlebt. Aber seitdem will ich erst mal nichts mehr von Beziehungen wissen.“

„Und wie hast du die Erfahrungen aus deiner Kindheit verarbeitet?“ wollte Veronika wissen.

„Ach Gott, ich weiß nicht, was du dir unter dem so vorstellst, was wir gemacht haben. Es war nichts Spektakuläres. Ein bißchen Petting und so. Viel wichtiger für mich war das Schmusen, und das konnte er. Aber er ist nun mal pädophil, und er wird es immer bleiben. Mir hat diese Beziehung jedenfalls kein Glück gebracht.“ Sie seufzte tief und anhaltend.

„Eben“, knurrte Veronika. „Ich sagte es schon: abserviert wie ein altes Auto. Typisch.“

„Das ist so nicht ganz richtig“, widersprach Gerhard. „Ein Auto benutzt man. Ich fühlte mich eigentlich nie benutzt. Manchmal hatte ich das Gefühl, so etwas wie ein Licht im Alltag von Uwe gewesen zu sein. Er war es, der diesen Vergleich brachte. Quasi wie ein helleuchtender Stern.“

„Ja, und heute bist du ein erloschener Stern“, meinte Veronika bissig.

„Vielleicht nicht unbedingt erloschen“, sagte Tobias nachdenklich. „Aber auf jeden Fall ein Stern von gestern.“

„Wir sind dann wohl alle mehr oder weniger Sterne von gestern“, flüsterte Knut.

Am späten Nachmittag faßte Robert Kaufmann die Ergebnisse des ersten Wochenendes der „Ehemaligen“ zusammen. „Wir haben gestern und heute zumindest eines geschafft“, erklärte er. „Wir haben eine Basis für weitere Treffen hergestellt. Im August geht es weiter, auch darauf haben wir uns geeinigt. Das öffentlich zugängliche Forum wird, was diesen Kreis betrifft, durch eine interne Mailinglist ersetzt. Der Chatroom beschränkt sich künftig auf neue Interessenten, ohne daß wir das, was an diesem Wochenende an Einzelheiten besprochen wurde, dort zum Thema machen werden. Heute nachmittag haben wir uns außerdem darauf geeinigt, über die Entwicklung eines Hilfsangebots nachzudenken, das sich an Kinder richten soll, die in solchen Beziehungen stecken und plötzlich vor Problemen stehen, die sie ohne einfühlsame Hilfe nicht mehr bewältigen können. Das Schicksal der beiden Jungen in Österreich ist ein solches Beispiel. Und einige von euch haben als Kinder Erfahrungen sammeln müssen, bei denen sie auch Hilfe gebraucht hätten. Auch Veronika. Oder Gerhard. Oder Knut. Oder Maika – eigentlich ihr alle. So etwas in der Art stelle ich mir jedenfalls vor. Bitte denkt in den nächsten Wochen darüber nach, und diskutiert es in der Mailinglist. Was mich betrifft, so stehe ich für Vieraugenkontakte nach wie vor zur Verfügung.“

Als sie sich voneinander verabschieden wollten, schauten sie zunächst etwas hilflos, stumm und betreten zu Boden. Gerhard war es schließlich, der die Situation rettete. „Ach Scheiße“, sagte er betont forsch. „Leute, ihr seid mir ans Herz gewachsen. Das Wochenende war zum Teil ein höllischer Trip in die Vergangenheit, und ich werde noch lange daran zu knabbern haben. Aber auf euch freue ich mich schon, auf euch und unser nächstes

Wiedersehen im August.“ Er nahm als erste die verblüffte Veronika in den Arm. Nach einem kurzen Moment des Zögerns erwiderte sie die Umarmung. „Ich freue mich auch“, hauchte sie, aber doch für alle anderen deutlich vernehmbar.

Jeder verabschiedete sich von jedem mit einer stummen, aber intensiven Umarmung. Als Maike und Knut an der Reihe waren, flüsterte sie ihm ins Ohr: „Nicht, daß wir uns falsch verstehen, denn ich bin verlobt, und ich liebe Thorsten über alles. Aber das damals, mit dir, du weißt schon ... ich fand es toll.“

„Wirklich?“ raunte er mit weitaufgerissenen Augen.

„Wirklich“, lächelte sie und küßte ihn sanft auf die Wange.

Am Abend saß Robert Kaufmann noch lange in seinem Arbeitszimmer, bei einem guten Cognac und einem prasselnden Kaminfeuer. Er hielt stumme Zwiesprache mit seiner verstorbenen Frau. „Siehst du?“ sagte er zum Schluß leise. „Abendrot kann auch eine Farbe der Hoffnung sein, du hattest damals recht, mein Schatz. Man sieht dann sogar schon die ersten Sterne leuchten. In diesem Fall sind es Sterne von gestern. Aber sie leuchten trotzdem wunderschön, man muß nur einen Blick für sie haben.“ Er seufzte tief und schloß die Augen, in Gedanken nach Frankreich und an jenen Abend vor vielen Jahren zurückkehrend, als er mit ihr draußen saß und den Frieden der Abenddämmerung auf sich wirken ließ. Auch damals hatten die ersten Sterne im dunkelblauen, rötlich eingefärbten Firmament gelehrt.

Auch das sind Sterne von gestern. Aber sie sind noch immer gegenwärtig.

Vierzehn

Als Thomas den letzten Koffer verstaute, war es bereits kurz nach sechs Uhr abends. Dennis zappelte ungeduldig auf dem Beifahrersitz, spielte am Radio herum und trieb ihn zur Eile an: „Wann geht’s endlich los?“ Er steckte sein vom Sonnenbrand rotglühendes Gesicht zum Fenster hinaus.

„Gemach“, stöhnte Thomas und schloß mit einiger Mühe den Kofferraum. Der Wagen war bis unters Dach vollgeladen. Selbsternannte Dänemark-Experten hatten ihm dringend davon abgeraten, den täglichen Bedarf ausschließlich vor Ort zu decken. „Du zahlst dich dumm und dusselig“, hieß es vielsagend. „Dänemark ist schweinetueer.“ Das galt erst recht für Alkohol, hatte Hanno seinerseits wertvolle Reisetips beigesteuert. „Nimm ausreichend Whisky mit, sonst bist du deine Kohle los, bevor du piep sagen kannst.“ Nach einem Moment des Nachdenkens hatte Hanno dann stirnrunzelnd nachgefragt: „Und du schleppst tatsächlich dieses verrückte Balg mit?“ – „Dennis, ja“, hatte Thomas ihn ärgerlich korrigiert. Hanno hatte darauf hin mißmutig die Schultern gezuckt. „Du mußt es ja wissen. Ich würde keinen aus der Familie auch nur mit der Kneifzange anfassen.“ Er

selbst sei ein weitaus angenehmerer Reisebegleiter, hatte er dann durchblicken lassen. „Wir könnten abends noch schön einen heben und über alte Zeiten quatschen.“

Thomas hatte mit Hinweis auf sein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl dankend abgelehnt. Denn dann müßte er auch Christina und Carlo mitnehmen, und dafür sei sein Auto nicht groß genug, begründete er seinen diesbezüglichen Standpunkt, während seine Überlegungen in Wirklichkeit weit weniger edel waren: *Nicht einen von euch würde ich ertragen. Eher fahre ich vorher den Wagen zu Schrott, nur um eine gute Ausrede zu haben.*

In den vergangenen Wochen hatte er sich oft gefragt, ob sogar Dennis der richtige Partner für diese Reise war. Er benötigte diesen Urlaub dringend, worin sein Hausarzt vollkommen mit ihm übereinstimmte. Statt dessen befürchtete er unendliche Auseinandersetzungen. Und das war das letzte, worauf er erpicht war.

Denn der Junge hatte sich verändert, das war mehr als offensichtlich. Und zwar keineswegs zu seinem Vorteil. Seit der verunglückten Kinderkur zeigte er sich mürrisch, launisch und aggressiv. Genau genommen also, seitdem er wieder auf Dauer daheim lebte. Seine Mutter und er gingen sich, soweit Thomas beobachten konnte, wohlweislich aus dem Wege. Marianne hatte zweifellos ihre Gründe für diese Zurückhaltung, während es bei ihrem Sohn eine vorher nie gekannte Furcht war, die ihn von einer all zu engen Tuchfühlung mit der Mutter Abstand nehmen ließ. Das war jedenfalls das, was er Thomas gegenüber einmal erwähnt hatte. Und das beruhigte Thomas, denn darin sah er einen deutlichen Hinweis, daß die Amnesie anhielt.

Dennis erzählte Thomas allerdings nichts von den schweißtreibenden Alpträumen, die ihn des Nachts regelmäßig heimsuchten. Alpträume, in denen seine Mutter eine ebenso schlimme wie bedrohliche Rolle spielte, an die er sich nach dem Aufwachen freilich nicht mehr erinnern konnte. Und dann ihr verunstaltetes Gesicht, an das er sich nur schwer gewöhnte. Andererseits registrierte er verblüfft, daß sie ihn mit einer ganz neuen Gleichgültigkeit behandelte, hinter der er mit kindlicher Intuition so etwas wie eine abwartende Unsicherheit spürte. Oder war es Angst? Und wenn ja, wovor? Sie wechselte kaum ein Wort mit ihm, stellte ihm wortlos seine Mahlzeiten auf den Tisch, schob ihm schweigend das Taschengeld zu und ließ ihn ansonsten zufrieden. Er hielt es umgekehrt genauso, vermied also nach Möglichkeiten Situationen, in denen er sie zuvor um Erlaubnis bitten mußte, und fügte sich unauffällig in die wenigen Strukturen ein, die die Familie noch zusammenhielten.

Auch sein Vater schien sich noch weniger als früher für ihn zu interessieren. Nein, falsch: Er hatte, so Dennis' Eindruck, an der Familie insgesamt das Interesse verloren. Nach Dienstscluß und am Wochenende verzog er sich regelmäßig in den „Schlesischen Hof“, wo er sich zwar nicht unbedingt betrank, aber doch ganze Nachmittage und halbe Nächte verbrachte – vorausgesetzt, sein ehemaliger Freund Hanno war nicht gerade zur selben Zeit anwesend. Dann wechselte er wutschnaubend das Domizil. So oder so, er kam grundsätzlich erst um Mitternacht oder noch später heim, leise und jeden Lärm vermeidend. Dann lag Marianne bereits schnarchend in ihrem Bett, während Dennis im Schein einer Taschenlampe noch heimlich unter der Bettdecke las. Früher war seine Mutter häufiger und ohne Vorwarnung hereingelplatzt und hatte ihn deshalb heftig beschimpft, manchmal

sogar geohrfeigt. Mittlerweile schien es ihr gleichgültig zu sein, ob er überhaupt noch ins Bett ging oder gleich bis zum Frühstück aufblieb. Also sah er sich auf seinem kleinen Fernsehgerät schon nach wenigen Tagen, und das ganz und gar nicht mehr heimlich, die nächtlichen Wiederholungen von „Startrek“ an. Nicht einmal da unterzog sich noch jemand der Mühe, ihn deshalb zu tadeln, geschweige denn ihm die Stromzufuhr abzudrehen, wie es früher immer wieder vorgekommen war. Manchmal war es lediglich seine kleine Schwester, die seine nächtlichen Aktivitäten vereitelte. Sie kroch dann zu ihm unter die Decke, um sich wenigstens bei ihrem großen Bruder einer vorübergehenden Illusion von Geborgenheit hinzugeben.

Für Dennis jedenfalls hatte diese Atmosphäre der demonstrativen Gleichgültigkeit ganz ohne Frage gewaltige Vorteile, die er auch zu nutzen gewillt war, ohne sie allerdings in einem Maße auszureizen, das am Ende auf seine Kosten ging. Er fand immer noch rechtzeitig genug in den Schlaf, um am nächsten Morgen halbwegs ausgeruht am Unterricht teilnehmen zu können. Nur hin und wieder litt er unter diesem Schweigen, das das frühere Klima der lautstarken Aggressionen ersetzte. Dann empfand er angesichts der unheilschwangeren Stille eine unerklärliche Angst – und eine tiefe Einsamkeit.

Dafür hielt er sich häufiger bei Thorsten und Maike auf, und falls sich Thomas irgendwann einmal entschließen sollte, wieder so nett, liebevoll und umgänglich wie früher zu sein, so seine Überlegung, dann würde er die allermeiste Zeit vermutlich in dessen Gesellschaft verbringen. Im Moment war dieser Mensch ungenießbar, wie Dennis schon wenige Tage nach seiner endgültigen Entlassung aus dem Krankenhaus achselzuckend feststellte. In der Schule fand er, angesichts achtmonatiger Fehlzeit ein erstaunliches Phänomen, recht schnell wieder Anschluß, und Thomas verwendete trotz seiner miserablen Grundstimmung all seine Zeit und Mühe darauf, seinem kleinen Freund in mehreren Fächern nachhaltig auf die Sprünge zu helfen. Dabei lernte er die Wutausbrüche des Jungen fürchten, denn Dennis ging es mit den Fortschritten beim Aufholen des Versäumten nicht schnell genug. Thomas mußte sich mehrmals Beschimpfungen und gehässige Frotzeleien gefallen lassen: „Ich dachte, du warst mal Lehrer? Warum erklärst du mir das dann so beschissen? Das können ja meine Klassenkameraden besser als du!“ – „Dann, zum Teufel, geh doch zu denen und laß mich zufrieden“, hatte Thomas an einem dieser Nachmittage zurückgefaucht. Grußlos war er aufgestanden und hatte das Haus verlassen. Am nächsten Tag rief ihn Dennis an: „Tut mir leid, das mit gestern. Kommst du heute wieder? Bitte!“

Auf diese zermürbenden Nachhilfestunden hatte sich ihr Zusammensein in all den Wochen und Monaten seit der Kur reduziert. Sie fanden fast immer in der Wohnung der Eltern, genauer gesagt in Dennis' Zimmer statt, während Marianne es in diesen Stunden vorzog, mit einer gemurmelten Entschuldigung das Weite zu suchen. Nur selten verlegten sie ihre quälenden Exkursionen, die in derart üble Schattenreiche wie Grammatik, Bruchrechnung oder Englischvokabeln führten, in Thomas' Wohnzimmer. Dort gönnten sie sich am Ende wenigstens ein schmackhaftes Abendessen, bevor es Zeit wurde, Dennis heimzubringen. Das waren dann die spärlichen Momente, in denen etwas von der alten Harmonie zwischen ihnen zurückkehrte. Sie waren jedoch dünn gesät. Am

Ende sprachen die Zensuren im Zeugnis zwar für sich, und Dennis hatte ohne Wenn und Aber seine Versetzung in die Klasse sieben des Gymnasiums geschafft. „Der gehört eigentlich auf eine Hochbegabtschule“, meinte die Klassenlehrerin einmal. Aber Thomas konnte sich oft genug des Gefühls nicht erwehren, als habe ihre Beziehung unter diesen Nachhilfestunden eher gelitten als weitere Fortschritte gemacht.

In ihrer Freizeit gingen sie in dieser Zeit eigene Wege, und das verstärkte den Eindruck noch. Für diese Entwicklung gab sich Thomas allerdings überwiegend selbst die Schuld. Er hatte fast zwei Wochen benötigt, um über die Geschichte mit Markus und dem verletzenden Anruf seiner Mutter hinwegzukommen. Dabei standen ihm zwar sowohl Karin als auch Maike zur Seite. Aber er hatte schließlich – durchaus menschlich, was immerhin so etwas wie eine Begründung, wenn auch keine Entschuldigung war – nur noch wenig Lust verspürt, sich auf den ungeheuren Nachholbedarf, auf den ungebremsten Tatendrang seines kleinen Freundes einzulassen. Und das, obwohl dessen Kondition aus verständlichen Gründen noch sehr zu wünschen übrig ließ. Was Dennis wiederum zu weiteren Wutausbrüchen veranlaßte, denn er erreichte vorzeitig Grenzen, die er früher allenfalls sterbenskranken „Tattergreisen“ zugestanden hatte.

Jedenfalls konnte er es Dennis kaum verübeln, daß er nach kurzer Zeit die unbeschwerte Gesellschaft der Klassenkameraden oder gleichaltrigen Freunde vorzog, sobald es um Kino, Freibad oder Bowling ging. Thomas gab als Trauerkloß par excellence nicht eben die Figur ab, mit der sich ein fast Zwölfjähriger gern in der Öffentlichkeit sehen ließ.

Nahezu täglich, falls nicht gerade Nachhilfestunden angesetzt waren, verschwand Dennis ins Freibad. Es versprach nämlich einer der wenigen Sommer zu werden, die diesen Namen auch verdienten. Für Thomas wäre das eine höchst willkommene und unverfängliche Möglichkeit gewesen, seinen kleinen Dennis in Badehose bewundern zu dürfen. Dazu hatte, leider, im letzten Sommer kaum Gelegenheit bestanden. Als er nach dem Markus-Desaster endlich wieder in der Lage war, diese reizvolle Perspektive in Ermangelung anderer und besserer Optionen ins Auge zu fassen, war es zu spät. Dennis verzichtete auf seine Begleitung, äußerte nicht einmal eine diesbezügliche Frage oder gar Bitte, und Thomas war zu stolz, um von sich aus Interesse zu bekunden. Also saß er mit seinem Schicksal hadernd daheim am Computer, nur in Gesellschaft seiner virtuellen und doch leblosen Gespielen, während draußen die Sonne brannte, der Sommer ein gewaltiges Stück des Jahres zurücklegte und sein Dennis sich *ohne ihn* im Freibad amüsierte. Tags darauf ließ er den Jungen dann seine gekränkte Eitelkeit und seinen Frust spüren. Er machte ihn mit geknurrten Bösartigkeiten für jene Unzulänglichkeiten des Schicksals verantwortlich, deren Ursache er bei ehrlicher und selbstkritischer Betrachtung zweifellos selber war. Ergo: Kurz vor Beginn des gemeinsamen Urlaubs hatte zwar nicht unbedingt ihre Beziehung als solche, aber auf jeden Fall die Stimmung zwischen ihnen einen nie dagewesenen Tiefpunkt erreicht.

Dennis, das immerhin mußte Thomas ihm zugestehen, hatte die vielen Tage im Freibad gut genutzt, und sie schienen ihm prächtig bekommen zu sein. Hatte er anfangs noch, wie Thomas während eines ihrer selten ge-

wordenen, vertraulichen Gespräche erfuhr, viel im Schatten gelegen und dabei nicht selten auch tief und fest geschlafen, und war er zunächst noch außerstande gewesen, mehr als zwanzig Meter zu schwimmen, ohne anschließend völlig entkräftet und auf allen viieren auf seine Decke zurückzukriechen, so erholte er sich doch zusehends von der langen Zeit im Krankenhaus. Hätte Thomas es nicht besser gewußt, so hätte er jeden einen unverschämten Lügner genannt, der ihm erzählt hätte, daß sein kleiner Freund noch vor einem guten halben Jahr wochenlang im Koma gelegen hatte. Der Sonnenbrand im Gesicht des Jungen, die braungebrannten Unterarme, die aus dem T-Shirt hervorlugten – der Kleine war, zumindest äußerlich, wieder ganz der alte. Und damit war er auch wieder über alle Maßen begehrenswert, was die Sache noch schwieriger machte – jedenfalls für Thomas.

Heute mittag erst hatte er ihn von daheim abgeholt, wo sich Marianne zu seiner maßlosen Bestürzung sogar herabließ, ihm einen Hundertmarkschein zuzustecken. „Damit ihr euch mal etwas gutes leisten könnt“, meinte sie etwas unbeholfen. Sie machte tatsächlich Anstalten, Dennis einen Abschiedskuß zu geben – und der Junge wich unwillkürlich zurück. Marianne erbleichte, wandte sich schweigend ab und verschwand grublos im Haus.

Die Vorfreude auf die vor ihnen liegenden zwei Wochen überwog. Endlich. Das galt für beide. Zumal die Wetternachrichten für Nordjütland vielversprechend klangen. Bevor sie zur Wohnung von Thomas fuhren, um den Wagen zu beladen und dann am Abend aufzubrechen – sie beabsichtigten, die Nacht durchzufahren, und allein das empfand Dennis schon als ein fesselndes Abenteuer – hielten sie noch an einer Eisdielen.

Während sie ihrem riesigen Bananensplit zu Leibe rückten, sagte Thomas ganz nebenbei, und es fiel ihm keineswegs schwer: „Dennis, ich war in der letzten Zeit oft ein Ekel. Tut mir leid. Ich hatte ein paar Probleme, aber die hätte ich nie an dir auslassen dürfen. Ich möchte das gern geklärt haben, bevor wir beide nun zwei hoffentlich sehr schöne Wochen miteinander verbringen werden. Nimmst du meine Entschuldigung an?“

Dennis hielt mit seinen schmatzenden Kaubewegungen inne. Beinahe wäre ihm ein Stück Banane aus dem Mund gefallen. „Du entschuldigst dich!“ stellte er in einem Ton fest, als habe er soeben eine spirituelle Erfahrung gemacht. Seine Augen wurden groß. „Das ist das erste Mal, daß sich ein Erwachsener bei mir entschuldigt. Finde ich geil! Das macht wohl auch nur ihr Pädos!“

„Stimmt nicht ganz“, grinste Thomas. „Alle wohl nicht. Wir sind nichts besser als viele andere Erwachsene auch. Also, nimmst du meine Entschuldigung an?“

„Klar doch! Aber nur, wenn du auch meine annimmst.“

„Deine?“ fragte Thomas erstaunt. „Wofür?“

„Na ja.“ Dennis krümmte sich. „Ich hatte auch oft eine Scheißbläune. Und dann das mit dem Freibad. Ich weiß, daß du gern mitgegangen wärst. Tut mir leid.“

„Und bevor wir uns gleich schluchzend in die Arme fallen, sollten wir lieber unser Eis vertilgen“, meinte Thomas gerührt. „Und danach geht es ab nach Hause. Packen. Schleppen. Schuften. Und dann: Urlaub machen, und vorher allen hier den Stinkefinger zeigen!“

„Jau!“ strahlte Dennis und schob sich das restliche Eis auf einmal in den Mund. Woraufhin das erste Kleidungsstück dieses Urlaubs unversehens zu einem komplizierten Fall für die Waschmaschine wurde. Verlegen betrachtete Dennis das skurrile Muster, das die Mischung aus Schokolade und Vanilleeis auf dem vormals makellosen Weiß seines frischen T-Shirts hinterließ. Während die klebrige Flüssigkeit dem Gesetz der Schwerkraft folgte und ungerührt in Richtung Gürtelschnalle tropfte, warf er Thomas einen schuldbewußten Blick zu und grinste dann unverschämt.

Thomas zählte im Geiste die vorsorglich eingekauften Tuben des laut Werbung so überaus wirksamen Reise-
waschmittels nach – und kam zu dem Ergebnis, daß sie unter diesen Umständen wohl kaum länger als drei Tage reichen dürften.

Na dann. Gute Reise!

Thomas schwang sich hinters Lenkrad. „Fertig!“ verkündete er triumphierend. Auf dem Rücksitz stapelten sich Reisetaschen, das Bettzeug, ein nagelneuer und noch verpackter Holzkohlegrill, Geschirr und haufenweise Konserven. Ganz ähnlich sah es im Kofferraum aus. Irgendwo in Höhe Flensburg, kurz vor der Grenze, würden sie dann vermutlich eine endlose Liste jener Gegenstände aufstellen müssen, die sie beim Packen vergessen hatten. Aber auch das zählte zu den obligatorischen Urlaubserlebnissen, wie sich Thomas anlässlich alter Zeiten noch sehr genau entsinnen konnte. Mit Knut hatte er ganz ähnliche Dinge erlebt, als sie damals auf eine der holländischen Nordseeinseln gereist waren.

Kurz hinter Hamburg wurde Dennis schlecht. „Ich bin noch nie so lange Auto gefahren“, entschuldigte er sich, nachdem er auf einem Parkplatz die in der sommerlichen Hitze staubig gewordene Bepflanzung mit einer Mischung aus halbverdauten Pommes Frites und Bananensplit besprüht hatte.

„Macht nichts“, gab Thomas einen wenig qualifizierten Kommentar ab. Nur kurz war die Angst aufgeblitzt, daß es sich um einen neuen Rückfall handeln könnte. „Dafür werden an dieser Stelle in einigen Jahren Bananen und Kartoffeln wachsen.“

Es war bereits dunkel, als sie die deutsch-dänische Grenze passierten. Zwar wurden sie einstweilen noch der Notwendigkeit enthoben, über vergessene und damit fehlende Ausrüstungsgegenstände nachzudenken, aber dafür kam derart dicker Nebel auf, daß die Sichtweite kaum mehr als fünfzig Meter betrug. Angestrengt starrte Thomas in die undurchdringliche und milchige Finsternis, während der Omega leise summend die Kilometer fraß. Derweil schnarchte auf dem Beifahrersitz sein kleiner Dennis. Bisher hatte Thomas nie gewußt, daß das Kerlchen im Schlaf derart vernehmliche Geräusche von sich zu geben imstande war. Im Krankenhaus jedenfalls

hatte Dennis wie ein Toter im Bett gelegen. Und zeitweise hatte es ja auch so ausgesehen, als würde er sein viel zu junges Leben endgültig aushauchen.

Aber diese Zeit war vorbei und – hoffentlich – bald auch vergessen. Thomas zwang sich mit Gewalt, an andere, an erfreulichere Dinge zu denken.

Und auch Markus aus seinen Erinnerungen zu verbannen, der sich darin wie ein Nachtgespenst immer wieder aus der Dunkelheit schälte, sich in den Vordergrund seiner kreisenden Gedanken schob und ihm höhnisch zuzugrinsen schien. Gesellschaft leistete ihm dabei der kleine Jörg aus Österreich, stumm und anklagend am Abgrund stehend, bevor er sich dann fallen ließ und mit einem wimmernden Wehklagen in der Tiefe verschwand. Noch knapp zweihundertfünfzig Kilometer.

Auch an Knut mußte er häufiger denken. Was mochte aus ihm geworden sein? Nie würde er vergessen, mit welcher Begeisterung der kleine Blondschoopf damals auf die vorüberfliegende Landschaft gedeutet hatte, als sie in Richtung Westen fuhren. „Guck mal die vielen Windmühlen“, hatte er gekräht. „In so einer möchte ich später auch mal wohnen.“

„Und dann?“

„Dann bin ich der Hausherr, und wenn meine Alte nicht so will wie ich, dann binde ich sie an die großen Flügel und lasse sie solange durch die Luft segeln, bis sie kotzen muß.“

Er hatte Tränen gelacht.

Und einige Monate später, der Traum eines Inselurlaubs in Holland war längst zur verklärten und oft beschworenen Erinnerung geworden, war ihm das Lachen dann gründlich vergangen. Nie würde er den verstörten Blick seines kleinen Freundes vergessen, als sie ihn in seiner Wohnung festnahmen und dabei behandelten wie einen gefährlichen Schwerverbrecher. Dieser Blick war das letzte, was er von Knut in Erinnerung behalten sollte. Eingefräst wie ein brutal ins Fleisch gerammtes Brandzeichen.

Scheiße, hör auf damit!

Da kam die kleine Raststätte gerade recht, deren Leuchtreklame unversehens aus der Dunkelheit auftauchte. Als er den Motor abstellte, erwachte auch Dennis. Schlaftrunken rieb er sich die Augen, sah sich um und fragte gähmend: „Sind wir schon da?“

„Schön wär's. Ich möchte nur schnell einen Kaffee trinken. Kommst du mit oder willst du weiterschlafen?“

„Ich komm' mit“, nuschte Dennis. Sprach's und befand sich Sekunden später schon wieder im Land der Träume.

Thomas lächelte, öffnete leise und behutsam die Tür und saß wenige Minuten später vor einem heißen, wenn auch nicht mehr sonderlich frischen Kaffee. Er war der einzige Gast. Im Hintergrund spielte das Nachtprogramm eines dänischen Radiosenders Popmusik, während eine übermüdete junge Frau an der Kasse des Selbstbedie-

nungstrensens gegen den Schlaf kämpfte und aus reiner Langeweile die vom Tag übriggebliebenen Sandwichs zählte.

Vor dir liegen zwei herrliche Wochen mit einem lieben, kleinen Freund. Vergiß endlich, was war, und schau nach vorn.

Leichter gesagt als getan. Während Thomas durch das beschlagene Fenster hindurch seinen Wagen im Auge behielt, der wie ein Schemen in der nebeligen Dunkelheit schwamm, und geistesabwesend den gelegentlich vorbeiflirrenden Lichtern einsamer Autos nachblickte, die von irgendwoher kamen und in dieser unwirklichen Nacht irgendwohin unterwegs waren, stellte er sich erneut jene quälende Frage, die er sich schon oft gestellt hatte. Eine Frage, von der er allerdings nicht so recht wußte, ob er sie überhaupt jemals beantwortet haben wollte.

Wann würde er auch für *diese* Beziehung einen unverhältnismäßig hohen Preis bezahlen müssen? Oder war das, was er bisher mit Dennis erlebt hatte, bereits der nahezu unvermeidliche Tribut, den in unterschiedlicher Form wohl fast jeder Pädo zu entrichten hatte, sobald er sein kleines Glück gefunden zu haben glaubte?

Der vulgäre Treppenwitz an dieser ganzen Geschichte: Bisher ist es nicht ansatzweise zu irgendwelchen Handlungen gekommen, die im Zusammenhang mit Dennis den Staatsanwalt auf den Plan rufen könnten.

Abgesehen von den Bildern, die Dennis auf seiner Festplatte entdeckt hatte. Und abgesehen davon, daß heutzutage der albernste Verdacht schon reichte, um einem Pädo das Leben zur Hölle zu machen. Die Angst war also auch in diesem Fall zur ständigen Begleiterin geworden. Thomas vergaß keineswegs das unsägliche Gespräch, das die Bullen seinem kleinen Freund damals im Krankenhaus aufgezwungen hatten.

Sie müssen mit dieser Angst leben lernen.

Karin Seikowski hatte gut reden ...

Seufzend kramte Thomas nach einigen dänischen Kronen. Es wurde Zeit, weiterzufahren. Irgendwann mußte auch diese Nacht einem neuen Morgen weichen. Vielleicht würde der dann die trüben Gedanken verscheuchen. Zumal sie bis dahin am Ziel waren – was immer sie dort auch erwarten mochte. Solange es nur nicht eine Fortsetzung der Reise in die Vergangenheit war – oder in eine spekulative Zukunft.

Karin, die Berge rücken schon wieder näher.

Das kleine Ferienhaus befand sich rund zehn Kilometer südlich von Skagen an der Westseite Nordjütlands, also an der Nordseeküste. Es lag auf einer sandigen Anhöhe, nur wenige Meter vom breiten und einsamen Strand entfernt. Dreihundert Meter weiter, versteckt zwischen gewaltigen Dünen, duckte sich das derzeit unbewohnte Nachbarshaus, und irgendwo dort, so der radebrechende Vermieter bei der Schlüsselübergabe, bot auch ein kleines Lebensmittelgeschäft seine Dienste feil. „Sehr einsam hier“, pries der Däne, ein blonder Skandinavier wie aus dem Bilderbuch, die Vorzüge ihres vorübergehenden Domizils. „Ganz viel Ruhe, nichts Krach. Gute Fe-

rien!“ Er warf einen abwägenden Blick auf den kleinen Dennis, der stumm vor dem Panoramafenster des Wohn- und Eßraums stand und völlig entrückt auf die tobende Brandung unten am Strand starrte. „Ihr Sohn?“ fragte er scheinbar desinteressiert. Aber sein Blick war hellwach, als er Thomas musterte.

„Nein“, knurrte der unwirsch zurück. „Mein Neffe. Zufrieden?“

„Pardon“, grinste der Däne. „Nettes Junge. Nix Frau?“

„Die habe ich erwürgt“, sagte Thomas mit unbewegter Miene.

Der Vermieter erbleichte. „Oh! Warum?“

„Sie hat zu viele Fragen gestellt.“

Der Däne schaute einfüchtig drein, bis ihm irgendwann aufging, daß dieser übernachtigte Deutsche offenbar zu scherzen beliebte. Pflichtschuldigt ließ er ein wieherndes Gelächter hören, erklärte noch einige Details und verschwand dann mit seinem BMW in einer Staubwolke.

Dennis grinste spöttisch. „Du bist ein Frauenmörder? Geil!“

„Und gleich werde ich auch noch zum Kindermörder, wenn ich nicht endlich ein vernünftiges Frühstück in den Hals kriege. Du mußt ja auch schon vor Hunger sterben. Aber im Gegensatz zu mir bist du wenigstens ausgeschlafen ...“

Den Kaffee sowie die belegten Brötchen, die von der nächtlichen Anreise übriggeblieben waren, nahmen sie auf der geräumigen und windgeschützten Terrasse zu sich. Dennis überschlug sich fast vor Begeisterung, während er kauend die Vorzüge ihres Ferienhauses aufzählte: „Beide Schlafzimmer mit Blick auf den Strand – ich werd' nicht wieder! Und dann der Kamin im Wohnzimmer. Und der Außenkamin hier auf der Terrasse. Und Satellitenfernsehen haben wir auch. Und eine Sauna, aber da gehe ich nicht rein. Mensch, Thomas, das wird ein affengeiler, ein absolut supergeiler Urlaub. Nur du und ich. Ich freue mich so. Ich könnte auf einmal heulen und lachen!“

„Aber vorher hilfst du mir noch beim Auspacken und Abwaschen“, lächelte Thomas. Die Beigeisterung seines kleinen Freundes begann ihn anzustecken. Und langsam verschwanden sie, die trüben Gedanken der Nacht. *Zwei herrliche Wochen liegen vor uns. Und die lassen wir uns nicht vermiesen, Dennis. Ich verspreche es dir, tausendfaches Ehrenwort!*

Sie erhoben sich fast gleichzeitig von den bequemen Gartenstühlen. Ein kurzer Blick, ein ebenso kurzes Zwinkern hüben wie drüben, und es überwältigte sie förmlich. Aufjauchzend flog ihm der Junge in die Arme. Die Umarmung, mit der Thomas bedacht wurde, raubte ihm fast den Atem. „Küßchen, Alter!“ jubelte ihm Dennis ins Ohr. Das ließ sich Thomas nicht zweimal sagen. Er drückte Dennis – wie würde Rüdiger es jetzt nennen? – einen „feuchten Umschlag“ auf die Stirn, der seinesgleichen suchte. Und erhielt postwendend eine Antwort, die auch nicht von schlechten Eltern war. Sekundenlang blieben sie so stehen, der Junge auf den Armen des Mannes, beide schweigend und lächelnd, mit geschlossenen Augen die warme Vormittagssonne genießend, umfä-

chelt vom leisen Sausen des Windes, vom Kreischen der Möwen und vom verhaltenen Donnern der Brandung hinter den Dünen.

Die ersten drei Tage vergingen wie ein Traum. Täglich jagten sie sich durch die Brandung, und Thomas schwanden fast die Sinne, als er seinen Dennis endlich in einer kurzen, knappen Badehose bewundern durfte. Sein ästhetisches Empfinden für Jungenkörper war durch die zahlreichen Bilder aus dem Internet, die ihm so manch einsame Stunde versüßt hatten, geschärft worden. Aber was er hier leibhaftig und in praller Lebendigkeit genießen durfte, raubte ihm trotzdem den Atem. Dennis wurde für ihn der Inbegriff alles Schönen schlechthin. Da stimmte, soweit er wahrnehmen konnte, wirklich alles: Haut, Hautfarbe, Körperbau und das Zusammenspiel der kleinen, zarten Muskeln. Das dunkelblonde, lange Haar wehte wie ein nasser, goldfarbener Schleier in der scharfen Luft, während Dennis wie ein Delphin durch die fast eineinhalb bis zwei Meter hohen Wellen hüpfte. Seine blauen, blitzenden Augen und sein ausgelassenes Lachen drückten eine Lebensfreude aus, die Thomas selbst vor jener Katastrophe im vergangenen Jahr nur selten bei ihm erlebt hatte.

Das Wasser war, wie nicht anders zu erwarten, mit weniger als achtzehn Grad reichlich kalt, aber das störte sie nach einigen Minuten schon nicht mehr. Thomas genoß die Rangelei mit dem fast nackten Dennis. Und der Junge schien sie nicht weniger zu genießen. Er kreischte vor Vergnügen, sobald Thomas ihn nach prustender Jagd einfing wie ein wildgewordenes Fohlen und den kleinen, zappelnden Körper an sich preßte. Dennis umschlang ihn mit Armen und Beinen und ließ sich bis zur Erschöpfung durch die krachenden Fluten schleudern.

In wenigen Tagen würde er zwölf Jahre alt werden, aber körperlich konnte man ihn immer noch gut für einen Zehn-, allenfalls für einen zu klein geratenen Elfjährigen halten. Und in diesen Momenten war er wirklich nur noch ein kleiner Junge, losgelöst vom Drama einer Kindheit, die rund siebenhundert Kilometer südlich und vor acht Monaten fast ein brutales und jähes Ende gefunden hätte. Eine Kindheit, die auch vorher schon eine Aneinanderreihung von Jahren gewesen war, in denen diesem Jungen das häßliche Zerrbild einer von Lieblosigkeit und Gewalt bestimmten Realität eingepprägelt wurde. Andere Kinder trugen unter diesen Umständen Verhaltensstörungen davon, die ein Leben lang anhielten. Thomas wunderte sich oft, daß Dennis, abgesehen von seiner Unduldsamkeit und seinem Jähzorn, fast „normal“ wirkte.

Das spricht für seine ungeheuer starke Persönlichkeit. Karin hatte recht.

Von all den Hypotheken, die der Junge mit sich herumschleppte, war in diesen Tagen jedoch nichts mehr zu spüren. Mit jeder Stunde, fast schon mit jeder Minute kam Stück für Stück ein Dennis zum Vorschein, den Thomas in diesem kleinen Körper lange vergeblich gesucht und zuletzt schon fast nicht mehr vermutet hatte.

Sie durchstreiften zu Fuß und mit dem Auto die Umgebung, robbten bäuchlings durch die niederen Kiefern- und Fichtenwälder, auf der Suche nach Beeren und Pilzen, und kauften in Skagen direkt vom Fischkutter frischen

Fisch zum Grillen ein. Dabei schaute Dennis sehnsüchtig einer riesigen Autofähre nach, die gerade abgelegt hatte und sich auf dem Weg nach Norwegen befand.

„Weißt du noch?“ fragte er versonnen, und seine Augen glänzten. „Damals, als wir nach Helgoland fuhren? Irrendwann möchte ich mal wieder auf so einem tollen Schiff fahren.“

Warte nur deinen Geburtstag ab, mein Schatz ...

Drei Tage vor ihrer Rückreise, am zwölften August, wurde Dennis zwölf. Aber das lag noch in weiter Ferne, heute war schließlich erst der vierte August.

Die Abende verbrachten sie beim flackernden Kaminfeuer auf der Terrasse oder im Wohnzimmer, spielten „Mensch ärgere dich nicht“ oder sahen fern. Dank der Satellitenanlage waren sie in der Lage, auch deutsche Sender zu empfangen. Während sie eng aneinandergekuschelt vor dem Fernseher saßen und die üblichen dümmlichen Spielfilme eines Privatsenders verfolgten, fielen Dennis bereits die Augen zu. Lange vor Mitternacht lagen sie dann in ihren Betten, jeder im eigenen Zimmer, und ließen sich von den Geräuschen des Meeres in den Schlaf lullen.

Thomas reagierte sich nach dem Zubettgehen allabendlich ab, mit heftigen Seufzern und mit Hilfe einiger mitgeschmuggelter Bilder vom verstorbenen „Internetprinzen“. Einerseits genoß er die Nähe zu Dennis, andererseits quälte sie ihn aber auch. Besonders im Wasser. Er fragte sich mit einem Anflug von Schuldbewußtsein, ob Dennis seine häufigen Erektionen beim Toben in der Brandung wirklich noch nicht bemerkt hatte oder nur so tat, als würde er sie nicht bemerken. Und ein wenig verdrossen dachte er über die Tatsache nach, daß Dennis es ihm immer noch nicht gestattet hatte, wenigstens einmal einen Blick auf seinen nackten Körper zu werfen. Aber das waren auch die einzigen Wermutstropfen in diesem kleinen Paradies, in dem er sich seit drei Tagen währte. Ohne es sich wirklich einzugestehen, hatte er sich insgeheim doch längst damit abgefunden, daß Dennis es beim Status quo belassen wollte, daß er nicht einmal im Traum daran dachte, in dieser Beziehung wenigstens einen Hauch von Sexualität oder auch nur Erotik zuzulassen. Oder war das bereits eine Form von Erotik – dieses Herumtoben in den Wellen, die Art und Weise, wie Dennis dabei auffallend häufig den engen Körperkontakt suchte?

Du spinnst, Alter. Das machen doch alle Kinder. Und dabei denken die mit Sicherheit nicht an Sex.

Das Erledigen des gemeinsamen Haushalts nahm kaum mehr als eine Stunde täglich in Anspruch. Heute allerdings, wie Thomas gähnend anmerkte, müsse man wohl noch eine halbe Stunde – mindestens – hinzurechnen. „Wäsche waschen!“ kündigte er an. „Sonst gibt es in zwei Tagen nichts mehr, was wir noch anzuziehen hätten.“ Zur Ausstattung des Ferienhauses gehörte, was Thomas vor Reiseantritt gar nicht gewußt hatte, auch eine kleine Waschmaschine. Das erleichterte die Arbeit natürlich ungemein. Dennis schleppte Berge von gebrauchten T-Shirts und einen Haufen Unterwäsche herbei. Danach erbot er sich, auch bei Thomas im Zimmer nachzuschau-

en, was sich im Wäschebeutel so alles angesammelt hatte. Nach einer knappen Woche dürfte das einiges sein, vermutete er.

„Nur zu“, nickte Thomas, während er zunächst diese verwünschte Kochwäsche in die Trommel stopfte. Indessen war er in Gedanken bereits bei der kleinen Adlerwarte, der sie heute nachmittag einen Besuch abstatten wollten.

Dennis ließ sich reichlich viel Zeit. Dabei war der Wäschebeutel doch einigermaßen gut sortiert.

Der Wäschebeutel.

Scheiße!

In diesem Ding hatte er die Bilder versteckt.

Er ließ die Wäsche fallen und eilte mit weichen Knien in sein Zimmer.

Dennis saß auf dem Bettrand und betrachtete ausdruckslos die Bilder vom „Internetprinzen“.

Er blickte auf. „Du brauchst das, nicht?“ fragte er leise. Es klang allerdings mehr wie eine Feststellung. Sein Blick verriet nichts darüber, welche Gedanken diese Entdeckung bei ihm auslöste.

Thomas schämte sich, und ihm schoß das Blut ins Gesicht.

„Ja“, bestätigte er schließlich wahrheitsgemäß. „Leider.“ Er schluckte. Nach einigen Sekunden Schweigens fügte er hinzu: „Tut mir leid.“

„Was tut dir leid?“ Dennis starrte immer noch auf die Ausdrücke.

„Daß du die Bilder gefunden hast. Das wollte ich nicht.“

„Ich weiß.“ Dennis legte die Bilder zur Seite und erhob sich. „Wäsche waschen“, sagte er bemüht fröhlich.

„Komm, damit wir den Scheiß hinter uns haben!“

Sie kehrten in den kleinen Anbau zurück, in dem neben der Sauna auch die Waschmaschine untergebracht war. Schweigend füllten sie die Maschine, schweigend wählten sie den richtigen Waschgang, und schweigend beobachteten sie, wie sich die Trommel gurgelnd und rauschend mit Wasser füllte und sich schließlich in Bewegung setzte.

Thomas beobachtete Dennis verstohlen aus den Augenwinkeln.

Sein kleiner Freund nagte an der Unterlippe und schien über etwas nachzugrübeln, das ihm gewaltiges Kopfzerbrechen bereitete.

Verflucht, und es war doch ein Schock für ihn. Ihm dürfte mit schmerzhafter Klarheit erneut klar geworden sein, mit wem er da eigentlich seine Ferien verbringt. Fernab von anderen Menschen. Und niemand würde ihn hören, falls er um Hilfe ruft ... das ist es wohl, was ihm jetzt durch den Kopf geht.

Er schluckte trocken. „Dennis?“ fragte er leise. „Hast du ein Problem mit dem, was du da bei mir gefunden hast? Sei ehrlich. Bitte. Laß uns darüber reden. Du weißt, daß du mit mir über alles reden kannst.“

Dennis schien mit sich zu ringen und nickte endlich. „Nicht hier“, sagte er. „Auf der Terrasse. Du mit deinem Kaffee, ich mit einer Cola. Okay?“

Thomas war erleichtert. Das hörte sich nicht schlecht an.

Zehn Minuten später saßen sie an dem kleinen Tisch, geschützt durch einen stabilen Sonnenschirm. Die Vormittagssonne brannte heiß vom Himmel und kündigte einen wunderschönen Tag an. Thomas nippte an seinem Kaffee, während Dennis, völlig in Gedanken versunken, sein Glas zwischen den Händen drehte.

Thomas wartete. Und er beobachtete Dennis, der einen harten Kampf mit sich auszufechten schien.

Endlich sagte der Junge mit Entschiedenheit: „Nein.“

„Nein was?“

„Mit den Bildern habe ich kein Problem. Ich weiß schließlich Bescheid über dich.“

„Aber?“ Thomas war nun hellwach. Ein Gefühl sagte ihm, daß dieses Gespräch ein sehr bedeutsames werden würde – bedeutsam und wichtig für sie beide.

Dennis sah ihm nun voll ins Gesicht. In seinem Blick lag eine Traurigkeit, die Thomas zum ersten Mal seit Tagen wieder bei ihm wahrnahm. Er verkrampfte sich.

„Ich wollte dich das schon immer fragen“, begann Dennis und schluckte. „Auch im Krankenhaus habe ich oft darüber nachgedacht. Und danach, als du so komisch drauf warst. Also: Falls du irgendwann einen Jungen findest, der ... der ...“ Er verstummte und sah ihn hilfesuchend an.

„Der mit mir schlafen würde, meinst du das?“ Thomas ahnte, worauf Dennis hinauswollte.

Erleichtert nickte der Junge. „Ja, das meine ich. Was dann?“

„Was sollte dann sein?“

Dennis richtete den Blick in eine unbekannte Ferne, irgendwohin jenseits der Dünen. „Wäre ich dann nicht mehr dein bester Freund?“ fragte er schließlich mit einer Stimme, die wohl gleichgültig klingen sollte, tatsächlich aber leicht zitterte und schwankte.

Er hat Angst, daß ich ihn dann im Stich lasse!

Thomas war zutiefst erschüttert. Diese Angst dürfte Dennis nicht erst seit kurzem quälen. Sondern schon lange. Spätestens, seit er auf seinem Computer die Bilder gefunden hatte.

Und ich Idiot habe nie etwas davon gespürt.

„Quatsch!“ entfuhr es ihm, und er meinte es auch so.

Dann aber stutzte er.

Waren die Befürchtungen seines kleinen Freundes denn wirklich so aus der Luft gegriffen?

Der Junge verdiente jedenfalls eine andere, eine vernünftiger und vor allem eine ehrlichere Antwort.

„Nein“, sagte er noch einmal, jetzt aber sehr ernst und eindringlich. „Du wirst selbst in einem solchen Fall immer das für mich bleiben, was du bisher schon für mich warst, Dennis. Wir haben einiges zusammen durchge-

macht. Sehr viel sogar. Das darfst du nicht vergessen. Das schweißt nämlich zusammen. Ein Leben ohne dich könnte ich mir nicht mehr vorstellen. Das ist die absolute, die reine Wahrheit, lieber Dennis. Weißt du, Sex und Liebe sind oft genug zwei völlig unterschiedliche Dinge. Am schönsten ist es natürlich, wenn beides zusammen eine Einheit bildet. Aber manchmal muß man sich damit abfinden, daß einem nicht alle Wünsche erfüllt werden. Das tut zwar weh, aber es ist nun mal so.“

Dennis wandte ihm nun das Gesicht zu, mit einem unergründlichen Blick, in dem es verdächtig schimmerte. „Du willst also keinen Sex mehr mit mir machen?“ fragte er scheinbar ruhig.

Thomas wand sich. „Das habe ich nicht gesagt. In meiner Phantasie geht es manchmal ziemlich heftig zu zwischen dir und mir ...“ Er errötete und betrachtete so angelegentlich den steinernen Fuß des Sonnenschirms, als sehe er dort ein Szenarium, das normalerweise nur abends in seinem Kopf ablief.

„Das kann ich mir denken“, sagte Dennis und verzog sein Gesicht zu einem Grinsen.

„Wie bitte?“ Thomas war ehrlich verblüfft.

„Klar. Ich hab's beim Baden doch gemerkt. Du hattest jedesmal einen Steifen. Und manchmal habe ich dich abends gehört. Du wichst ziemlich oft, nicht?“

Thomas sah ihn groß an. Er vergaß sogar, über diese Direktheit angemessen schockiert zu sein. „Und das stört dich nicht?“

„Quatsch“, sagte nun Dennis seinerseits und machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ist schließlich normal, nicht?“

„Wenn du es so siehst ...“ Thomas mußte unwillkürlich an Karin denken.

Du hattest recht, Karin. Verdammt, du hattest recht, das stört ihn tatsächlich nicht!

Thomas kehrte mit seinen Gedanken zurück und gab sich einen sichtbaren Ruck. „Wie auch immer, Dennis, das ist letztendlich mein Problem, nicht deines“, sagte er heiser. „Es sind *meine* Phantasien. Und ich habe mich, was dich betrifft, längst damit abgefunden, daß es wohl bei diesen Phantasien bleiben wird.“

„Ehrlich?“ Dennis warf ihm einen ungläubigen Blick zu. Er richtete sich plötzlich kerzengerade auf.

„Ehrlich. Du brauchst also nicht mehr die geringste Angst vor mir zu haben. Falls es das war, warum du dich immer davor gehütet hast, dich mir nackt zu zeigen, oder warum du das Bad von innen abgeschlossen und sogar deine Badehose unter dem Handtuch gewechselt hast.“

„Du wirst mich trotzdem weiter lieben?“ Dennis nagelte ihn mit Blicken förmlich fest.

„Immer.“

„Auch dann, wenn ich älter werde und nicht mehr so aussehe wie jetzt? Wenn du auch beim Wachsen nicht mehr so oft von mir träumst?“

Verdammt, welch ein Gespräch!

„Ich weiß nicht, was dann sein wird“, erwiderte Thomas ehrlich. Er achtete jetzt sehr genau auf jedes seiner Worte. „Sieh mal, ich weiß von etlichen Pädos, daß bei denen die Freundschaft auch später, als ihre Jungen schon längst erwachsen waren, gehalten hat. Eines Tages verschwindet das, was man sexuelle Anziehungskraft nennt, da hast du recht. So wird es auch bei dir sein. Aber die Freundschaft selbst muß deshalb nicht absterben. Ich kenne Fälle, in denen die Pädos sogar Trauzeugen bei ihren ehemaligen kleinen Freunden wurden. Aber es gibt auch andere - da zerbricht die Freundschaft, aus welchen Gründen auch immer. Oft genug wird sie von außen beendet. Durch die Polizei, durch die Justiz, durch die Eltern, manchmal auch durch die Freundin des Jungen. Oder die Menschen entwickeln sich in unterschiedlicher Weise weiter, Ansichten verändern sich, und plötzlich stellt man auch in solchen Freundschaften fest: Man hat sich nicht mehr viel zu sagen. Dann sollte man sich am besten ohne Streit und böse Worte trennen. Die Zukunft wird zeigen, wie es bei dir und mir sein wird, Dennis. Im Moment habe ich eher das Gefühl, daß unsere Freundschaft halten wird – über Jahre, vielleicht sogar ein Leben lang. Aber arbeiten müssen wir beide daran. Du – und ich. Ich weiß nicht, ob dir diese Antwort reicht, aber eine bessere kann ich dir nicht bieten. Vor allem will ich absolut ehrlich zu dir sein.“

Dennis hatte ihm aufmerksam zugehört. Nachdem Thomas geendet hatte, verharrte er in sekundenlangem Schweigen. Dann nahm er einen tiefen Schluck Cola und lächelte versonnen. „Was du jetzt gesagt hast, finde ich absolut klasse“, sagte er leise. „Du redest mit mir wie mit einem Erwachsenen. Danke.“

„Du brauchst dich nicht zu bedanken, Dennis. Mit dir kann man so reden, und das zählt zu den Dingen, die ich an dir so schätze.“

„Du liebst mich also nicht nur, weil du geil auf mich bist“, faßte Dennis das Gesagte zusammen.

„Korrekt.“

„Und später kann es sein, daß du immer noch zu mir hältst und für mich da bist und mich lieb hast. Auch dann, wenn ich schon Haare am Sack habe und ich mich rasieren muß und ich eine tiefe Stimme habe. Und wenn ich eine Freundin habe, mit der ich rumpoppe.“

„Das hast du absolut treffend ausgedrückt.“ Thomas mußte angesichts der unverblühten Ausdrucksweise grinsen. Nur mit Mühe konnte er ein heftiges Gelächter unterdrücken, das ihm in diesem Moment höchst unpassend erschienen wäre.

„Und falls du einen Jungen findest, der Sex mit dir macht, dann ...“ Dennis hielt inne.

„Dann würdest du dennoch die erste Geige für mich spielen.“

„Ich würde es aber trotzdem scheiße finden“, erklärte Dennis unumwunden.

Aha, jetzt setzt du klare Grenzen.

„Vermutlich würdest du das“, gab Thomas zu. „Deshalb versuche ich halt, mit den Bildern und mit meinen Phantasien zufrieden zu sein.“

Dennis musterte ihn abwägend. „Und das reicht dir?“

„Nein. Aber ich muß damit leben.“ Thomas senkte den Blick.

Habe ich ihn damit jetzt indirekt unter Druck gesetzt? Nein, ich war nur ehrlich. Oder?

Dennis nickte, als sei ihm etwas bestätigt worden, was er ohnehin schon wußte. Dann wechselte er das Thema.

„Knut“, sagte er nur und sah Thomas herausfordernd an.

„Was ist mit Knut?“

„Hast du den auch so geliebt wie mich? Vielleicht sogar mehr als mich?“

Thomas ließ sich Zeit mit der Antwort. „Ja, ich habe ihn geliebt, Dennis. Aber auf eine andere Weise als dich. Sieh mal, man kann jeden Menschen nur auf eine absolut einmalige Weise lieben. Würde ich also behaupten, daß ich ihn genauso wie dich geliebt hätte, wäre das falsch. Anders, ja. Mehr als dich? Genau deshalb, weil diese Liebe anders, weil sie eben einmalig war, darf man diese Frage so nicht stellen. Und aus diesem Grunde würde ich dich auch nie mit Knut vergleichen wollen. Es wäre euch beiden gegenüber unfair, und ich würde keinem von euch gerecht werden. Du liebst deinen Bruder Thorsten, nicht wahr? Aber niemand würde auf die Idee kommen, dich zu fragen, wen du nun mehr liebst – ihn oder mich oder Nicole. Auf eine solche Frage gibt es keine Antwort, und würde man eine Antwort von dir verlangen, so wäre das gemein, unfair und verlogen. Denn egal, wie immer diese Antwort auch ausfällt – sie wäre nie ganz richtig, würde nie der Wahrheit entsprechen, in der es in diesem Fall kein klares Ja oder Nein oder Mehr oder Weniger gäbe. Verstehst du, was ich meine?“

Dennis nickte langsam. „Ich glaube, ja. Ich habe Thorsten und Maike lieb, und trotzdem ist in meinem Kopf noch ganz viel Platz für Nicole. Und ich habe Nicole lieb, und für dich ist trotzdem ganz viel Platz in meinen Gedanken. Und wenn ich eine Freundin habe, dann ist da immer noch genug Platz – auch für sie.“

„Das hast du wunderbar ausgedrückt“, erklärte Thomas erleichtert. „Und so ist es auch mit Knut und dir. Oder mit Maike, die ich ja auch ganz doll lieb habe. Und mit anderen Menschen, zum Beispiel mit meinen Eltern. Ich will nicht behaupten, daß man unendlich viel Platz in seinem Herzen hat, aber doch eine ganze Menge. Es gibt Menschen, die man innig liebt. Anderen gegenüber empfindet man eine sehr tiefe Freundschaft. Wiederum andere sind einem freundschaftlich verbunden, man mag sie und fühlt sich wohl in ihrer Gegenwart. Und dann sind da noch die Menschen, an die man sich nur erinnern kann, und auch die haben mitunter einen ganz festen Platz im Herzen, und auch die kann man noch liebhaben.“

„So wie Knut“, stellte Dennis fest.

„Ja, so wie Knut.“ Wehmütig blinzelte Thomas in die Morgensonne.

„Du denkst noch oft an ihn, nicht?“

„Ja. Ich mache mir vor allem auch Sorgen um ihn. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.“

Dennis betrachtete seine Zehen, die vorwitzig aus den Sandalen hervorlugten. Abermals schien er mit sich zu ringen.

„Darf ich dich was fragen?“ platzte er endlich heraus.

„Alles, was du willst. Ich bin unendlich froh über dieses Gespräch.“

„Aber nicht böse werden!“ Dennis sah ihn bittend an.

„Nein, mein Schatz, ich kann mir nicht vorstellen, daß ich bei deinen Fragen böse werde.“

„Es ist aber eine blöde Frage!“

„Da gibt es so einen Spruch, und der lautet: ‚Es gibt keine blöden Fragen, es gibt nur blöde Antworten‘. Und blöde Fragen hast *du* noch nie gestellt, Dennis. Also raus damit.“

„Was ... was habt ihr damals eigentlich so gemacht? Ich meine, beim Sex?“ Dennis schoß das Blut ins Gesicht, und er wandte den Blick ab.

Thomas schwieg betreten.

„Also doch eine blöde Frage“, sagte Dennis leise. „Entschuldigung.“

„Nein, mein Schatz, das ist keine blöde Frage. Ich war nur etwas überrascht – ich dachte bisher, das Thema würde dich anekeln. Aber du sollst deine Antwort haben, auch wenn sie mir schwer fällt – es ist nämlich eine sehr intime Frage, und nicht jedem würde ich sie beantworten.“ Thomas nahm einen Schluck Kaffee und mußte nun seinerseits die Verlegenheit niederkämpfen. „Laß mich erst einmal eine Gegenfrage stellen: Was *glaubst* du denn, was wir alles so gemacht haben?“

Dennis hielt den Blick immer noch gesenkt. „Na ja“, sagte er fast unhörbar. „Ficken und so.“

„Das dachte ich mir. Nun, das ist vorgekommen, ja. Aber nur zwei- oder dreimal.“

Dennis hob den Kopf und wirkte sichtlich erschrocken. „Aber das muß Knut doch fürchterlich weh getan haben!“

„Das war anfangs auch meine Befürchtung, und deshalb habe ich ihn nie darum gebeten. Ich stehe auch gar nicht so darauf. Aber er war es, der eines Tages auf diese Idee kam. Vielleicht hat es ihm sogar ein bißchen weh getan, aber er hat nichts gesagt.“

„Oh.“ Dennis schien sichtlich verblüfft. „Ehrlich?“

„Ehrlich. Meist haben wir aber andere Sachen gemacht. Die fand ich viel schöner.“ Thomas hielt inne.

Vorsichtig, gehe nicht zu weit.

Aber Dennis wollte es nun genau wissen. „Und was?“

Thomas sagte es ihm. Stockend und mit knallrotem Kopf.

Erleichtert stellte er fest, daß ihn dieses delikate Thema nicht einmal erregte. Dazu paßte einfach die ganze Atmosphäre nicht, die vertrauensvolle Offenheit zwischen ihnen, die Morgensonne, das Rauschen des Meeres.

Dennis bekam kugelrunde Augen. „Das war alles?“

Nun war es an Thomas, verblüfft zu sein. „Ja, in der Regel war das alles. Warum, was findest du daran so erstaunlich?“

„Na ja“, meinte Dennis und griff zur Colaflasche, um sich nachzuschmecken. „Ich dachte, Sex ist Bumsen und so. Also dachte ich, bei euch war das auch so. Aber nackig aufeinanderliegen, sich streicheln und sich dabei einen runterzuholen und so – das ist doch kein richtiger Sex!“

„So habe ich es noch gar nicht betrachtet.“ Das war alles, was Thomas dazu einfiel.

„Hast du dir auch Sachen gewünscht, die Knut nicht gemacht hat?“ fragte Dennis neugierig.

„Ja.“ Thomas grinste verschämt. „Aber ich habe ihn auch nie danach gefragt. Ich schämte mich zu sehr.“

„Also doch richtig ficken!“

„Nein, Dennis. Es war etwas ganz anderes. Du würdest nicht darauf kommen.“

Er sagte es ihm. Er rechnete mit heftiger Ablehnung und hielt den Blick deshalb gesenkt.

Aber da mußt du jetzt durch. Entweder richtig ehrlich – oder gar nicht!

Dennis dachte über die Antwort lange und gründlich nach. „Ein bißchen schwul ist das ja“, befand er schließlich, ohne jedoch – wie befürchtet – das Gesicht vor Abscheu zu verziehen. „Sich küssen, wenn man die Gefühle kriegt ...“ Er kicherte und nahm einen gewaltigen Schluck aus seinem Glas.

„Das würden wohl die meisten Jungs so sehen“ mußte Thomas zugeben. Er war froh, daß Dennis so sachlich reagierte. Obwohl das, was er sich in seinen Träumen zuweilen ausmalte, nun wirklich nichts Weltbewegendes war. Aber überaus intim, intimer jedenfalls als viele andere Dinge, die man beim Sex so miteinander trieb. „Ich weiß allerdings nicht, ob das in diesem Fall unbedingt etwas mit schwul zu tun haben muß oder nicht. Entscheidend ist doch, ob man es schön findet und sich dabei wohl fühlt.“

Dennis erwiderte darauf nichts.

Aber er schien noch etwas anderes auf dem Herzen zu haben.

„Die Jungs, die so was mit Pädos machen“, fragte er endlich, „werden die nicht alle schwul?“

„Sie werden nicht schwul, Dennis – denn entweder sind sie es schon oder sie sind es nicht. Das entscheidet sich viel, viel früher, auch wenn es einige Leute bis heute nicht wahrhaben wollen.“

„Warum machen die dann so ein Affentheater darum, wenn die Pädos mit Jungs rumfummeln, die das selber wollen?“ stellte Dennis eine sehr berechtigte Frage.

„Weil sie behaupten, daß das nicht gut ist für die Jungen, daß sie immer unfreiwillig mitmachen, manchmal sogar nur deshalb, um ihren Freund nicht zu verlieren. Sie behaupten, daß man davon einen Schaden bekommt.“

„Wie Knut?“ Dennis warf ihm einen scharfen Blick zu.

„Sie erklärten damals, daß auch Knut geschädigt wurde, richtig. Ich weiß nicht, ob das stimmt, Dennis, ehrlich nicht. Ich habe mit ihm seitdem nie wieder sprechen können.“

„War er denn schwul?“

„Ich glaube nicht. Er stand auf Mädchen.“ Das mit Maike behielt Thomas allerdings wohlweislich für sich. Das mußte Dennis nicht auch noch erfahren, jedenfalls nicht zum jetzigen Zeitpunkt. Es würde ihn gegenwärtig nur in eine maßlose Verwirrung stürzen.

„Dann hat er auch keinen Dachschaden gekriegt“, stellte Dennis in einem Ton fest, der keinen Widerspruch duldete.

„Was macht dich so sicher?“ fragte Thomas fassungslos.

„Weil man von so etwas keinen Schaden kriegt.“

„Nun, die Justiz war anderer Meinung.“

„Die sind einfach nur doof“, sagte Dennis mit einer wegwerfenden Handbewegung. Dann wiederholte er seine Frage: „Und von so etwas wird man wirklich nicht schwul?“

„Nein, Dennis, ganz bestimmt nicht.“

„Dann bin ich aber froh.“

„Warum?“ Thomas ahnte plötzlich etwas, wollte aber nicht wahrhaben, was ihm da unversehens durch den Kopf ging. „Warum hast du solche Angst davor? Erstens ist es nicht schlimm, wenn man schwul ist, das ist sogar genauso normal wie alles andere auch. Und zweitens – du und ich, wir machen doch keinen Sex miteinander. Warum also deine Angst?“

Dennis kicherte verlegen. „Weil ich es schon mit dem Tommy gemacht habe, einem Klassenkameraden.“

„Ach so.“ Thomas war sichtlich erleichtert. Einen Moment lang hatte er befürchtet, die Konkurrenz sei schneller und erfolgreicher gewesen und habe bereits an diesem süßen Honigtopf namens Dennis geschleckt.

„Und was habt ihr so gemacht?“ Im nächsten Moment hätte sich Thomas für diese Frage selbst in den Hintern treten können.

Dennis erfaßte die Sachlage denn auch absolut richtig. Er grinste dermaßen anzüglich, daß Thomas schon deshalb einen roten Kopf bekam. „Du brauchst neuen Stoff zum Wischen, was? Also gut, wir haben nur rumgefummelt, und er hat mein Ding in den Mund genommen.“ Sein Grinsen vertiefte sich. „Und falls dir das nicht reicht: Ich mache es auch jeden Tag bei mir selbst, so wie du!“

„Du kleines Miststück“, knurrte Thomas. Er grinste nun ebenfalls.

„So hat mich Frau Ballous vor kurzem auch genannt.“

„Deine Klassenlehrerin? Warum? Hast du sie etwa angebaggert?“

„Diese alte Kuh? Nee danke, mir ist schon schlecht! Ich habe ihr die Kreide mit Alleskleber eingeschmiert, und das Ding blieb an der Tafel hängen. War echt der Brüller!“

Thomas lachte, bis ihm die Tränen übers Gesicht liefen. Und Dennis lachte ebenso ausgelassen mit. Derweil hatte die Sonne fast ihren Höchststand erreicht, und mehrere Möwen, die in Erwartung einiger Brocken vom Frühstück über der Terrasse kreisten, ergriffen mit einem mißtönenden Krächzen die Flucht.

Zwei Stunden später hockten sie inmitten einer größeren Ansammlung von Menschen auf schwieligen Holzbänken und verfolgten fasziniert die Ausführungen eines alten Dänen, der ihnen mehrsprachig etwas über die Lebensweise von Seeadlern erzählte. Zwischendurch schoß einer der halb gezähmten Riesenvögel über die Köpfe der Menschen hinweg. „Guck mal“, krächte Dennis voller Schadenfreude, „eben hat er der blöden Tussy dahinten auf den Kopf geschissen!“

Anschließend fuhren sie nach Skagen, um frischen Fisch für den Grillabend einzukaufen.

Dennis war den ganzen Nachmittag über dermaßen gutgelaunt und fröhlich, daß Thomas sein schlechtes Gewissen wegen des offenen Gesprächs schnell verdrängte. Bei allem Argwohn der eigenen Wahrnehmungsfähigkeit gegenüber konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, als habe Dennis das Gespräch als überaus wohltuend und befreiend empfunden.

Darin wurde er dann während der Heimfahrt bestätigt. Im Westen zogen Wolken auf und verkündeten eine kurze Schlechtwetterperiode, als Dennis plötzlich völlig aus dem Zusammenhang heraus bekanntgab: „Ich bin so froh, Thomas, das glaubst du gar nicht.“

„Ja“, erwiderte er lächelnd. „Mir hat der Nachmittag auch sehr gut gefallen.“

„Stimmt, aber das meine ich nicht. Ich meine was anderes. Unser Quatschen heute morgen. Endlich habe ich keine Angst mehr.“

„Angst? Du hattest vorher Angst?“ Fast hätte Thomas das Lenkrad verrissen.

„Ja, Angst. Seitdem ich weiß, daß du ein ... ein Pädo bist, hatte ich Angst. Nein, nicht vor dir, daß du mir was tust oder mich vergewaltigst und so'n Quatsch. Davor hatte ich bei dir nie Angst. Aber daß du mich nur liebst, weil du geil auf mich bist. Oder daß ich abgemeldet bin, falls du einen anderen findest. Deshalb wollte ich auch nie, daß du mich ... daß du mich nackt siehst. Am Anfang deshalb nicht, weil ich ein bißchen verklemmt bin und ich mich geschämt habe. Danach deswegen nicht, weil ich dabei ein blödes Gefühl gehabt hätte. Verstehst du das?“

„Ich glaube schon“, sagte Thomas bedrückt. „Du hast mich ein bißchen auf die Probe gestellt.“

„Aber damit ist es jetzt vorbei. Ich habe keine Angst mehr. Und jetzt macht es mir auch nichts mehr aus, wenn du mich nackt siehst.“

„Ach!“ Thomas starrte stur geradeaus.

Eine Zeitlang sagten sie nichts. Kurz vor ihrem Ferienhaus war es dann ein zweites Mal soweit, daß Thomas seinen heißgeliebten Omega fast in eine Düne am Rande des Weges gesetzt hätte. Und zwar mit Schwung.

„Laß mir noch ein bißchen Zeit, ja?“ sagte Dennis plötzlich mit dünner Stimme.

„Zeit? Wofür? Willst du vor dem Grillen noch baden? Oder duschen?“

„Quatsch. Das meine ich nicht. Ich meine ... ich meine ...“ Dennis ballte die kleinen Fäuste. „Ich meine, bis wir unseren ersten Sex machen.“

Thomas fiel buchstäblich die Farbe aus dem Gesicht. Leicht schleudernd kam der Wagen zum Stehen, und er starrte Dennis an.

„Verdammt noch einmal, Dennis! So habe ich es heute morgen nicht gemeint!“

„Das weiß ich“, flüsterte Dennis. „Aber ich meine es so.“

„Verflucht! Und nochmals: Verflucht! Du brauchst keinen Sex mit mir zu machen! Du brauchst dir meine Liebe auf diese Weise nicht zu sichern, Dennis! Dazu bist du mir zu schade!“ Thomas weinte fast.

Dennis griff nach ihm und strich ihm behutsam über die Wange. „Rede nicht so'n Quatsch. Das weiß ich. Aber ich will auch mal so ... so von dir gestreichelt werden wie Knut damals. So wie Knut, ja. Ich hätte es nur doof gefunden, wenn ... wenn ich das Gefühl gehabt hätte, nur so würden wir Freunde bleiben. Aber jetzt weiß ich, daß das nicht so ist. Ich habe es mir schon oft vorgestellt, wie das wohl ist mit dir. Aber ich habe auch ein bißchen Schiß davor. Ich habe noch nie einen ausgefahrenen Männerdödel in echt gesehen. Nur auf Bildern.“

Thomas krampfte die Hände um das Lenkrad.

Oh Gott, das darf doch nicht wahr sein! Dennis will mit mir schlafen!

„Laß mir also noch ein bißchen Zeit, ja?“ Dennis sah wieder zum Fenster hinaus. „Ich sage Bescheid, wenn es soweit ist. Bitte nicht vorher fragen. Okay?“

Thomas konnte nicht anders. Er breitete trotz der unbequemen Stellung am Lenkrad die Arme aus, und Dennis sank ihm buchstäblich entgegen. „Alle Zeit der Welt, Dennis“, sagte er mit versagender Stimme. „Und falls es nie dazu kommt – auch gut. Einverstanden?“

Dennis nickte nur und legte sein Gesicht an seine Wange.

Im Westen zuckte ein Blitz über den Abendhimmel.

Karin, mein Gott, auch damit hattest du recht. Dennis will mit mir diesen Weg gehen. Um den See herum. Du hattest recht!

Am nächsten Tag fahren sie trotz dräuender Regenwolken zum Limfjord, besorgten sich eine befristete Angelerlaubnis und verbrachten einige Stunden damit, den einen oder anderen Wasserbewohner aus den trüben Fluten zu ziehen und ihm seinem düsteren Schicksal in einem mit Brackwasser gefüllten Blecheimer zu überantworten. „Ich kann bald keinen Fisch mehr sehen“, meinte Dennis zwei Stunden später und schmiegte sich an Thomas, während sie unter einem überhängenden Baum Schutz vor dem beständigen Nieselregen suchten. Von hier aus konnten sie auch die Schwimmer im Auge behalten.

Thomas nickte erleichtert: „Dann bin ich also nicht der einzige. Laß uns die armen Viecher wieder aussetzen - und heute abend mal ein richtiges Steak essen gehen!“

Gegen acht Uhr abends, nach einem teuren Abstecher in ein Restaurant, kehrten sie in ihr kleines Ferienhaus zurück. Im Fernsehen verfolgten sie mißmutig eine alberne Spielshow und die anschließenden Wetternachrichten, wonach es erst in zwei Tagen wieder besser werden würde. Gegen zehn Uhr fielen Thomas fast die Augen zu. „Laß uns ins Bett verschwinden“, schlug er schließlich vor. Dennis nickte nur. Der Junge wirkte seit Stunden fahrig und nervös, aber Thomas war zu müde, um sich Gedanken über die möglichen Gründe zu machen.

Thomas hatte es sich angewöhnt, vor dem Einschlafen noch ein wenig zu lesen und dabei das Rauschen des Meeres als angenehme Einschlafhilfe zu nutzen, falls das Buch nicht langweilig genug war. Als er kurze Zeit später das Licht ausknipste, beobachtete durch das offene Fenster hindurch einige Sterne, die sich durch die dicke Wolkendecke kämpften.

Ein weiterer Lichtschein fiel ins Zimmer, und Thomas richtete sich auf. In der offenen Tür stand Dennis.

„Darf ich bei dir schlafen?“ fragte der Junge mit zitternder Stimme.

Thomas blieben die Worte im Halse stecken, obwohl ihm in diesem Moment so unendlich viel auf der Zunge lag. *Jetzt schon?*

Sie hatten doch erst gestern darüber gesprochen. Dennis war doch noch gar nicht bereit dazu. Oder doch?

Ich dachte, er braucht noch Wochen oder sogar Monate! Aber schon heute? Nein, das kann nicht sein!

Er selbst verspürte eine erbärmliche, eine geradezu überwältigende Furcht. *Das war die Wahrheit.*

Fast war er versucht, Dennis zurück in sein eigenes Bett zu jagen.

Statt dessen krächzte er nur: „Ich habe nichts an!“

Wie albern diese Antwort klang, wurde ihm in diesem Moment gar nicht bewußt.

„Das macht nichts“, sagte Dennis nur. Die Tür schloß sich. Es raschelte sekundenlang, und etwas fiel zu Boden.

Die Bettdecke hob sich, der Kleine schlüpfte zu ihm.

Auch er war nackt.

Thomas schwanden fast die Sinne. Stocksteif lag er da, während Dennis den Arm um ihn legte.

„Ich habe eine Scheißangst“, sagte der Junge flüsternd.

„Ich auch, mein Schatz“, flüsterte Thomas zurück. „Ich auch!“

„Du? Warum du denn? Du hast es doch schon gemacht!“

„Beim ersten Mal ist es immer so bei mir“, raunte Thomas. Er wagte sich nicht zu rühren. „Wenn man dem anderen so seine innersten Gefühle zeigt ... ich habe dann Angst, mich lächerlich zu machen. Angst, daß ich ausgelacht werde.“

„Bei mir brauchst du keine Angst zu haben“, flüsterte Dennis.

„Und du bei mir auch nicht“, erwiderte Thomas leise. Er begann Dennis über den nackten Rücken zu streicheln.

Diese kühle, glatte Haut ... und dann das kaum wahrnehmbare Beben des kleinen Körpers.

Dennis seufzte tief und wälzte sich auf Thomas, umfing ihn mit beiden Armen und preßte sich an seinen Körper.

Als er das kleine, zuckende Hinterteil streichelte und das steinharte Geschlechtsteil des Jungen auf seinem Bauch spürte, schwand die Angst. Sie wich einem unendlichen, schon längst vergessen geglaubten Glücksgefühl.

„Ich habe dich unglaublich lieb“, hauchte er.

Dennis küßte ihn anstelle einer Antwort auf die Wange.

Und dann versanken sie in einem Strudel der Lust, in einem Strudel, der sie davonwirbelte, in dem sie sich aneinanderklammerten, in ihrem rasenden Herzschlag eins wurden miteinander. Dennis stieß nach wenigen Minuten mehrere erstickte, keuchende Schreie aus, und auch Thomas konnte und wollte sich nicht mehr länger zurücknehmen. Er vergaß seine Angst, sein Mißtrauen gegen die menschliche Natur schlechthin, die nur auf ein Zeichen der Schwäche beim Gegenüber zu warten schien. Dennis umfing ihn wie ein zärtlicher Schraubstock, so paradox dieser Vergleich auch klingen mochte. Er paßte sich seinen Bewegungen an, streichelte ihn, und als es endlich soweit war, als sich bei ihm ein wahrer Vulkanausbruch anbahnte, geschah etwas, das Thomas am liebsten auf der Stelle hätte sterben lassen, denn einen schöneren Tod konnte es seiner Ansicht kaum geben: Dennis verschloß ihm den keuchenden Mund mit einem langen, intensiven Zungenkuß.

Ein bißchen schwul ist das ja ...

Das waren noch gestern die Worte seines kleinen Freundes gewesen, als er ihm seine größten Sehnsüchte gebeichtet hatte.

Dennis hatte ihm ein unglaubliches Geschenk gemacht.

Nach einer kurzen Pause, Worte waren nicht nötig, verströmten sie sich erneut. Dennis eher im übertragenen Sinne, denn er brachte naturgemäß erst einen trockenen Orgasmus zustande. Bei Thomas hingegen ... nun ja. Sie schalteten anschließend das kleine Licht auf dem Nachttisch an. Interessiert beäugten sie sich. Thomas war hingerissen von dem kleinen Nackedei, der rittlings auf seinen Oberschenkeln thronte. Und Dennis schien seinerseits ausgesprochen fasziniert zu sein von dem, was das gedämpfte Licht plötzlich alles enttarnte. Mit kindlicher Neugier untersuchte er vorsichtig die delikaten Körperteile seines erwachsenen Freundes.

„Ich habe auf deinem hübschen Body eine ziemliche Sauerei angerichtet“, stellte Thomas fest und grinste verlegen. Er war noch ganz außer Atem und ziemlich ermattet.

Dennis winkte ab. „Das gehört wohl dazu“, meinte er altklug und tupfte sich gelassen mit Papiertaschentüchern ab. Am Ende hatte er ein komplettes Päckchen verbraucht. Plötzlich hielt er inne und runzelte nachdenklich die Stirn. „Wir haben noch gar nicht die Sauna ausprobiert“, sagte er. Es klang wie eine Aufforderung.

„Um Mitternacht in die Sauna?“ Thomas stutzte. Dann lachte er. „Warum nicht? Wir haben schließlich Urlaub!“ Zwei Stunden später kuschelten sie sich, immer noch nackt, aber jetzt nach frischer Seife duftend und völlig erschöpft wieder aneinander.

„Es war ganz anders, als ich mir vorgestellt habe“, murmelte Dennis an seiner Brust. Ihm fielen bereits die Augen zu, während er Thomas den Rücken streichelte. Der hielt ihn mit beiden Armen umschlungen und erwiderte die Liebkosungen.

„Wie hast du dir das denn vorgestellt?“ wollte Thomas wissen und gähnte herzhaft.

„Weiß nicht. Aber es war toll. Einfach toll.“

„Fand ich auch“, erwiderte Thomas, schon im Halbschlaf.

„Morgen ist Scheißwetter angesagt, nicht?“

„Habe ich auch gehört“, murmelte Thomas.

„Dann haben wir genug Zeit. Ich will alles lernen, was du auch mit Knut gemacht hast.“

„Ach du liebe Zeit!“ Thomas wurde für einen Moment wieder hellwach. „Erst heute abend im Bett zweimal, dann eben in der Sauna die dritte Nummer – willst du deinen armen Thomas umbringen?“

„Nee“, kicherte Dennis. „Mit wem soll ich sonst übermorgen Geburtstag feiern? Nun stell dich mal nicht so an, ich bin doch schließlich nur ein Kind!“

„Eben“, seufzte Thomas. „Eben!“

Dennis grunzte nur. Er war bereits hinübergelitten in den Schlaf.

Und Thomas mußte sich in dieser Nacht mehrmals in den Arm kneifen, sobald er mit seligem Lächeln erwachte und den splitterackten Dennis neben sich entdeckte, die Beine mit den seinigen verschlungen und leise schnarchend.

Nein, ich träume nicht. Ich träume nicht!

Fünfehn

Während am fernen Limfjord ein Dutzend Fische die wiedergewonnene Freiheit genoß und sich Thomas und Dennis auf die Suche nach einem halbwegs erschwinglichen Steakrestaurant begaben, stand Hanno vor dem Hochhaus, in dem seine Tochter Maike und ihr Verlobter eine Sozialwohnung bezogen hatten. Unschlüssig, an einem Backenzahn saugend, starrte er nach oben und suchte die Fassade nach den Fenstern ab, hinter denen die beiden es *trieben*, ihr *Lotterleben* führten und ihn nicht mehr teilhaben ließen an den sündigen Geheimnissen ihrer Jugend.

Nahezu täglich stand er an dieser Stelle, einer Zwangshandlung gleich, und wartete. Er hatte allerdings keine Ahnung, worauf er eigentlich wartete. Auf irgend etwas, auf etwas, das ihn erlöste von dem Fluch, in dem er sich seit Maikes Auszug endgültig gefangen glaubte. Es war wie ein Bannstrahl, der ihn und Christina getroffen hatte. Ein Bannstrahl, in dem sich die Gemeinsamkeiten ihres Lebens inzwischen allerdings auch erschöpften.

Hanno stand an einen Müllcontainer gelehnt, rauchte die sechste Zigarette und starrte hinauf. Dabei ließ er vor seinem inneren Auge noch einmal die vergangenen Wochen und Monate Revue passieren.

Während Carlo allabendlich seine Springerstiefel überstreifte und den Sinn seines Daseins darin suchte, daß er zusammen mit seinen hohlköpfigen Kumpanen Jagd auf Türken und Rußlanddeutsche machte, hockten Hanno und Christina vor dem Fernseher, ohne daß sie wenige Minuten später noch zu sagen vermocht hätten, worin eigentlich der Inhalt des Programms bestanden hatte. Christina pflegte sich dabei mit Bügeln oder mit Bastelarbeiten zu beschäftigen, während er unruhig auf dem Sofa herumrutschte, Bierflaschen im Dutzend köpfte und sich immer weiter in seine Verzweiflung, in seine gekränkte Eitelkeit hineinsteigerte.

Diese undankbare Göre. Ich habe ihr das Medizinstudium ermöglicht, und sie brennt mit diesem Wichser durch. Christina spürte die Verfassung ihres Mannes sehr wohl, aber sie fühlte sich außerstande, ihm in seinem durcheinandergeratenen Seelenleben beizustehen. Sie hatte auch nicht die geringste Lust dazu. Sie war in ihrem eigenen Gefängnis gefangen, dessen unsichtbaren Mauern aus meterdicken Scherben bestanden. Aus den Scherben einer Illusion, mit der sie einst in diese Ehe hineingestolpert war. Eine Illusion, in der solch schwammigen Begriffe wie Familienglück, Harmonie, Gemütlichkeit und liebevolle, wohlgeratene Kinder eine Rolle gespielt hatten. Und dann war alles schiefgegangen, was nur schiefgehen konnte.

Ihr Ehemann, an dem sie anfangs vor allem die sexuelle Vitalität und die beeindruckenden Eigenschaften eines Arbeitstieres bewundert hatte, und dessen Unfähigkeit zu differenzierten Gefühlsäußerungen sie zunächst für männliche und kraftvolle, aber nichtsdestoweniger beredsame Schweigsamkeit gehalten hatte, entpuppte sich als rastloser Langweiler, der all seine Sorgfalt darauf zu verwenden schien, seine zweifellos vorhandenen geistigen Fähigkeiten mit der „Bildzeitung“, mit der Sportschau und mit Unmengen Bier dahinzumeucheln. Ob es jemals Liebe war, die sie gegenüber diesem stämmigen Mannsbild von einst empfunden hatte, wußte sie nicht. Jedenfalls war es eine von nüchternen Güterabwägungen bestimmte Zuneigung, die sie beide schließlich ins Standesamt getrieben hatte, wo sie sich ohne großes Aufhebens das Jawort gaben.

In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte diese Basis auch bestens funktioniert und in Gestalt zweier Kinder unübersehbare Früchte getragen. Bis zu jenem verhängnisvollen Tag, an dem Hanno in Halle dreizehn die Chemiefässer um die Ohren flogen. Nach monatelanger Rekonvaleszenz mußten sie sich mit der Erkenntnis abfinden, daß er ein Fall für die Frührente geworden war. Auch des letzten Sinns seines bis dahin zwar oberflächlichen, aber immerhin geregelten Lebens beraubt – sie war zuständig für Haushalt und Kindererziehung, er schuf im Schichtdienst das Geld heran, von dem sie nicht einmal schlecht lebten und die fehlende innere Zweisamkeit durch wahre Materialschlachten bei der Ausstattung ihrer Wohnung ersetzten – gelang es ihm nicht, zu einem neuen Selbstverständnis zu finden. Das, was mit Bier, „Bildzeitung“ und Sportschau früher geduldete Freizeitbeschäftigung war, geduldet vor allem deshalb, weil sich mit der Zeit auch Christina vage ihrer Grenzen und

Unzulänglichkeiten hinsichtlich ihrer Kommunikationsfähigkeit bewußt wurde, war nun zu seinem Lebensinhalt schlechthin geworden.

Beiden war es nicht gegeben, Bilanz zu ziehen und Perspektiven zu entwickeln – weder im Zwiegespräch mit sich selbst noch im theoretisch weitaus anspruchsvolleren Miteinander einer Ehe. Sie verharrten in Alltäglichkeiten, empfanden das immer größer werdende Vakuum, ohne es als solches benennen zu können, und beschränkten ihren verbalen Austausch zunehmend auf Banalitäten, die sich um die nächste Mahlzeit, um das Fernsehprogramm und bestenfalls noch um geplante Anschaffungen drehten. In ihrer Sprachlosigkeit ergänzten sie sich und stießen sich ab – und das beides zugleich. Sie schufen innerhalb des eng gewordenen Horizonts ihre eigenen Fluchtwege und empfanden das Weglaufen voreinander doch nur wie ein frustrierendes Auf-der-Stelle-treten. Gleichsam wie auf zwei parallelen Laufbändern, ohne greifbares Ziel vor Augen. Nicht einmal der Weg selbst war das Ziel. Christina flüchtete sich seit Jahren in undankbare Putz-Jobs, während Hanno nach außen den engagierten Hausmann spielte und dabei immer unzufriedener wurde, eine Sehnsucht verspürte, die er nicht zu definieren wußte, und in Ermangelung eigener klar umrissener Träume die Träume anderer lebte. Und dabei dann schon mal gewaltig auf den Bauch fiel, wie vor Jahren mit Klaus. Oder wie mit Thomas, ein Mensch aus einer anderen Welt, anfänglich so etwas wie eine Leuchtgestalt, die sich letztendlich und mit brutaler Plötzlichkeit ebenfalls als fehlbare Kreatur mit einigen Eigenschaften entpuppte, die Christina, ließe sie klare Gedanken überhaupt jemals bei sich zu, wohl ein langanhaltendes Frösteln beschert hätte.

Insofern war es wohl eher eine Form von Selbstschutz als Unfähigkeit, daß sie diese klaren Gedanken eben *nicht* zuließ. Sondern sich wie eine halb Bewußtlose in den Fluten diffuser Eindrücke treiben ließ. Eindrücke, die im klaren Widerspruch zu den Illusionen standen, mit denen sie vor über zwei Jahrzehnten angetreten war, um ihr weiteres Leben als schlichte Ehefrau und treusorgende Mutter zu fristen. Eindrücke, die sich zu einem bitteren Spiegelbild einer trostlosen Realität formten: Ein gründlich mißratener Sohn, ein Ehemann, der offenkundig zum Säufer wurde, und eine Tochter, auf die sie jahrelang ungeheuer stolz gewesen war, bis sie im vergangenen Jahr im Zank und Streit mit diesem Luftikus davongezogen war, dem Sprößling einer Familie, die ebenso dem Untergang geweiht war wie die ihrige. Ein Sumpf ohne rettendes Ufer, in dem sie dahintrieb wie ein welkes Blatt. Und da war niemand, den sie für ihren Sturz in diesen ekelerregenden Morast direkt und unmittelbar verantwortlich machen konnte. Aber die Wut war dennoch grenzenlos, ebenso wie dieser Sumpf. Die Wut richtete sich in Ermangelung anderer Feindbilder auf das Treibgut, das sie allerorten ausmachte. Während sie finster dreinblickend das Bügeleisen schwang, polierte sie gewissermaßen ihren Haß auf Thorsten, der ihr die Tochter weggenommen hatte. Sie fachte ihre stille, in all den Jahren entstandene Wut auf ihren unfähigen Ehemann an wie einen Kamin, dessen Feuer auf keinen Fall erlöschen durfte – verbargen die flackernden Flammen doch die Schwärze des Abgrunds dahinter, vor dem sie sich instinktiv fürchtete. Denn in diesem Abgrund lauerten *Dinge* und *Erinnerungen*, die ganz allein mit ihr zu tun hatten. Und sie schichtete gewissermaßen das Holz auf für ein

neues Feuer, das Maike galt, diesem undankbaren Luder, das sie mit der aufgeschwemmten Gestalt dort auf dem Sofa für den Rest ihres kümmerlichen Lebens allein lassen würde. Und diese nach allen Seiten lodernde Wut war es, die sie ein letztes Restchen Gemeinsamkeit mit Hanno spüren ließ. Diese Gemeinsamkeit stellte für sie und für ihn gewissermaßen das unsichtbare Band dar, das sie mißgelaunt und brütend allabendlich zusammenbrachte, allerdings ohne daß sie dieses Zusammensein auch nur ansatzweise als tröstlich oder gar wohltuend empfunden hätten. Eingeweihten Beobachtern würde sich der Vergleich mit einem Wasserloch aufdrängen, dem einzigen in einer kargen und lebensfeindlichen Wüste, an dem sich Tiere einträchtig miteinander versammeln, die sich im normalen Alltag als Freßfeinde gegenüberstehen. In diesem Fall war das Wasserloch der gemeinsame Haß.

Soweit möglich und finanziell vertretbar, flüchtete sich Hanno mehrmals die Woche in den „Schlesischen Hof“, wo ihm Papillon inzwischen sogar einen Job als Tresenkraft angeboten hatte. Hanno war zunehmend geneigt, von diesem Angebot Gebrauch zu machen, und sei es auch nur, um sich eine neue Fluchtburg zu zimmern, in der es keinen Platz gab für die *Dicke*. Was ihn freilich störte, war die häufige Anwesenheit von Klaus, zuweilen sogar dieser veranstalteten Hexe, die der aufgeblasene Vollidiot immer noch – weiß der Teufel, warum – als Ehefrau im Hause behielt, anstatt ihr einen kräftigen Tritt in den fetten Hintern zu verpassen und sie zum Teufel zu jagen, wohin sie Hannos Meinung nach gehörte. Nachdem sie nun eine ähnlich kaputte Visage wie ihr Ernährer spazierenführte – angeblich ein schwerer Autounfall, von dem damals aber eigentümlicherweise nichts im Regionalteil der „Bildzeitung“ gestanden hatte – war das vielleicht der Grund, vielleicht aber auch nicht. *Gemeinsam häßlich zu sein schweiß ja manchmal zusammen, nicht wahr.*

Daß Klaus hingegen allein deshalb diese fette Kuh nicht hinauswarf, weil ihr Balg, dieser Dennis, vor fast einem Jahr von wildgewordenen Jugendlichen – so jedenfalls hatte es in der „Bild“ gestanden, und so war es wochenlanges Tagesgespräch im „Schlesischen Hof“ gewesen – fast umgebracht worden wäre, glaubte Hanno ohnehin nicht. Er konnte sich nach der jahrelangen Saufkumpanei mit den beiden schlechterdings nicht vorstellen, daß ihre elterlichen Gefühle soweit gingen, daß ein solches Unglück die Ehe wieder kittete, eine Ehe, die ihn in vielen Dingen an seine eigene erinnerte: Man hatte sich nicht mehr viel zu sagen, und allein die Bequemlichkeit verbot es, das Weib kurzerhand auf der nächsten Mülldeponie auszusetzen, in der Hoffnung, daß der Schaufelbagger keinen großen Unterschied machte zwischen prallen, stinkenden Müllbeuteln und dem, was man jahrelang neben sich im Bett hatte ertragen müssen.

Tauchte Hanno im „Schlesischen Hof“ auf, erhob sich Klaus, preßte die Lippen in seinem vernarbten Gesicht zusammen, zahlte seine meist üppige Zeche und verschwand grublos in der Nacht. Warum eigentlich dieser Kerl auf *ihn* wütend war, wußte Hanno nicht, und es interessierte ihn auch nicht. Es reichte, daß *er* einen unbändigen Haß auf diesen Schwätzer verspürte, der jene Mißgeburt in die Welt gesetzt hatte, die ihm seine Maike weggenommen hatte. Von seiner letzten, lange zurückliegenden Schlägerei mit Thorsten wußte er, daß er

dem jungen Mann körperlich unterlegen war. Bei Klaus war es anders. In seinen Phantasien, spätestens auf dem schwankend zurückgelegten Heimweg vom „Schlesischen Hof“, jagte Hanno ihn mit einem dicken Knüppel durch die Siedlung, erwischte ihn schließlich und erschlug ihn wie einen rühdigen Köter.

Du wirst niemals wieder solche Ableger in die Welt setzen, du verlogener Scheißkerl.

Und während er dann schon einmal zu nächtlicher Stunde mit den Fäusten einen unschuldigen Lichtmast traktierte, in der trunkenen Vorstellung, diesen narbengesichtigen Burschen vor sich zu haben, während seine kapputten Lungen bei der sinnlosen Anstrengung stachen und er sich schließlich das Blut an der Hose abwischte, das von den aufgeplatzten Knöcheln heruntertropfte, weinte er bittere Tränen des Selbstmitleids: *Maike, komm zurück zu mir. Bitte komm zurück! Du bist alles, was ich noch habe. Laß mich mit deiner Mutter, dieser blöden Kuh, nicht allein. Und mit diesem Schwein Carlo. Komm zurück!*

Die zehnte Zigarette flog achtlos, halb aufgeraucht, auf den Gehsteig. Gesenkten Hauptes marschierte Hanno davon, zurück nach Hause. Zurück zur „Bild“ und zum Fernsehprogramm. Jedenfalls bis zum Abend, denn dann würden „Bild“ und Fernseher vom Freibier abgelöst werden, auf das er als Tresenkraft einen Anspruch hatte. Heute war sein erster Tag, an dem er im „Schlesischen Hof“ Geld verdienen würde. Aber selbst diese Aussicht war nicht dazu angetan, seine trübe Stimmung zu heben. Seine verworrenen Gedanken kreisten nur um Maike. *Sie ist nicht einmal nach draußen auf den Balkon gekommen.*

Es entging ihm, daß Maike ihm durch die geschlossene Gardine nachschaute. In ihren Augen flackerte aufkommende Panik. Seit Wochen immer der gleiche Anblick – nahezu täglich, zur selben Zeit, stand ihr Vater dort unten und starrte auf das Haus.

Sie hatte keine Ahnung, was er damit bezweckte.

Sie wußte nur, daß ihre anfängliche Besorgnis zunächst in Angst und schließlich in Panik umgeschlagen war.

Sie hatte Thorsten nie davon erzählt, sobald er abends müde heimgekommen war und sie wortlos, aber frustriert in die Arme schloß. Sie fürchtete sich vor seiner Reaktion.

Sie wußte nicht einmal, wie sie ihm beibringen sollte, daß sie mittlerweile im zweiten Monat schwanger war. Heute morgen hatte sie es erfahren.

Und Thomas ist im Urlaub. Mein Gott, hilf mir!

Im selben Moment, in dem Thomas erwachte, sprang die digitale Anzeige seines Weckradios auf sechs Uhr um. Normalerweise würde er sich jetzt ausgiebig räkeln, einen angeekelten Blick auf die Leuchtanzeige werfen, sich prustend auf die andere Seite wälzen und weiterschlafen.

Normalerweise.

Normalerweise wurde er um diese Zeit aber auch nicht von einem nackten Knaben umschlungen, der vor sechs Stunden zwölf Jahre alt geworden war. Und der einem gerade Elfjährigen weitaus ähnlicher sah als einem Zwölfjährigen.

Dennis hatte sich auf seiner Seite freigestrampelt und lag in seiner ganzen Nacktheit neben ihm. Er schlief noch tief und fest. Sein rechtes Bein hatte er über Thomas' Hüfte gelegt, und sein rechter Arm hielt ihn wie schutzsuchend umfangen.

Thomas betrachtete den braungebrannten Jungenkörper. Nur dort, wo die Badehose zumindest tagsüber gewisse Reize bedeckte, war die Haut elfenbeinfarben. Seine Blicke streiften über die kleinen, runden Schultern und die Schulterblätter, die kaum wahrnehmbar aus dem Rücken stachen und sich der grellen Morgensonne entgegenzustrecken schienen. Sie wanderten über die sich leise und regelmäßig hebende, schmale Brust mit den hellroten und winzigen Brustwarzen hinweg. Sie verharrten beim ausgesprochen niedlichen Gesäß mit den etwas über apfelgroßen Backen und glitten dann über die langen und wohlgeformten Beine und die Füße, die gelegentlich, fast unmerklich, zuckten. Das kleine, aber nicht zu kleine Glied war erigiert und berührte wie fragend Thomas' Bauchnabel, rieb sich mit jedem Atemzug an ihm und machte schon deshalb keinerlei Anstalten, sich wie sein Besitzer noch einmal schlafenzulegen.

Vorsichtig streichelte Thomas seinem kleinen Freund über den Rücken und den Po. Die Berührung mit der kühlen, glatten Haut war ein Hochgenuß, dem sich Thomas mit Wonne hingab. Dennis rührte sich nicht. Er grunzte nur leise im Schlaf. Auf seinem Gesicht lag ein friedlicher, ein vollkommen entspannter Ausdruck. Aus dem halbgeöffneten Mund drangen leise Schnarchlaute, die Thomas nun schon eine zweite Nacht hatte hören dürfen und die ihn nicht einmal störten.

Diese in seinen Ohren wie Musik klingenden Laute beflügelten auch heute morgen wieder seine Phantasie.

Aus der Ferne kommt eine kleine Dampflokomotive angeschnauft, hihhi ...

Nun erklimmt sie eine Steigung, aber nur eine sehr kurze, wie es scheint.

Hoppla, soeben ist sie entgleist. Dabei scheint der Kessel explodiert zu sein ...

Aber da ist sie ja wieder. Nanu, sind die Kohlen verbraucht?

Nein, wahrscheinlich nur ein Bahnhof. Pause.

Das war wohl eine Fehlzündung, aber was für eine!

Da kommt sie ja wieder, immer näher ...

Und plötzlich mutiert die Lokomotive zu einem Preßlufthammer. Allerdings zu einem ganz zarten Preßlufthammer.

Und nun fährt sie wieder, wohin auch immer.

Gute Reise, kleine Lokomotive!

Thomas lächelte, und ihm fielen die Augen zu.

Es versprach, und das gleich in mehrfacher Hinsicht, wieder ein wunderschöner Tag zu werden. Und während er noch einmal in den Schlaf hinüberglitt, schweiften seine Gedanken ab und zurück zum gestrigen Nachmittag. Dennis hatte tatsächlich darauf bestanden, gleich nach dem Mittagessen noch einmal mit ihm ins Bett zu gehen und alles das auszuprobieren, was es an Varianten gab – und das waren eine ganze Menge, wie sie gemeinsam herausfanden. Drei Stunden lang balgten sich ihre nackten, verschwitzten Leiber auf dem Lotterbett, wie sie Thomas' Schlafstatt zuvor getauft hatten. Dennis schaffte es insgesamt fünfzehnmal, er kam auf sieben Mal. „Ich kann nicht mehr“, hatte der Kleine am Ende schließlich gekeucht und war auf ihm liegend zusammengesackt. Was für Thomas erst recht galt. Den Abend über hatte er das Gefühl, die Hose sei ihm zehn Nummern zu klein geworden, und er müsse für den Rest seiner Tage breitbeinig durchs Leben laufen.

Der Sex mit Dennis war nicht zu vergleichen mit dem, was er mit Maike oder Knut erlebt hatte. Dennis besaß eine erstaunliche Gabe, sich auf ihn einzulassen, im Handumdrehen seine erogenen Stellen ausfindig zu machen und geduldig solange an ihnen herumzuspielen, bis Thomas buchstäblich explodierte. Dennis hingegen reagierte fast am ganzen Körper, am intensivsten jedoch dort, wo alle Jungen zu reagieren pflegten – und sogar dann, sobald er ihm über die Bauchdecke oder über die Brust strich. Das entlockte dem Jungen bereits nach Minuten leise Schreie der Lust, und er wälzte sich unter seinen Händen wie ein junger, verschwitzter Hund, der sich halb spielerisch, halb empört gegen das erstmalige Anlegen des Halsbandes wehrt. Es war ohnehin erstaunlich, daß sich Dennis, der nie zuvor solche Erfahrungen gemacht hatte, so vollständig hingeben konnte und sich auch in seinen Gefühlsäußerungen nicht die Spur zurückhielt. „Du vertraust mir, und ich vertraue dir“, hatte ihn der Junge wissen lassen, als sie am Abend kurz darüber sprachen. Auch Dennis' Küsse waren so gekonnt, daß Thomas am Ende nur zu einem Schluß gelangen konnte: Sein kleiner Freund entpuppte sich in diesen Dingen als ein wahres Naturtalent.

Den Abend hatten sie bei einem kleinen Lagerfeuer am Strand verbracht. Ganz versunken hatte Dennis hinaus auf die See gestarrt, über der ein leuchtend roter Sonnenuntergang nach der kurzen Schlechtwetterperiode wieder besser werdende Tage verkündete. Sie grillten Kartoffeln und Brot. Es war fast windstill, und die Wellen brachen sich mit geruhsamem Plätschern am weitläufigen Strand. Etwa zweihundert Meter entfernt stand ein einsamer Angler, der auf reiche Beute hoffte – oder auch nicht. Seine ganze Haltung verriet eher einen Menschen, der das Brandungsangeln vielleicht nur als Mittel zum Zweck benutzte, um mit sich, seinen Gedanken und der Natur endlich allein sein zu dürfen.

„Morgen werde ich zwölf“, seufzte Dennis und hielt noch immer den Blick in die Ferne gerichtet, wo sich die Sonne langsam anschickte, hinter dem Horizont zu verschwinden.

„Ja“, bestätigte Thomas und strich ihm zärtlich über den Kopf. „Morgen wirst du zwölf. Und dann kennen wir uns schon über zwei Jahre.“

„Zwei Jahre“, murmelte Dennis. „Verrückt.“

„Was ist daran so verrückt?“

„Daß es solange gedauert hat, bis wir ... du weißt schon.“

„Vielleicht war das auch ganz gut so“, meinte Thomas. Er betrachtete stirnrunzelnd eines der Stockbrote, mit dem er wie mit einem Taktstock durch die laue Abendluft wedelte und das er dann wieder zurück in die glühende Asche am Rande der bleckenden Flammen schob.

Dennis wandte ihm sein sonnengebräuntes Gesicht zu. Er lächelte traurig. „Können wir nicht hierbleiben – du und ich? Für immer?“

„Ach Gott, Dennis“, seufzte Thomas und zog ihn an sich. „Wir werden auch zu Hause unser kleines Paradies finden, glaube mir. Ich muß meine Brötchen verdienen, und vor dir liegt eine tolle Herausforderung – das Gymnasium. Der Alltag ist dazu da, daß man den Urlaub dann als um so schöner empfindet. So, wie das hier. Wir beide werden ganz viel mitnehmen aus unseren zwei Wochen, nicht nur die Erinnerungen. Außerdem ist es ja noch nicht soweit. Morgen feiern wir erst einmal deinen Geburtstag, und ich habe auch eine kleine Überraschung für dich. Und danach sind es immer noch drei Tage.“

„Aber wenn wir wieder zu Hause sind“, beharrte Dennis, „kann ich da nicht bei dir wohnen – für immer?“

Thomas lächelte wehmütig. „Wie gern würde ich jetzt ja sagen. Aber du kennst meine Vorgeschichte. Wir sollten das einstweilen auf die Wochenenden und die Ferien beschränken. Willst du wirklich, daß ... daß ich sonst wieder, hm, Besuch kriege? Abgesehen davon, der steht mir sowieso über kurz oder lang ins Haus. Und wenn dann rauskommt, wie wir beide es hier getrieben haben ...“

„... dann bist du im Arsch“, ergänzte Dennis und nickte ernst. „Aber es kommt nicht raus. Das verspreche ich dir. Das schwöre ich!“ Er langte nach oben, zog Thomas' Kopf zu sich herunter und drückte ihm einen Kuß auf die Wange.

„Ich bin zweiundvierzig Jahre alt“, sagte Thomas leise und blickte versonnen über das leichtbewegte Meer. „Und ich war schon oft verreist. Reisen ist nämlich eines meiner Hobbies, weißt du. Aber ich habe in meinem ganzen Leben nicht, und das schwöre ich dir bei allem, was mir heilig ist, in meinem ganzen Leben noch nicht einen so wunderschönen Urlaub wie diesen verbracht. Glaubst du mir das, Dennis?“

„Und ob“, erwiderte Dennis und drückte sich noch enger an ihn. „Das hier ist wie im Himmel. Und jetzt habe ich auch etwas, was ich dir sagen will, und bestimmt glaubst du mir nicht!“

„Laß es drauf ankommen.“

Dennis kicherte verhalten. „Guck mal ins Feuer, das Brot brennt!“

„Du Schuft!“ Thomas befreite sich lachend von seinem kleinen Freund, und sie machten sich über ihr einfaches Abendessen aus Grillkartoffeln, Stockbrot und Salat her. Derweil packte der Angler seine Ausrüstung zusammen, warf einen letzten, entsagungsvollen Blick auf das rötlich glitzernde Meer und stapfte davon. Minuten spä-

ter war er hinter einer Düne verschwunden. Zurück blieben zwei Menschen, ein alternder Mann und ein kleiner Junge, die in diesem Moment am liebsten das Rad der Zeit angehalten hätten.

Das Rad der Zeit ...

Seufzend schälte sich Thomas aus der verschwitzten Bettdecke. Mittlerweile war es neun Uhr geworden, und die Sonne schien heiß und hell ins Schlafzimmer.

Nach einer ausgiebigen Dusche setzte er sich auf den Bettrand und streichelte seinen immer noch tief schlafenden Dennis.

„He, du kleine Schlafmütze! Duschen! Frühstück!“

Dennis wälzte sich auf die andere Seite. „Du hast wohl’n Arsch offen“, brummte er mißgelaunt ins Kissen. „Ich will pennen!“

„Möchtest du, daß ich deinen Geburtstag allein feiere?“ Thomas strich ihm übers schweißnasse Haar.

Mit einem Ruck setzte sich Dennis auf. Mit großen Augen sah er Thomas an. „Ach ja ...“ seufzte er und lächelte verschlafen. „Heute ist es ja soweit ...“

„Du hast es erfaßt. Herzlichen Glückwunsch, mein Kleiner!“

Er küßte ihn. Und Dennis umschlang ihn, wortlos, minutenlang.

Auf dem gedeckten Frühstückstisch fand Dennis, als er mit feuchten Haaren aus der Dusche kam und unternehmungslustig in die Morgensonne blinzelte, einen kleinen Briefumschlag. Mißtrauisch beäugte er ihn. „Was ist das? Du solltest mir doch nichts schenken! Der Urlaub war teuer genug!“

Thomas winkte ab. „Ist auch nur eine Kleinigkeit“, sagte er ebenso bescheiden wie wahrheitswidrig.

Nachdem Dennis den Umschlag geöffnet, neben einer Geburtstagskarte einen kleinen Zettel daraus hervorgezogen und aufmerksam gelesen hatte, breitete sich maßlose Verwunderung auf seinem Gesicht aus. „Hier steht: ‚Zum zwölften Geburtstag drücke ich dich, wünsche dir alles Liebe und hoffe, daß dein neues Lebensjahr besser und schöner wird als das vergangene. Ich bin immer an deiner Seite, wenn du mich brauchst. Und nun: vier Uhr nachmittags kleines Marschgepäck, Zahnbürste nicht vergessen, Ohren waschen und am Auto auf mich warten‘. Jetzt kapiert man gar nichts mehr!“

„Na ja, wir machen dann einen kleinen Ausflug.“

„Klasse! Wohin?“

„Nach Skagen.“

„Oh.“ Dennis versuchte, sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. „Finde ich gut. Aber da waren wir doch schon ein paar Mal.“

„Richtig. Aber da gibt es ein kleines Heimatmuseum, und das kennen wir noch nicht.“

„Heimatmuseum“, echote Dennis und gab sich Mühe, sein Gesicht nicht zu sehr in die Länge zu ziehen.

Thomas mußte an sich halten, um nicht laut herauszuplatzen. „Nun ja, irgendwie müssen wir die Zeit ja überbrücken, bis es soweit ist.“

„Bis was soweit ist?“ Nun war Dennis vollends verwirrt.

„Bis zur Abfahrt der Nachtfähre nach Oslo. Hier sind die Tickets. Doppelkabine außen mit Dusche. Vor dem Schlafengehen großes skandinavisches Buffett, dabei spendiere ich uns auch ein Gläschen Wein, schließlich wird man nur einmal im Leben zwölf. Morgen früh wird an Bord gefrühstückt. In Oslo Stadtrundfahrt, irgendwo ein nettes Mittagessen und ein kleiner Einkaufsbummel, wenn du magst. Abends dann mit der Nachtfähre zurück, dasselbe noch einmal. Übermorgen vormittag sind wir wieder hier. Und haben dann noch einen ganzen Tag, um unser kleines Häuschen zu genießen.“

Thomas strahlte vor Wonne.

Dennis saß wie angewurzelt auf seinem Stuhl, unfähig, auch nur ein Wort zu sagen. Er starrte Thomas an wie einen Geist. Eine wächserne Blässe überzog sein Gesicht. Dann traten Tränen in seine Augen. „Du bist verrückt“, flüsterte er endlich. „Total verrückt. Das ist doch kein ... kein Geburtstagsgeschenk mehr. Das ist ...“ Ihm fehlten die Worte.

„Das ist genau das, was du verdienst nach all dem Mist, den du in den vergangenen Monaten erlebt hast“, erklärte Thomas burschikos. „Punkt und Schluß. Die Tickets habe ich schon vor Wochen besorgt. Also, nimmst du nun an oder muß ich allein fahren und dich Stockbrot und Kartoffeln – oder ersatzweise etlicher Dosen Ravioli – überlassen? Allein würde es mir allerdings keinen Spaß machen, und ich hätte übermorgen bei meiner Rückkehr eine Scheißbläune. Ich warne dich!“

„Du bist trotzdem total bescheuert“, schluckte Dennis und rieb sich die Augen. Aber seine Mundwinkel zuckten bereits. Sie vermochten der Flut von Impulsen, die vom Gehirn auf die entscheidenden Muskeln einprasselten, nicht länger zu widerstehen. Es war wie ein Sonnenaufgang. Das Strahlen wurde hell und immer heller. Die Augen konnten sich ebenfalls nicht länger widersetzen. Das Leuchten sprang über wie ein Funke. Und endlich entrang sich dem breit lächelnden Mund ein Ton, der irgendwo zwischen einem urweltlichen Jubelschrei und einem heftigen Schluchzen angesiedelt war. Dennis schnellte in die Höhe, der Stuhl kippte nach hinten, und er rannte, nein, er flog auf Thomas zu. Als er ihm um den Hals fiel, schloß Thomas die Augen und lächelte selig.

Geben ist seliger denn Nehmen.

Noch nie war ihm diese alte Binsenweisheit so wahr und zutreffend erschienen wie heute.

Zwei Tage später saßen Dennis und Thomas an ihrem Lieblingsplatz zwischen den Dünen, von wo sie einen herrlichen Ausblick auf den Strand und die See genossen.

Sie schwiegen. Der Tag neigte sich dem Ende zu, die Koffer waren fast vollständig gepackt, und ihnen stand die letzte Nacht in ihrem lieb gewonnenen Ferienhäuschen bevor. Als wollte die Sonne ihnen die verbleibenden

Stunden leichter machen, bot sie noch einmal ihre ganze Pracht auf, umschmeichelte sie mit ihren Strahlen und machte sich dann scheinbar widerwillig auf ihren vorgegebenen Weg nach Westen. Blutrot versank sie im Meer, sandte ihnen auf diese Weise einen letzten Gruß und verschwand dann resigniert hinter dem Horizont.

Bis vor wenigen Stunden noch war Dennis in Erinnerung an das, was hinter ihnen lag, förmlich übergesprudelt. Jede noch so kleine Begebenheit der aufregenden Schiffsreise hatte sich in seinem Gedächtnis eingebrannt, versuchte er einzuordnen wie Puzzlesteine in einem riesigen, sich an den Grenzen in schimmernder Unendlichkeit verlierenden Mosaik. Seine Augen hatten wie im Fieber gegläntzt, das Leuchten in seinem Gesicht wollte nicht weichen, und Thomas hörte ihm nur allzu gern zu. Enthob es ihn doch der Notwendigkeit, selber viel sagen zu müssen. Denn die bevorstehende Rückreise warf bereits ihre Schatten auf sein Gemüt. Als sie dann mit dem Kofferpacken begonnen hatten, wurde auch Dennis zusehends stiller. Und während sie am erlöschenden Lagerfeuer saßen, trat ein verlorener Ausdruck in seine Augen. Er rückte quasi mit jeder Minute dichter an Thomas heran. Als es nicht mehr weiterging, griff seine kleine Hand nach der von Thomas und umschloß sie.

„Ich habe Angst“, sagte er fast unhörbar.

Thomas schluckte. „Wovor, mein Schatz?“

„Vor zu Hause. Vor Mama. Vor ... ich weiß nicht. Ich will bei dir bleiben, aber ich weiß, daß das nicht geht. Jedenfalls nicht als ... als ...“ Er verstummte.

„Als was?“

Dennis lächelte kläglich. „Als dein Sohn, wollte ich eigentlich sagen. Aber ein Papa, der mit seinem Sohn ins Bett geht, wäre ein komischer Heiliger ...“ Er lachte freudlos.

Thomas fiel darauf keine Erwiderung ein. Er drückte Dennis noch enger an sich.

„Ich habe dich aber so lieb wie einen Papa“, ließ sich der Junge wieder vernehmen. „Und so lieb wie einen großen Bruder. Und so gern wie den besten Freund der Welt. Was ist das eigentlich zwischen Pädö und Junge? So was wie Mann und Frau ja wohl nicht, oder?“

Nach Lesart der Justiz ist das schwerer sexueller Mißbrauch, mein Kleiner.

Aber das war vermutlich nicht die Antwort, die Dennis erwartete.

Wie auch immer, der Junge überraschte ihn immer wieder aufs neue.

„Dafür gibt es, soweit ich weiß, noch keine Bezeichnung“, erwiderte Thomas nachdenklich.

„Ist ja auch egal. Du weißt, was ich meine. Und dabei bleibt es. Auch wenn wir uns mal zanken. Versprochen?“

„Großes Ehrenwort!“ sagte Thomas mit aller Inbrunst, derer er sich fähig fühlte.

„Fünffaches Ehrenwort?“ Dennis lächelte.

„Nein. Zehnfaches Ehrenwort!“

„Küßchen, Alter!“ verlangte Dennis.

Das ließ sich Thomas nicht zweimal sagen.

Als sie wenige Stunden später im Bett lagen und nach einer kurzen, aber leidenschaftlichen Explosion ihrer Gefühle langsam wieder zu Atem kamen, erzählte ihm Dennis leise und stockend von den Alpträumen, die ihn daheim gequält hatten. „Hier in Dänemark hatte ich sie nicht“, schloß er, während er den Kopf auf Thomas' Brust bettete. „Aber ich habe Angst, daß sie wiederkommen. Und ich weiß nicht, was sie bedeuten. Warum habe ich Angst vor Mama? Warum träume ich immer so'n Mist von ihr? Ich weiß nicht mal, was ich träume, ich vergesse immer wieder alles. Thomas, werde ich bekloppt im Kopf?“

„Nein“, erwiderte Thomas mühsam. Er war erschüttert. „Du wirst nicht bekloppt im Kopf. Diese Träume haben eine Bedeutung, Dennis, aber das heißt nicht, daß du wirklich Angst haben mußt vor deiner Mama. Sie wird dir nichts mehr tun. Sie hat sich verändert.“

Er ist ganz dicht dran. Oh Gott, laß es nicht zu. Erhalte ihm die Erinnerungslücke!

„Das kann man wohl sagen“, schniefte Dennis. „Sie guckt manchmal stundenlang vor sich hin. Wie eine Irre. Und dann tut sie mir manchmal sogar leid. Sie hat auch schon geheult und wohl gedacht, ich würde es nicht mitkriegen. Aber ich habe es mitgekriegt.“

Sie hingen ihren Gedanken nach und streichelten sich.

„Thomas?“

„Ja?“

„Du wolltest mir auch mal etwas erzählen.“

„So? Was war es denn? Hilf mir mal auf die Sprünge!“

„Das mit dem See. Den ich damals im Krankenhaus gesehen habe, als ich ... als ich kurze Zeit tot war. Du weißt schon. An dem du gestanden und geweint hast.“

Thomas erstarrte.

Er hat's nicht vergessen.

„Ich weiß nicht, ob dich diese Geschichte überhaupt noch interessiert. Eigentlich ist sie ein bißchen doof“, versuchte er sich stockend herauszureden.

„Ich will aber, daß du sie mir erzählst!“

Und Thomas erzählte sie ihm. Er ließ seine Selbstmordgedanken, die er damals gehegt hatte, ebenso aus wie die Geschichte um Maike oder seinen Psychriaufenthalt. Aber er versuchte, sein Gleichnis von den kleinen Fährleuten und den Booten, die er zu zerbrechen befürchtete, möglichst kindgerecht zu erzählen.

Als er geendet hatte, glaubte er zunächst, Dennis sei eingeschlafen. Aber dem war nicht so. Denn nach einigen Sekunden ließ sich die helle Stimme vernehmen: „Sie ist nicht doof, die Geschichte. Sie ist klasse.“

„Meinst du?“ fragte er mühsam. In seinen Augen schwammen die Tränen.

„Und wir beide, du und ich, gehen jetzt zusammen um diesen ekligen See?“

„Ja, so könnte man es ausdrücken.“

„Stimmt nicht“, flüsterte Dennis nach einigen Sekunden des Nachdenkens.

„Oh! Warum nicht?“

„Wir gehen nicht um den See rum. Und du fährst auch nicht in meinem Boot mit, denn das ist kaputt. Es gluckert schon nach ein paar Metern ab.“

„Ach!“

„Ja. Wenn mein Boot so ist wie mein Leben, dann ist es wirklich Schrott.“

„Aber wie kommen wir dann über den See?“

„Ganz einfach. Ich bin bei *dir* ins Boot eingestiegen. Da ist es schön mollig warm, und es schwimmt ganz bestimmt. So wie das große Schiff nach Norwegen.“

Thomas schwieg. Dieser kindlichen Logik hatte er nun wirklich nichts mehr entgegenzusetzen. Auf diese Idee war damals nicht mal Karin gekommen.

Dennis streichelte ihm mit dem Zeigefinger die beständig tropfenden Tränen von der Wange. Eine nach der anderen.

Es war für ihn in Ordnung, daß Thomas weinte. Heute war es völlig in Ordnung.

Manchmal muß auch mal ein Mann heulen, ehrlich! Punkt und Schluß, sagt Thomas immer ...

Während Thomas und Dennis engumschlungen die letzte Nacht in ihrem kleinen Ferienhaus verbrachten, holte Konrad Kuhl im eintausendzweihundert Kilometer südlich gelegenen Frankfurt zum nächsten großen Schlag gegen die Kinderschänder aus. Der arbeitslose Journalist hatte trotz seiner schweren Alkoholabhängigkeit noch einige Tricks auf Lager, wie man an dringend benötigte Informationen herankam. Die alten Kanäle waren noch nicht völlig versandet oder, dieser Vergleich wäre in seinem Fall vermutlich passender, noch nicht auf Nimmerwiedersehen in irgendwelchen hochprozentigen Fluten versunken.

Seine Sozialhilfe erlaubte ihm keine langen Online-Zeiten. Deshalb hatte er die überarbeitete Fassung seiner Homepage „Gestohlenes Leben“ offline vorbereitet. Das Konterfei dieses alten Drecksacks, der mit seiner verlogenen Propaganda die Kinderficker bei ihrem verbrecherischen Treiben unterstützte, prangte in hoher und gestochen scharfer Auflösung auf einer Unterseite, die die Überschrift trug: *Dieser Mensch macht sich mitschuldig an den unvorstellbaren Verbrechen, die an unseren Kindern verübt werden. Er muß zum Schweigen gebracht werden.*

Das Bild war noch vergleichsweise neu, erst vor zwei Jahren auf einem Fachkongreß von einem gelangweilten Pressefotografen aufgenommen und mangels öffentlichen Interesses dann nie veröffentlicht worden. Ein ehemaliger Kollege hatte es ihm aus dem Archiv einer Fachzeitung beschafft.

Während das FTP-Programm die neue Version auf den Server schickte, dachte Uhl an seinen Stiefsohn Claudio zurück, und Haß verzerrte seine aufgeschwemmten Züge, die von einem ungepflegten Vollbart und wirr nach allen Seiten abstehenden Haaren verziert wurden.

Seit neun Jahren war der Junge spurlos verschwunden. Von Kinderfickern entführt, mißbraucht und zum Mitmachen in widerlichen Pornofilmen gezwungen.

Davon jedenfalls ging Konrad Uhl aus. Seine Frau, von der er inzwischen getrennt lebte, war an ihrem Kummer zerbrochen und wartete absurderweise noch immer auf ein Lebenszeichen ihres einzigen Sohnes. Darauf, daß er eines Tages plötzlich vor der Tür stehen würde und die vergangenen neun Jahre ungeschehen werden ließe. Er wußte es besser.

Claudio war zweifellos *tot*.

Er mußte tot sein, ermordet von diesen pädophilen Monstern, denn sonst *hätte* er sich gemeldet.

Schließlich waren noch einige Dinge zwischen dem Jungen und ihm zu klären. Vor allem der Umstand, daß ihn heute die vielen Prügel reuten, die er Claudio – aus damaliger Sicht aus sehr verständlichen und nachvollziehbaren Gründen - verabreicht hatte. Denn der Bursche hatte zu Lebzeiten trotz seiner lächerlichen zehn Lenze ein allzu freches Mundwerk besessen. Andererseits, und das zog Uhl durchaus in Erwägung: Vielleicht hatte er auch zuviel des Guten getan, besonders das eine Mal, als Claudio aus der Nase blutete und sekundenlang ohnmächtig vor der Badezimmertür gelegen hatte. Das war kurz vor seinem Verschwinden gewesen.

Jedenfalls mußten diese Dinge geklärt werden.

Und die Kinderficker verhinderten den notwendigen Klärungsprozeß, hatten das Bürschchen einfach einkassiert und ihm in den kleinen Arsch gefickt. Und dann verschwinden lassen, vermutlich irgendwo in Holland, diesem Sündenpfuhl.

Obwohl er noch einige Dinge zu *klären* hatte mit dem Balg, verdammt noch mal.

Der Teufel soll sie holen, die Kinderficker. Und den Bengel am besten gleich dazu.

Finster brütend und sich einen weiteren Weinbrand eingießend beobachtete Konrad Kuhl, wie „Gestohlenes Leben“ um einen weiteren, nun online abzurufenden Steckbrief bereichert wurde.

Das Bild zeigte den Diplom-Psychologen Dr. Robert Kaufmann, einundsechzig Jahre alt, vornehm gewandet im schwarzen Anzug, mit silberfarbener Krawatte und blütenweißem Hemd. Etwas unsicher blickte er durch seine randlose Brille auf einen Punkt, der sich der Sicht des Betrachters entzog.

Seit drei Minuten galt er mit seiner vollständigen Adresse praktisch als vogelfrei.

Auch Henning van Geeren fand zu dieser späten Stunde noch keine Ruhe. Er saß vor seinem Computer und kämpfte die Übelkeit nieder, die ihn nach seinem Tablettencocktail wie immer übermannen wollte. Diese neue

Kombination probierte er erst seit drei Wochen aus. Ob wenigstens sie den verfluchten Virus nachhaltig stoppen würde, wußte er nicht. Immerhin schien seine Schaffenskraft darunter nicht zu leiden, das einzige noch wirklich verlässliche und berechenbare Element, das sein sich langsam verflüchtigendes Leben zusammenhielt wie eine stramm geknüpfte Paketschnur.

Mit geröteten Augen startete van Geeren auf den flimmernden Neunzehn-Zoll-Monitor. „Abendrot online“ – Welch ein alberner, Welch ein sentimentaler Titel für eine Internetseite, die dem Treiben der Kinderschänder einen menschlichen Zug geben wollte, obwohl es nach van Geerens privater Auffassung eine ganz und gar nicht menschliche, sondern im Gegenteil eine absolut viehische sowie durch und durch abartige Neigung war.

Wie auch immer, das Thema erwies sich immer wieder als dankbar aufgegriffenes Futter für die Medien, gleichgültig, ob es sich um Print- oder um elektronische Medien handelte. Obwohl es eigentlich zu schade war, um auf Dauer jenen verbalen Schmierfinken vorbehalten zu bleiben, die das Problem bei „RTL“ oder „Pro Sieben“ stets auf eine derart dümmliche Weise ausschlachteten, daß sich ihm das Gefieder seiner dreißig Berufsjahre und achtundvierzig Lebensjahre sträubte.

Manchmal fühlte er sich jedenfalls wie ein müde gewordener Raubvogel, der über die Niederungen des modernen Journalismus hinwegschwebte wie ein zur Weisheit gereifter Adler, unschlüssig, ob ihm das immer begrenzter werdende Angebot an potentiellen Landeplätzen nun zusagte oder nicht. Wer nach Meinung einer ganzen Reihe von verschlissenen Chefredakteuren, Ressortchefs und Chefs vom Dienst nicht nur der Orthographie und überhaupt des geschriebenen Worts leidlich mächtig war, sondern darüber hinaus auch über eine sonore und mikrofontaugliche Stimme, über ein halbwegs menschliches Aussehen und vor allem über langjährige Erfahrungen als Auslandskorrespondent, insbesondere als Kriegsberichterstatter in Vietnam, Libanon und Bosnien verfügte, mochte ein gewisses Recht für sich in Anspruch nehmen, bei der Auswahl des am besten riechenden medialen Misthaufens etwas anspruchsvoller zu sein als die Schüler der Journalistenakademie von Axel Springer. Obwohl erwiesenermaßen gerade die ihre eigenen Fähigkeiten in einer Art und Weise einschätzten, daß sie zwischen sich und dem Lieben Gott allenfalls noch Rudolf Augstein duldeten. Oder schlimmstenfalls die Ansichten des verstorbenen Gründers ihrer Schule. Und der Geruch des ins Auge gefaßten Landeplatzes, manifestiert in unverschämte zügellosen Gehältern, verbilligtem Mittagessen in der Verlagskantine und einem eigenen Parkplatz direkt vor dem Verlagsgebäude, konnte einem noch so verlockend in die gerümpfte Nase steigen – er blieb trotz allem oder gerade deshalb ein Misthaufen, der irgendwann dem eigenen Verwesungsprozeß zum Opfer fallen und in sich zusammensinken würde wie ein luftblasengefüllter Pudding.

Das schnelle und wuchernde Wachstum bei Privatsendern und Printmagazinen hatte den fassungslosen van Geeren, nachdem er aus dem Fegefeuer der Kriegsberichterstattung zurückgekehrt war, in der Tat an das unheimliche Schauspiel aufsteigender Luftblasen erinnert. An die Luftblasen einer am Grunde des Sees dümpelnden Wasserleiche nämlich, die er schauernd als die übel gasenden Reste seines Berufsstandes identifizierte.

Die Geschwindigkeit dieses Wucherungsprozesses wurde nur von dem Tempo übertroffen, mit dem dieselben Privatsender und Printmagazine wieder von der Bildfläche verschwanden und bestenfalls beim Konkursrichter eine vage, schlimmstenfalls bei den gutgläubigen Investoren eine sehr schmerzhaftige Erinnerung hinterließen. Wer heute als mittelklassiger, aber in der Regel bei weitem überschätzter Chefredakteur auf einen bequemen Sessel gehievt wurde, um nichtssagende Hochglanzmagazine in die Masse der Leserschaft zu schleudern, die sich zwar wortreich, aber dabei möglichst nur mit drei unterschiedlichen Sätzen und nicht mehr als zwei halbwegs differenzierten Aussagen über *nichts* zu informieren trachtete – Boris Becker war eher ein Begriff als der vorletzte Bundeskanzler, es sei denn, der hätte Tennis gespielt oder Kinderpornos gedreht –, der sah sich allzu oft und immer recht glubschäugig schon morgen wieder vor die Tür gesetzt. Und dann über einen seiner Qualifikation entsprechenden Job nachdenkend, den er besser von vornherein hätte einnehmen sollen, nämlich als Fahrradbote in einer überschaubaren Kleinstadt oder als Eselstreiber in Kurdistan. Und vermutlich würde er auch dort mit Schimpf und Schande davongejagt werden, denn die Angehörigen dieser beiden ehrbaren Berufe nannten immerhin gewisse persönliche Prinzipien ihr eigen, vielleicht sogar Prinzipien wie Integrität, Ehre und Wahrhaftigkeit.

Charaktereigenschaften also, die besagtem Chefredakteur den Angstschweiß auf die Stirn trieb. Einem entsetzten und hilflosen Abiturienten gleich, der nach den Geheimnissen der Integralrechnung befragt wird und dabei erkennen muß, daß ihm entscheidende Anteile des Unterrichts offenbar entgangen waren.

Wer seinen journalistischen Ethos nach Unterzeichnung des Arbeitsvertrages beim Einstandsbesäufnis im Champagnerkübel versenkt hat, so die scharfsinnige Schlußfolgerung van Geerens, mußte später schon recht tief tauchen, um seiner wieder habhaft zu werden. Ein Vorgang, der in seinem Beruf inzwischen eher die Regel als die Ausnahme darstellte. Vielleicht war das ja der Grund, warum so viele Kollegen mit so unendlicher Begeisterung in die Scheiße tauchten, den Dreck der menschlichen Gesellschaft aufquirlten und rülpstend für die sensationsgeilen Leser vorverdauten, damit diese anschließend nicht mehr zu kauen hatten, als ihr von der „Bild“ geschärftes intellektuelles Gebiß noch zu leisten imstande war. Diese „Kollegen“ verdauten den Mist wohl auch deshalb vor, weil sie selbst zwangsläufig mehr davon schluckten, als ihre durch Arschkriecherei trichterförmig zurechtgestutzten Häuse eigentlich hindurchlassen wollten. Und zwar aus dem Grunde, damit selbst der inzwischen gegen alle möglichen Gifte resistente Magen nicht überfordert wurde. Van Geeren fiel dabei der fiktive Vergleich mit dem Toilettentieftaucher ein, der das Sauerstoffgerät vergißt und später, dem Ersticken nahe, das Maul aufreißt, um den schwebenden Teilchen das lebensnotwendige Gas abzusaugen.

Sex and crime – das stinkende, das klebrig-nasse Grab Zigtausender verlorengegangener Prinzipien. Und mittlerweile waren es nicht nur leitende Redakteure, es waren zunehmend auch Volontäre und Anfänger, die im vorausseilenden Gehorsam ihren gestylten Vorbildern kollektiv naheiferten und mit solidarischem Augenaufschlag ebenfalls alles das in den Dreckkübel schleuderten, was sie an der ordnungsgemäßen Abwicklung ihrer

Karriere hindern könnte – allen individuellen und deshalb überflüssigen Eigenschaften voran die lästige Persönlichkeit, sofern sie noch eine besaßen. Denn sonst hätten sie die akademisch verbrämte Arbeitslosigkeit diesem einstmals ehrbaren Beruf vorgezogen und nicht die unvorstellbare Dummheit begangen, sich für einen Job zu entscheiden, bei dem man heutzutage nur ein Profil benötigte: Keine Ahnung zu haben, davon aber eine ganze Menge. Und wer dann noch die Leere im Kopf und Blick mit einer kameragerechten Fließbandvisage umrahmen konnte, qualifizierte sich vom Fleck weg für einen Moderatorenjob bei einem dieser unsäglichen Magazine. Oder gar bei einer dieser Talkshows, für die ein Attribut zu erfinden die Aufgabe zukünftiger Historiker sein dürfte, Forschungsschwerpunkt: *Warum der Homo sapiens zu Zeiten von Hans Meiser und Co. trotzdem nicht ausstarb, obwohl sich die Evolution hier gram- und schamvoll einen der größten Mißgriffe aller Zeiten eingestehen mußte – das Abdriften kompletter Gesellschaften in die ultimative Verblödung.* Und Theologen würden in ferner Zukunft eine ebenso einfache wie einleuchtende Erklärung finden: *Als das Privatfernsehen erfunden wurde, hatte sich der liebe Gott gerade einen gegönnt – und als er Jahrzehnte später mit einem monströsen Kater erwachte, brauchte er die längst überfällige Neuauflage der Sintflut nicht mehr über diesen stinkenden Globus zu schicken, denn seine Schützlinge auf Erden waren inzwischen fast ausnahmslos im Flachsinn ersoffen.*

Nach einer ebenso heftigen wie einsamen Klausur mit sich selbst war er also zu der Überzeugung gelangt, daß ihm diese halbherzige Sudelei in den Unzulänglichkeiten der menschlichen Gesellschaft nicht unbedingt mehr zusagte als das Auslöffeln von Dünnpfiff nach einer Cholera-Attacke. Bekannte und ehemalige Freunde hatten ihn selbst, vor allem aber seine durch die Jahre hindurch gewonnene Einstellung zum Leben im allgemeinen und zu seinem Beruf im besonderen deshalb als arrogant, grenzenlos zynisch und verbittert bezeichnet.

Nun, wer auf den Kriegsschauplätzen dieser Welt mehrmals mit dem Gesicht in einer Blutlache gelegen hatte, während die Maschinengewehrsalven über ihn hinwegpiffen, nahm sich zuweilen das Recht heraus, angesichts der aufgeblasenen Nichtigkeiten im eigenen Lande arrogant zu werden. Wer häufiger durch die Gegend fliegende menschliche Körperteile gesehen und Eingeweide aus dem verschmierten Kameraobjektiv gepult hatte, wurde mitunter auch zynisch. Und wer das im Gegensatz zu anderen Kollegen nicht als karrierefördernde *Message* empfand, sondern als kaum zu übertreffende Perversion menschlicher Wesen, nahm sich sogar das Recht und die Unverschämtheit heraus, mit der Zeit verbittert zu werden. Wer dann gar mit der unangenehmen Tatsache konfrontiert wurde, daß ihm sein letzter Lover den HIV-Virus zum Abschiedsgeschenk gemacht hatte, bevor er wenige Monate später selbst unversehens an Aids verreckte und noch mit dem letzten Atemzug sein Schwulsein in allen Tonarten verfluchte, verletzte vollends die Etikette: Er war alles auf einmal, nämlich zynisch, verbittert und arrogant.

So hatte er sich vor vier Jahren also entschlossen, seinen Hort außerhalb dieser von Semiprofessionalität und Heuchelei gekennzeichneten, schillernden und doch so hohlen Welt der Mächteternjournalisten zu errichten. Er hatte das sehr gute Angebot eines Privatsenders zurückgewiesen und mit Hilfe von wohlhabenden Freunden aus

der Szene seine eigene Produktionsgesellschaft gegründet: „Global-Media“. Beim in Dortmund ansässigen Privatsender „German World“ war er mit seinem fünfundvierzigminütigen Magazin „Aufgedeckt und nachgefragt“ eingestiegen. Und es lief hervorragend – seitdem „German World“ die Lizenz für ein bundesweit über Kabel und Satellit ausgestrahltes Vollprogramm besaß, war die Quote in den zweistelligen Bereich geklettert. Er lieferte, wie ihm auch kritische Programmzeitschriften bescheinigten, „journalistisch exakte und saubere Handwerksarbeit“ ab. „Aufgedeckt und nachgefragt“ hatte sich somit langsam, aber beständig zu einer Gefahr für die alteingesessene Konkurrenz entwickelt. Das zeigte sich in der wachsenden Zahl von Abmahnungen, zuletzt von einem anerkannten und nach Selbsteinschätzung „überaus seriösen“ Nachrichtenmagazin.

Für Henning van Geeren entsprach diese Entwicklung einer von der Medienbranche selbst geschaffenen Art von Naturgesetz: Je dümmer und oberflächlicher das breite Massenangebot, desto augenfälliger die wenigen Edelsteine, die selbst in diesem Einheitsbrei noch ein seltenes Dasein fristeten. Dazu gehörte nicht einmal besonders viel Kompetenz, sondern allenfalls eine gehörige Portion Frechheit. Und vor allem die Besinnung auf fundamentale Fertigkeiten des journalistischen Arbeitens, die vor Jahrzehnten einem unbedarften Volontär bereits innerhalb der ersten vier Tage nachhaltig eingepürgelt worden waren. Zuweilen sogar im wahrsten Sinne des Wortes. Er selbst hatte noch Chefredakteure kennengelernt, die den hoffnungsvollen Nachwuchs mit seinen eigenen Manuskripten durch die Redaktionsräume gehohlet hatten.

Mehr gehörte nicht dazu. Und viel mehr leisteten er und seine Mitarbeiter auch bei „Global-Media“ nicht. Aber das waren schon dreihundert Prozent mehr, als die aufgetakelten, auf jugendlich getrimmten und überdrehten Yuppies in den Redaktionen von heute auf dem Kasten hatten. Sie und ihr „Infotainment“.

Pfui Teufel.

Man könnte es auch anders umschreiben, mit einer alten Binsenweisheit: *Unter den Blinden ist der Einäugige König.*

Vor diesem Hintergrund und nicht etwa aus Mitleid mit den Kinderschändern hatte sich van Geeren bislang geweigert, auch das Thema „Sexueller Mißbrauch von Kindern“ in seinem Format zu verarbeiten. Ihm dünkten solche Themen wie Kinderpornographie, Kindermorde und der so- und sovielte Mißbrauchsprozeß gegen *Wen-weiß-ich* in *Wo-weiß-ich* gleichsam wie übervölkerte Schleifsteine, auf denen sich diese halbgenen, kaum der Nuckelflasche entwachsenen Möchtegernreporter zu Dutzenden den windschnittigen Hintern abwetzen. Nein, das langweilte ihn eher, und er hatte keineswegs die Absicht, sich mit seinem schwierigen Allerwertesten auch noch dazwischenzuzwängen.

Aber das hier ...

Henning van Geeren starrte noch immer wie gebannt auf den Monitor, das unheilverkündende Rumoren in seinem übersäuerten und angegriffenen Magen beharrlich ignorierend, der die Tablettenladung entweder am lieb-

sten sofort zum Vordereingang, oder aber irgendwann und auf jeden Fall in lausig brennender, zu Durchfall zersetzter Konsistenz zum Hintereingang hinauszubefördern trachtete.

„Ehemalige“, wie sie sich hier selbst bezeichneten.

Ein Chatroom, in dem es ziemlich kontrovers herging, in dem einfach mitzudiskutieren aber nicht möglich war – wer nicht bereit war, sich mit seiner IP-Nummer einzuloggen, erhielt auch keinen Zugang. Eigentlich eine recht sinnvolle Einrichtung, das mußte sogar van Geeren zugeben. Aber mitlesen konnte jeder, der entweder durch Zufall auf diese Seite geriet. – wie er – oder mit Hilfe von Hyperlinks.

Also Mißbrauchsoffer, die eine begrenzte Form von Öffentlichkeit wagten – und zwar anders, als es auf diesem Gebiet bisher üblich war.

Sensationell anders.

In van Geerens schmerzendem Kopf kreite eine Idee. Zunächst nur vage, aber da er sich selbst sehr gut zu kennen glaubte, würde innerhalb von weniger als achtundvierzig Stunden aus der Raupe, die einstweilen noch mühsam durch seine überanstrengten Gehirnwindungen kroch, ein bildschöner Schmetterling werden. Davon jedenfalls war er überzeugt.

Er wußte, daß ihm nur noch wenige Monate blieben. Diese Tablettenfresserei war vollendeter Selbstbetrug. Daran änderte auch der geschäftsmäßige Zweckoptimismus seines behandelnden Arztes nichts.

Er würde sich aber mit der letzten Sendung von „Aufgedeckt und nachgefragt“ einen monströsen, einen unvergeßlichen Abgang leisten, bevor er sich anschließend niederlegen und das letzte bißchen Leben aus dem Leib kotzen würde, das bis dahin noch übrig war.

Und „Abendrot online“ würde der Schlüssel sein zu jenem stabilen Schatzkästchen, in dem sein Name die schmutzigen Fluten des journalistischen Einheitsbreis überdauern würde. Und zwar länger als nur für die Dauer eines Lidschlags. Länger, als sein Körper benötigen dürfte, um zu vermodern und Generationen von Maden als schlechtschmeckende Mahlzeit zu dienen.

Henning van Geeren lächelte grimmig.

Ich werde euch zeigen, was eine wahre Message ist!

Sechzehn

Lieber Thomas!

Wir schreiben heute den 20. August 1999. Dies ist erneut einer der Briefe, die Dich nie erreichen werden, weil ich sie gar nicht erst abschicke. Er entspricht aber meinem verzweifelten Drang, mit Dir zu reden und mich dabei zumindest gedanklich von Dir festhalten zu lassen.

Deine innige und herzliche Umarmung durfte ich gestern live genießen, zum ersehnten Gespräch dagegen ist es nicht gekommen, während Du und Dennis den Nachmittag bei uns verbracht habt. Und der Kleine dann pausenlos von Euren gemeinsamen Erlebnissen in Dänemark berichtet hat, mit leuchtenden Augen, übersprudelnd und voller Begeisterung, obwohl ihm außer Dir niemand so recht zuhörte. Thorsten und ich waren mit unseren Gedanken ganz woanders, aber wir haben Interesse zumindest – nun - geheuchelt. Verzeih uns. Verzeiht uns beide, bitte.

Du hast kaum etwas zum Reisebericht beigesteuert, sondern Dich auf einige wenige Ergänzungen beschränkt. Dabei saßest Du die ganze Zeit dort drüben auf Deinem Lieblingssessel und hast still vor dich hin gelächelt. Und dieses Lächeln verriet mir genug, ebenso wie der Ausdruck in Deinen Augen. Zwischen Dennis und Dir ist das ohnehin schon bestehende und sehr feste Band durch eine weitere Faser bereichert worden, denke ich. Ich glaube zu wissen, was dieses besondere Moment zwischen Euch ausmacht, vergleichbar mit einem atmosphärischen Knistern, das nur derjenige zu spüren vermag, der für diese Schwingungen empfänglich ist.

Es ist passiert, nicht wahr? In Dänemark vermutlich, vielleicht sogar schon kurz vorher. Jedenfalls irgendwann in diesem Zeitraum. Aber passiert ist es. Sinnlos, es abzustreiten, mein Lieber. So genau will ich es übrigens auch gar nicht wissen. Du kennst ja dieses alberne Sprichwort: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Wären wir noch auf dem Stand von vor über einem Jahr gewesen, so hätte ich jetzt mit Wut, Abscheu, Ekel und wahrscheinlich sogar Haß reagiert. Möglicherweise wäre ich sogar Amok gelaufen, hätte Eure Beziehung nun gewaltsam zerstört, nur um Dennis vor Dir zu schützen. Wobei es, wäre ich meiner damaligen Intention gefolgt, wohl eh zu spät gewesen wäre. Der „Mißbrauch“ ist geschehen, davon gehe ich aus, und er ist nicht mehr rückgängig zu machen.

Nun, wir stehen nicht mehr auf dem vermeintlich so festen und doch so trügerischen Boden meiner Vorbehalte, Klischees, Vorurteile und unverarbeiteter Empfindungen. Eine Reihe von Zufällen hat mich – uns – weitergebracht. Nicht alle dieser Zufälle sind der Kategorie „Glückliche Zufälle“ zuzuordnen. Es bedurfte bei mir sehr schlimmer und sehr nachhaltig wirkender Erlebnisse, um zu einer etwas anderen Einschätzung zu kommen. Dein damaliger Psychiatrie-Aufenthalt und Deine durchaus ernstzunehmenden Suizidgedanken sowie diese unaußere, diese ungeheuerliche Geschichte, die Dennis widerfahren ist und die ihn fast das Leben gekostet hätte, stellten einen brutalen Einschnitt in meinen vormals geordneten Kosmos dar, in dem es bis zu diesem Zeitpunkt klare Trennlinien und fest verschlossene Schubladen gab. Wobei innerhalb dieser Schubladen allerdings schon damals das Chaos tobte, aber das nur nebenbei. Freilich, erst diese Ansammlung mittlerer und großer Katastrophen haben das Gespräch und die bleibende Kontakte mit Deinem Hausarzt Dr. Kurelius und Karin Seikowski möglich gemacht. Wobei mich Kurelius inzwischen auch medizinisch betreut, aber Du bist in seinen Sprechstunden kein Thema mehr – keine Sorge. Der Arzt gefällt mir einfach, und ich halte ihn für einen überaus fähigen Allgemeinmediziner.

Und aus diesen Gesprächen wiederum ergab sich meine Mitarbeit bei „Abendrot online“. Dort habe ich nach zahlreichen Chats und zwei persönlichen Treffen mit anderen Betroffenen erkennen müssen, daß die Einordnung meiner Erfahrungen mit Dir nicht ansatzweise so einfach ist, wie ich es mir damals zu machen *versucht* habe. Würdest Du meine früheren, nie an Dich abgeschickten Briefe kennen – Mann, oh Mann! Denn wirklich, ich habe es *versucht*. Aber gelungen ist es mir trotzdem nicht. Was sagte Veronika doch gleich, die ebenfalls zu den „Sternen von gestern“ gehört, wie wir „Ehemalige“ uns inzwischen inoffiziell nennen? Es war anläßlich unseres letzten Treffens Anfang August: „Du bist mit deinem Mißbraucher bis heute befreundet, und deshalb war es für dich niemals einfach, ihm eine klare Verantwortlichkeit zuzuweisen.“ Ihre Formulierung war zwar ziemlich daneben, aber im Kern hat sie vielleicht gar nicht so unrecht.

Wie auch immer, was mich betrifft, so bin ich dabei, meine Kindheitserfahrungen anders einzuordnen als bisher. Ich werde Dich zu gegebener Zeit wissen lassen, wie das „Endergebnis“ aussieht. Noch bin ich nicht soweit, leider. Aber ich befinde mich in einem quälenden Diskussionsprozeß – mit anderen „Ehemaligen“ und vor allem mit mir selbst. Ich komme vielleicht auch deshalb nicht so recht weiter, weil mein Leben gegenwärtig ohnehin eine ganze Reihe von gefährlichen Fallstricken aufweist, aber dazu gleich mehr.

Und da platzt nun diese Wahrnehmung hinein, das sichere Gefühl, daß es zwischen Dennis und Dir passiert ist. Und ich fühle mich mit dieser an Gewißheit grenzenden Ahnung absolut unwohl, lieber Thomas. Ich habe Angst, ja. Große Angst. Aber nicht nur um Dennis. Sondern auch um Dich. Und diese Angst quält mich seit gestern, so daß ich wieder einmal eine schlaflose Nacht verbracht habe. Verdammt noch einmal, ich habe eigentlich genug andere Dinge am Hals, um die ich mir Sorgen zu machen hätte. Und darüber hätte ich gestern so gern mit Dir geredet. Als ich Euch beide dann aber so sitzen sah, Dich und Dennis beobachtete und dieses Knistern spürte, hat es mir den Mund verschlossen. Zunächst war sie fast wie ein Schock, diese Erkenntnis. Und dann die Angst. Aber nicht zuletzt auch eine innere Stimme, die mir beharrlich zuflüsterte: „Gönne ihnen dieses kleine Glück, nach all den Dingen, die sie erlebt haben. Zerstöre es nicht mit dem, was dich manchmal um den Verstand zu bringen droht. Begnüge dich mit den Ansprechpartnern, die du hast: Thorsten, Karin und nicht zuletzt dieser tolle Arzt.“

Mit ihm kann ich zumindest ein Problem ganz offen besprechen, das mir gegenwärtig auf der Seele brennt: Ich bin im zweiten Monat schwanger.

Nun bist du sprachlos, nicht wahr? Ja, Deine „kleine“ Maieke wird Mutter!

Seit kurzem weiß es auch Thorsten, und er wäre fast zusammengebrochen. Er will das Kind ebenso wie ich, aber er weiß genauso wenig wie ich, wie wir das schaffen sollen. Ich möchte mein Medizinstudium nicht unter- und schon gar nicht abbrechen, aber eines von beidem werde ich demnächst wohl müssen. Finanziell wird es eng. Und Thorsten kämpft derzeit mit den Abgründen einer reichlich ätzenden Materie, die für seinen Beruf als Speditionskaufmann wohl ziemlich wichtig zu sein scheint. Im Blockunterricht muß er sich mit internationalen

Zollbestimmungen und solchem Mist herumärgern. Manchmal würde er am liebsten alles hinschmeißen. Und nun der noch größere Druck, demnächst für eine Familie sorgen zu müssen. Er als Auszubildender in der Rolle des Vaters und ich als Studentin mit einem BAFöG, das kaum zum Leben reicht, geschweige denn für meine künftigen Pflichten als Mutter.

Natürlich werden wir heiraten, in dieser Hinsicht denken wir beide etwas konservativ, aber das ist nicht der Punkt. Sondern: Schaffen wir es, dieser ungeheuren Verantwortung für ein Kind gerecht zu werden? Wir stammen beide aus problematischen Familien. Wird uns dieses Erbe belasten, unser Verhalten gegenüber dem Kind unbewußt prägen – und zwar in negativer Hinsicht? Werden uns bei unseren noch so guten Vorsätzen unsere eigenen Defizite im Wege stehen, die sowohl Thorsten als auch ich aus unserer eigenen Kindheit und Jugend mitbringen?

Diese Ansammlung von diffusen oder auch sehr konkreten Ängsten, die uns manchmal sprachlos macht angesichts dessen, was vor uns liegt, wird noch geschürt von den erwähnten existentiellen Sorgen.

Und das alles nur, weil wir ein einziges Mal nicht aufgepaßt haben. Da lebt man in einer aufgeklärten Zeit, und dann so etwas – zu blöd. Aber nicht mehr zu ändern.

Abtreibung kommt für uns beide jedenfalls nicht in Frage.

Zu allem Überfluß stehen in familiärer Hinsicht sowohl die Geburt als auch die für Februar geplante Heirat unter einem sehr schlechten Stern. Zu Thorstens Eltern ist der Kontakt völlig abgerissen. Zu meinen Eltern eigentlich auch, wenn man von gelegentlichen, dann meist im Streit endenden Anrufen meiner Mutter absieht – und allem anderen, was mir nur noch Angst macht.

Mein Vater spielt seit unserem Auszug total verrückt. Anfangs besaß er, was wir damals noch nicht wußten, einen Zweitschlüssel für unsere Wohnung. Er hat ja immerhin mitgeholfen und seine Beziehungen spielen lassen, um sie für uns zu finden. Das ist das Schizophrene an ihm, etwas, das ich einfach nicht kapiere. Denn andererseits scheint er Probleme damit zu haben, mich loszulassen. Folglich ging es dann sehr bald los mit seinen kleinkarierten Schikanen: Er stand zum Beispiel unversehens in unserem Schlafzimmer, während wir sonntags ausschlafen wollten, und hat uns als unnütze Tagediebe beschimpft. Oder er erschien uneingeladen und hat wegen irgendwelcher unordentlich herumliegender Wäschestücke herumgepöbelt, wollte uns bei der Inneneinrichtung dreinreden, befand unsere eigenen Ideen grundsätzlich als schlecht und ging am Ende sogar dazu über, Thorsten und mich gegenseitig auszuspieren. Immer wieder tauchte er unter einem Vorwand auf, unterzog sich nicht der Mühe, wie andere Besucher die Türglocke zu benutzen, sondern stand plötzlich und überraschend, ohne ein Wort der Entschuldigung, in unserem Wohn- oder gar Schlafzimmer. Bis er eines Tages ein ausgewechseltes Schloß an unserer Haustür vorfand.

Er gab jedoch nicht auf und verlegte sich nun auf Telefonterror. Nahezu täglich, auch in der Nacht, klingelte das Telefon. Hob ich den Hörer ab, vernahm ich entweder ein heftiges Atmen oder bekam übelste Beschimpfungen

an den Kopf geworfen. Thorsten rief er mit Vorliebe auch noch im Büro an, um ihn dort ebenfalls zu belästigen. Bis er ihm eines Tages mit einer Anzeige drohte – da hörte wenigstens das auf. Außerdem legten wir uns eine geheime Telefonnummer zu, womit - mit einigen Monaten Verspätung - auch Deine eher beiläufig gestellte Frage nach dem Grund für den Wechsel unseres Anschlusses beantwortet ist.

Alles das wußtest Du nicht, nein. Aber hätte ich es Dir sagen sollen, während Du diesen Streß mit Dennis am Hals hattest, ihn täglich im Krankenhaus besuchtest und überhaupt die meiste Zeit mal wieder ungenießbar warst? Nein, ich hütete mich davor. Aber es hat mich auch geärgert. Sind eigentlich alle Pädos so – daß sie wie ein Sputnik stets nur um die eigenen Probleme und Befindlichkeiten kreisen und die Schwierigkeiten anderer, ihnen auch wichtiger Menschen einfach ausblenden? Ich könnte es nachvollziehen, muß es aber deshalb nicht gut finden.

Du hast auch keine Ahnung davon, daß mein Vater vor einigen Wochen wieder einmal vor unserer Haustür stand, Sturm klingelte und fast die ganze Nachbarschaft rebellisch machte. Da hat ihm Thorsten unmißverständlich Prügel angedroht, und mein Vater gab Fersengeld. Er wird sich noch gut an die Ohrfeigen und Hiebe erinnern haben, die er sich von Thorsten im vergangenen Jahr eingehandelt hat – und die letztendlich ja auch dafür verantwortlich waren, daß wir uns trotz finanziell dünner Decke eine eigene Wohnung nahmen.

Aber Hanno gibt nicht auf. Oh nein. Er hat kurze Zeit danach eine neue Methode entdeckt, mir das Leben sauer zu machen. Täglich, immer um die gleiche Zeit, und zwar am frühen Nachmittag, steht er unbeweglich wie eine Statue vor unserem Haus, über eine halbe Stunde lang, raucht eine Zigarette nach der anderen und starrt unentwegt herauf.

Ich befürchte, er hakt langsam aus, verliert die eine oder andere Tasse aus dem Schrank, tickt nicht mehr ganz sauber im Oberstübchen ...

Und ich? Ich habe anfangs mit Beklemmung, dann mit Angst und schließlich mit Panik reagiert. Und diese Panik beherrscht nun meinen Alltag. Ich traue mich nicht mehr vor die Tür, bin froh, wenn ich heil und unversehrt, ohne ihn als Schatten hinter mir zu entdecken, zur Uni gelange. Bin froh, wenn ich ihm nicht beim Einkaufen begegne. Und stecke voller Angst, sobald ich allein zu Hause bin. Ich zucke zusammen, wenn die Türglocke schrillt, bekomme Schweißausbrüche, schlafe schlecht. Thorsten habe ich davon nichts erzählt, denn seine Nerven sind derzeit so dünn, daß er eine nicht wieder gut zu machende Dummheit begehen könnte.

Was aber soll ich tun? Meinen eigenen Vater anzeigen? Mit welcher Begründung? Die Polizei würde mich auslachen, und das zu recht. Ich weiß nicht mehr weiter, und es wird jeden Tag schlimmer.

Zu allem Überfluß ist uns zu Ohren gekommen, daß sich auch Thorstens Vater und mein Vater spinnefeind sind. Warum? Keine Ahnung!

Vieles wird sicherlich aufgebauscht, aber falls nur ein Körnchen Wahrheit in dem steckt, was man so hört, so bahnt sich da etwas an. Das kann nicht mehr lange gut gehen. Nichts geht mehr lange gut. Am Horizont zeichnet sich eine neue Katastrophe ab – als wenn jene im vergangenen Jahr nicht reichen würde.

Thorsten und ich haben praktisch niemanden, der uns zur Seite steht. Seine Eltern? Vergiß es! Die Mutter ... Du weißt ja Bescheid. Sie ließ uns auf Umwegen mitteilen, daß sie „keinen Sohn namens Thorsten mehr hat“. Und Thorsten kennt ebenfalls keine Mutter mehr – er hat sie mit seiner entsetzlichen Tat damals symbolisch, vielleicht sogar auch beinahe physisch, umgebracht. Wir haben seitdem nie wieder über diese fragwürdige Aktion gesprochen, aber sie steht als unheimlicher Schatten zwischen uns, als eine weitere Hypothek aus der Vergangenheit.

Und der Vater? Er, der ewige Angsthase, hat sich natürlich voll auf die Seite seiner Frau geschlagen.

Zwischen diesen Stühlen sitzt Dennis, der Thorsten und mich vor Eurer Dänemarkreise fast jedes Wochenende besucht und auch bei uns geschlafen hat. Gäbe es Dich nicht, bei allen Vorbehalten, die ich Eurer Beziehung gegenüber immer noch oder jetzt erst recht hege: Dieser Verantwortung, die sonst zweifellos auch noch auf uns gelastet hätte, können Thorsten und ich uns nicht mehr stellen.

Es reicht. Es geht wirklich nicht mehr.

Wir befürchten auch für Nicole das Allerschlimmste. Dennis erzählte nicht viel, aber das wenige reichte. Die Kleine soll völlig eingeschüchtert und in sich gekehrt sein. Auch im Kindergarten gibt es wohl die ersten Probleme. Falls wir unsere Situation jemals in den Griff bekommen sollten, so müßten wir uns ihretwegen etwas einfallen lassen. Und zwar dringend. Sonst geht auch sie unter.

Die anderen Geschwister von Thorsten gehen mit schlechtem Beispiel voran. Einzelheiten gefällig?

Bernd ist in der Schwulenszene verschollen. Gerüchten zufolge soll er mit einem reichen Anwalt zusammenleben.

Viola geht auf den Strich, und ihr kleiner Fabian wurde – endlich – in einer Pflegefamilie untergebracht. Mit etlichen Jahren Verspätung ist ihr das Aufenthaltsbestimmungsrecht entzogen worden. Würden Jugendamt und Vormundschaftsgericht in solchen Fällen ebenso zackig und prompt reagieren wie beim „Verdacht auf sexuellen Mißbrauch“, so hätte Fabian vielleicht noch eine Zukunft gehabt. Aber so, wie er sich den Pflegeeltern zufolge verhalten soll, hat er die mit seinen zehn Jahren wohl schon hinter sich. Das eigentlich ein wenig zu unbedarfte, wenn auch sehr nette Ehepaar ist völlig überfordert. In vielen Dingen erinnert mich Fabian übrigens an meinen Bruder Carlo, als der sich in dessen Alter befand. Er ist halt nicht so hübsch, und deshalb dürfte er Pädos wohl auch nicht sonderlich interessieren ... Verzeih mir diesen gemeinen Seitenhieb, aber viele von Euch lassen doch gerade diesen Aspekt so gern raushängen, wonach gerade benachteiligte Kinder und so weiter und so weiter ... Kai sitzt wegen diverser Betrügereien und Autoschiebereien im Knast. Hat insgesamt vier Jahre kassiert.

Toll, nicht?

Über all diese Dinge wollte ich gestern unter vier Augen mit Dir sprechen. Nicht, weil ich glaube, daß Du wirklich helfen kannst. Vermutlich würdest auch Du keinen Ausweg aus dieser verfahrenen Situation aufzeigen können. So wenig wie Karin. Sie hatte keinen anderen Vorschlag zu bieten, als die Stadt zu wechseln und andernorts völlig neu zu beginnen. Daß das angesichts meines Studiums und Thorstens Ausbildung nicht sehr realistisch ist, hat sie dann allerdings selber zugeben müssen.

Du hättest jedoch zugehört und mir das Gefühl gegeben, nicht allein zu sein.

Aber ich habe es nicht getan, habe darauf verzichtet, mit Dir über diese Probleme zu sprechen. Ich hielt den Mund. Ich wollte Euer kleines Glück nicht trüben, das Ihr Euch so mühsam erkämpfen mußtet, zeitweise sogar gegen meinen Widerstand. Und ich wollte keinen Fehler machen und Dich mit einer unbedachten Äußerung gegen mich aufbringen. Dich und Dennis. Denn wie gesagt, ich habe auch Angst um Euch. So, wie Ihr vielleicht sogar selber Angst habt.

Ich schwieg also.

Fragt sich nur, wie lange das noch gut geht. Denn das Schweigen hat in meinem Elternhaus eine schlechte Tradition, und wir sehen ja nun, was dabei herausgekommen ist.

Ich habe Dich lieb, und ich umarme Dich.

Deine

Maike

P.S.: Nein, Thorsten ahnt immer noch nichts von der wahren Natur Eurer Freundschaft. Er hatte allenfalls mal einen Verdacht, nehme ich an. Oder täusche ich mich, und er blickt besser durch, als er erkennen läßt? Aber im Moment dürften ihn ohnehin andere Sorgen quälen als irgend so eine abstrakte Vermutung ...

Ende August tauchte Klaus eines trüben Morgens mit rotgeränderten Augen im zuständigen Polizeirevier auf und gab seinen Führerschein ab. „In vier Wochen sehen wir uns dann ja wieder“, meinte der dickliche Polizeibeamte hinter dem Tresen leutselig und verschloß das wertvolle Papier in einer Schublade. Er lächelte gemütlich, während er den Empfang quittierte. „Lassen Sie sich die Zeit nicht zu lang werden.“

Bei Rotlicht über die Kreuzung gefahren – das war Pech, lausiges Pech. Trotz Abzug der üblichen Toleranz reichte es für einen Monat Busfahrkarte und Schusters Rappen. Was hätten die Kumpel im „Schlesischen Hof“ dazu gesagt? Sie hätten ihn mit Spott übergossen, soviel war sicher. Obwohl die Hälfte von ihnen selbst keinen Führerschein besaß – entweder nie besessen hatte oder ihn wegen Suffs losgeworden war, und das garantiert nicht nur für ein paar Wochen. Und Hanno, dieser Trottel, gehörte zur ersten Gruppe.

Seitdem Hanno allabendlich als Tresenkraft im „Schlesischen Hof“ arbeitete, hatte sich Klaus für die Zeit ab neunzehn Uhr ohnehin ein anderes Quartier suchen müssen. Das „Feldschlößcheneck“ entpuppte sich allerdings

als wenig erbauliche Alternative. Obendrein kostete das Bier dort zwanzig Pfennig mehr. Und das alles nur, weil sich dieses Mondgesicht bei Papillon eingeschleimt hatte. Für sie beide war kein Platz mehr im „Schlesischen Hof“, soviel schien sicher.

„Entweder er oder ich“, hatte Klaus getobt und den Gläser putzenden Papillon angefunkelt. „Wer, zum Teufel noch einmal, ist denn damals hier ausgerastet und hat einen völlig Fremden absolut grundlos zusammengeslagen? Hanno! Und jetzt stellst du diesen bekloppten Halbgaren ein, damit er deinen wirklich vernünftigen Stammkunden mit seinen dreckigen Pfoten das Bier zapft. Bis zum nächsten Ausraster. Vielleicht poliert er dann dir die Fresse, nur weil seine Uhr um zwei Minuten nachgeht!“

Papillon hatte bedächtig die Gläser abgestellt und ihn dann aus seinen verkniffenen, gelblichen Augen mit einem Widerwillen gemustert, als habe er eine seiner billigen Frikadellen vor sich, deren Haltbarkeitsdatum seit geraumer Zeit abgelaufen war. „Spiel dich hier nicht so auf“, knurrte er dabei. „Das damals war ein Ausrutscher. Hanno führt ein beschissenes Leben mit seiner kaputten Lunge. Seit dieser Geschichte hat er sich anständig benommen und immer pünktlich die Zeche bezahlt. Was man von dir nicht behaupten kann, denn auf deinem Deckel stehen immer noch dreißig Eisen. Außerdem: Er sieht nicht tatenlos zu, wie seine Alte den eigenen Ableger kaltzumachen versucht.“

Klaus war betroffen zurückgewichen. „Was willst du damit sagen?“

„Gar nichts, du Armleuchter. Aber man erzählt sich so einiges. Hinter vorgehaltener Hand natürlich. Bring du erst mal deine Sachen in Ordnung, bevor du hier rumpöbelst und wie immer den dicken Mann markierst.“

„Das Arschgesicht hat meinen Sohn gegen meine Frau aufgehetzt!“

„Laß mich zufrieden mit euren Familienproblemen, sie interessieren mich nicht. Und jetzt bezahl dein Bier und hau ab. Ich habe besseres zu tun als mich mit dir rumzuzürgern.“

Das war vor wenigen Wochen gewesen, an einem frühen Nachmittag. Und danach war er wutentbrannt in sein Auto gestiegen, einen alten Renault-Kombi, und trotz Rotlichts über diese verfluchte Kreuzung gedonnert. Nur gut, daß er nicht auch noch in eine Alkoholkontrolle geraten war.

Verdrossen stapfte Klaus heimwärts. Und er verspürte einen brennenden Durst.

Das „Feldschlößcheneck“ lag nicht nur auf seinem Weg, es hatte sogar geöffnet. Die Tür stand jedenfalls halb offen. Das einzig Einladende an dem grauen Gemäuer, das wie aufgeklebt die Ecke eines schmucklosen Wohngebäudes aus den fünfziger Jahren zierte, war die bunte Bierreklame über den schmutzig-gelben Milchglasfenstern.

Die Kneipe besaß nicht den allerbesten Ruf. Ein Magnet für Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger, die dort täglich herumhingen und schon frühmorgens dem lieben Gott die Zeit stahlen, wie Marianne vor einigen Tagen in einem selten gewordenen, gesprächigen Moment naserümpfend bemerkte. Dabei verzog sich eine ihrer Narben zu einem absurden Zickzackmuster.

Sie hatte zweifellos recht: Während er für ein vergleichsweise lächerliches Salär Schichtdienst im Stellwerk schob und am heutigen Tage Überstunden abfeierte, versoffen diese Asozialen ihre Stütze und bejammerten lauthals ihr Schicksal. Lauter schräge Fürsten, die es im Leben zu nichts gebracht hatten.

Wider Erwarten war er um diese Zeit jedoch der einzige Gast. Übellaunig schlurfte Carola herbei. Gerüchten zufolge hatte die Wirtin bis vor einigen Jahren als Puffmutter gearbeitet. „Das übliche?“ wollte sie krächzend wissen. Sie hielt jede Begrüßung, also auch das „Guten Morgen“, für überflüssigen Luxus und reine Verschwendung von kostbarer Atemluft.

Er nickte nur und starrte finster vor sich hin.

Es stank nach Bier und abgestandenem Rauch, gewürzt mit dem unverkennbaren Odem des Schuhwerks entblößter Schweißfüße und den Gerüchen, die durch die geöffnete Tür aus den Toilettenräumen waberten.

Die ungewohnte Stille im Gastraum ging ihm schon nach wenigen Augenblicken auf die Nerven. Die Musikbox war zu dieser Stunde abgeschaltet. Verströmte sie am Abend unter dem Eindruck des dämmerigen Lichts wenigstens noch etwas Anheimelndes mit ihren bunten und beleuchteten Etiketten, und war sie zu später Stunde mit ihren kratzig klingenden Oldies und schmalzigen Ohrwürmern Quelle und Ziel zugleich für bierseligen Welt-schmerz, so dünkte sie bei Tageslicht wie ein vergessenes Requisit auf der Bühne eines Laienspieltheaters. Ein Anachronismus. Eine zu Blech gewordene Unverschämtheit, die da in der Ecke dräute und ihn zu verhöhnen schien.

Im Hintergrund tickte eine ebenso abstoßende wie überproportionierte Standuhr. „Eine echte Antiquität“, pflegte Carola bei jeder Gelegenheit zu prahlen und dem *Ding* einen liebevollen, einen geradezu schmachtenden Blick zuzuwerfen. Er hingegen fand das unförmige Gebilde einfach nur häßlich. Sollte es sich wirklich um eine Antiquität handeln, so war sie vermutlich das Produkt einer flüchtigen Idee, die den Erbauer während einer durchzechten Nacht in einem nicht weniger antiquierten Urahn des „Feldschlößchenecks“ gequält haben mußte. Gleichsam wie ein gedanklicher Furz, der ihm schon seit Stunden quer gesessen hatte. Vermutlich kreißte sie just in jenem Moment, als er ins Plumpsklo kübelte. Denn Wasserspülung galt vor über hundert Jahren ja noch als unerschwinglicher Luxus. Wie dem auch sei: Das Monstrum paßte sich vorzüglich der Inneneinrichtung dieser verkommenen Kaschemme an. Ein disharmonisches und gerade deshalb so harmonisches Stilleben, das mit drei Attributen erschöpfend beschrieben war: Schmutzig, schmierig und düster.

So schmutzig, schmierig und düster wie das Leben, dachte Klaus melancholisch.

Die Stille empfand er heute wirklich als unerträglich. Das Blubbern der Zapfanlage klang da wie das vulgäre Rülpsen einer zum Leben erwachten Mülltonne. Immerhin überrante sie vorübergehend das nervtötende, das unregelmäßige Tropfen aus einem defekten Wasserhahn.

Und dann dieses verfluchte Ticken der Standuhr.

Tick, Klack.

Tick, Klack.

Klaus verkrampte sich. Mit diesem nervtötenden *Tick, Klack* tickte auch sein Leben dem Ende entgegen. Er war erst zweiundfünfzig, aber er fühlte sich wie achtzig. Es würde ihm allerdings auch nichts ausmachen, falls er morgen tot umfiele. Nicht die Spur würde es ihm etwas ausmachen. Vermutlich würde es nicht einmal seinen Hinterbliebenen etwas ausmachen – falls sie von seinem Ableben überhaupt Notiz nahmen.

„Dein Bier“, brummte Carola und stellte ihm den Krug vor die Nase.

Er bedankte sich nicht, und sie schien auch keinen Dank erwartet zu haben. Sie schlurfte zurück in den kleinen Raum hinter dem Tresen und verbreitete dort brummende Geschäftigkeit. Gab sich überflüssigen Verrichtungen hin, wahrscheinlich ebenso überflüssig, wie es ihre Kneipe war. Sollte das Dreckloch eines Tages in Flammen aufgehen, bliebe nur ein nach Bier stinkender, schmieriger Trümmerhaufen zurück, dem nicht einmal die vorübereilenden Passanten Beachtung schenken. Und vielleicht noch die schwärzliche und rauchende Ruine einer nun nicht mehr tickenden Antiquität, deren Ende verdientermaßen ebenso beschissen war wie die schnapsgeschwängerte Sekunde ihrer Geburt. Umringt, bedauert und beweint von den wenigen Totalversagern, denen das „Feldschlößcheneck“ zur miefigen Heimat geworden war, so wie ihm lange Zeit der „Schlesische Hof“ so etwas wie eine Heimat gewährt hatte. Bis er vertrieben wurde. Und seine Heimat verlor. Und keine neue fand. Das Eigenheim? Es war eine Ansammlung toter Gegenstände und seelenloser Räume. Passend dazu von Zombies bevölkert. Auch er war ein Zombie. Ein Untoter. Er war schon tot und nur zu faul zum Umfallen.

Seine Gedanken schweiften zurück in die ferne Vergangenheit.

Er war elf Jahre alt.

Du bist zu dämlich, dein Fahrrad selbst zu reparieren. Nimm dir ein Beispiel an deinem Vater!

Wieso, repariert er Fahrräder? Ich dachte, er ist Fabrikdirektor!

Das ist er auch, du Null. Hat sich alles mit den eigenen Händen aufgebaut. Und du bist zu dusselig, dein Fahrrad selbst zu reparieren.

Gibst du mir zwei Mark für den Fahrradhändler? Der kann mir einen neuen Schlauch aufziehen.

Du kriegst höchstens was hinter die Ohren. Ich habe kein Geld für solchen Blödsinn. Repariere es selbst, dann tust du wenigstens einmal etwas Sinnvolles.

Bitte, Mama!

Halt die Klappe. Ich habe kein Geld.

Ich dachte, Papa ist reich? Wieso schickt er kein Geld? Warum wohnen wir dann in diesem Armenhaus?

Papa schickt Geld, aber nicht für solchen Quatsch. Er will, daß du selbständig wirst. Aber aus dir wird sowieso nichts. Du bist und bleibst eine Null. Ich habe es Papa schon geschrieben.

Trotzdem wohnen wir im Armenhaus.

Papa hat einige Probleme mit der Börse, aber bald schickt er wieder Geld. Aber nicht für dein beschissenes Fahrrad.

Dann ist Papa pleite?

Du gehst mir auf die Nerven. Hol mir Zigaretten. Oder bist du auch dazu zu dämlich?

Er hatte seinen Vater nie kennengelernt. Aber er war trotzdem allgegenwärtig gewesen. In jeder Minute. In jedem zweiten Satz seiner Mutter, die den ganzen Tag auf dem abgewetzten Sofa in diesem stinkenden Zimmer lag, in dem sie zwei Jahre zuvor von der Fürsorgebehörde untergebracht worden waren. In einem von fast drei Dutzend Zimmern in dieser ehemaligen Kaserne der Wehrmacht, in der Stadt besser bekannt und deshalb gemieden als das „Armenhaus“.

Heute würde man so etwas vermutlich als Obdachlosenasyl bezeichnen.

In dem finsternen, selbst im strengsten Winter schlecht beheizten und kahlen Zimmer hatte es gestunken.

Wie in dieser Kneipe.

Kurz bevor sie ins Armenhaus eingewiesen worden waren, hatte er ihr zum Muttertag einen Strauß Blumen gepflückt. Die Lehrerin hatte ihnen erzählt, daß man so etwas macht, um sich beim lieben Gott einen dicken Pluspunkt zu verdienen. Mutterliebe sei nicht umsonst zu haben, hatte dieses verbiesterte, einem dürren Hutständer nicht unähnliche Frauenzimmer erklärt und dabei mit ihrem gefürchteten Zeigestock herumgefuchelt. Er war bereit gewesen, einen überaus guten Preis für *Mutterliebe* zu bezahlen. Vielleicht würde er dann auch so etwas erleben wie das, was er vor einigen Wochen, der Winter war gerade im Begriff, sich zu verabschieden und dem Frühling Platz zu machen, bei der dicken Frau Reinacher beobachtet hatte. Sie wohnte nicht weit entfernt vom Armenhaus, in einer dieser Seitenstraßen mit den vielen im Krieg unversehrt gebliebenen Häusern – ein Wunder angesichts der Nähe zur Kaserne, die aber aus unerfindlichen Gründen in den Luftaufnahmen der Alliierten nie als Wehrmachtskaserne identifiziert wurde und daher von den gezielten Bombardements verschont blieb. Sogar bei den späteren Flächenbombardements bekam dieser Stadtteil, ein obszöner Treppenwitz in der an sich schon vulgären Geschichte des zweiten Weltkriegs, so gut wie nichts ab.

Derlei historische Betrachtungen interessierten den kleinen Klaus allerdings weniger. Er ging mit Vorliebe deshalb und dann vor allem nach Einbruch der Dämmerung durch diese Straße spazieren, weil er sich von diesem anheimelnden Licht, das aus den Fenstern sprang, angezogen fühlte wie andere Kinder seines Alters vom Kettenkarussell. Und während er sich das harmonische Familienleben hinter den zugezogenen Gardinen dieser Fenster vorzustellen und bis in alle Einzelheiten auszumalen versuchte, wurde er Zeuge eines Vorgangs, den diese dicke Frau Reinacher zu verantworten hatte. Er kannte ihren Namen, denn sie besaß diesen kleinen Milchladen in der Nürnberger Straße.

Sie stand an jenem frühen Abend, es war aufgrund der Jahreszeit bereits dunkel, noch auf der Straße und unterhielt sich mit einer Nachbarin. Und sie nahm ihren dreijährigen Felix in die Arme und küßte ihn, als der Kleine plötzlich auftauchte und sich ungeduldig nach ihrem Verbleib erkundigte.

Bestimmt war der Papa, also der Mann dieser Frau Reinacher, sehr zufrieden mit dem kleinen Felix. Bestimmt war Felix kein *Totalversager*. Denn *Totalversager* küßt man nicht. Man schickt sie höchstens zum Zigarettenholen.

Fast zwei Stunden hatte er gebraucht am Vorabend des Muttertags, um einen Riesenstrauß Blumen zu pflücken. Mit viel Sorgfalt hatte er auf der großen Wiese nahe der Schrebergärten die farbenprächtigsten und schönsten ausgesucht. Schon tags zuvor hatte er für zwei Pfennig im Kramladen eine rote Schleife erstanden. Das leuchtend rote Band, mit ungelinker Hand gebunden, schmückte den Strauß, während er die Nacht in einer gesprungenen Vase verbrachte und sich so seine Frische erhielt. Am Sonntag morgen, voll banger Erwartung und mit einem ängstlichen und schüchternen Lächeln, hatte er der Mama das tropfende Sträußchen dann ans Bett gebracht.

Was soll ich mit diesem Unkraut? Siehst du nicht, daß es vor Ungeziefer nur so wimmelt? Dein Vater hätte mir einen Strauß Rosen geschenkt, aber du ... na ja. Zu dämlich zum Blumenschenken eben.

Er hatte geweint.

Ich habe kein Geld für Rosen, Mama.

Dann besorg dir welches. Dein Vater hätte auch eine Lösung gefunden.

Er war eben ein *Totalversager*, seine Mutter hatte recht. Die zwei Pfennig hätten dennoch nie und nimmer für Rosen gereicht. Sondern nur für diese rote Schleife.

Mit zwölf erzählte er in der Schule, sein Papa sei ein reicher Fabrikdirektor.

Und warum lebt ihr dann im Armenhaus, du Knalltüte, du Angeber?

Papa hat vorübergehend Probleme mit der Börse.

Die hat er schon seit Jahren, du arschloch. Geh und hol mir eine Zigarette. Oder bist du selbst dazu zu blöd?

Wir dürfen in der Schule nicht rauchen.

Hat dir das auch dein reicher Papi erzählt? Hol mir eine Zigarette, sonst hau ich dich weg.

Mit dreizehn litt er pubertätsbedingt an heftiger Akne.

Du Pickelfresse! Ist dein Fabrikdirektor immer noch pleite? Oder warum läßt du dir deine Pickelfresse nicht wegmachen?

Er kratzte sich blutig, immer wieder. Nahm die Nagelfeile zur Hilfe, um all diese häßlichen roten Punkte im Gesicht zu beseitigen.

Als er mit sechzehn bei der Bundesbahn landete, fragte ihn niemand nach den Ursachen für sein entstelltes Gesicht. Anders als auf dem Amt, wo er viel lieber eine Ausbildung zum Beamten absolviert hätte. Er hatte ge-

hört, daß Beamte Macht hätten, viel Geld verdienten, bis ans Lebensende versorgt waren, sehr oft eine Frühstückspause einlegten und dann das Publikum warten ließen.

So wie die Beamten auf dem Fürsorgeamt, wo seine Mutter und er zusammen viele Stunden wartend in einem kahlen Raum sitzend verbracht hatten.

Die Börsenprobleme deines Vaters sind irgendwann beseitigt, und bis dahin bekommen wir hier unser Geld. Und nun höre auf, dir in deiner Visage rumzupulen. Du siehst ja widerlich aus. Mein einziger Sohn ist nicht nur ein Versager, er ist auch noch potthäblich.

Er hörte noch diese gestelzte Stimme beim Vorstellungsgespräch auf dem Amt:

Ihr Volksschulabschluß ist unter aller Sau. Mit Ihrer Leistungsbereitschaft scheint es also nicht weit her zu sein, junger Mann. Und dann Ihr Gesicht! Dem Bürger können wir so etwas unmöglich zumuten, schließlich ist er es, der uns mit seinen Steuergeldern alimentiert. Versuchen Sie es mal bei der Müllabfuhr, dort wird auf Äußerlichkeiten nicht viel Wert gelegt. Und Schulbildung ist auch nicht vonnöten. Auf Wiedersehen, und viel Glück!

Glück hatte er dann tatsächlich, sonst wäre er nicht bei der Bahn untergekommen. Im Stellwerk gab es keinen Publikumsverkehr. Sondern nur zahlreiche Schalter und verwirrende Pläne.

„Noch ein Bier?“

Er blickte nicht auf und nickte nur.

Carola schlurfte zum Tresen.

Er war achtzehn, als seine Mutter starb. „An gebrochenem Herzen“, diagnostizierte der Arzt des Armenhauses salbungsvoll.

Wenige Stunden später hatte er erfahren, daß sein Vater kein Fabrikdirektor war.

Oder vielleicht doch – aber das herauszufinden, war unmöglich, denn laut seiner Geburtsurkunde, die er nun zum ersten Mal zu Gesicht bekam, galt er als unehelich geboren. Name des Vaters: unbekannt.

Er war folglich ein Bastard, vermutlich ein Betriebsunfall, nur mangels schonender Abtreibungsmöglichkeiten zur Welt gekommen und auch nur deshalb am Leben geblieben, weil Kindermord immer noch härter bestraft wurde als Ladendiebstahl oder Schwarzfahren. Sehr zum Leidwesen seiner Mutter, nahm er an, anderenfalls hätte sie sich seiner wohl längst entledigt. In irgendeinem Müllkübel, während seiner ersten Lebenswochen im Lokus oder später mit einem leichten Schubser im Angesicht der heranbrausenden Straßenbahn.

Nun hatte sie sich ihrer selbst entledigt, war regelrecht krepirt an einer Krankheit, die im Totenschein nicht auftauchte: *Überdruß*. Nachdem sie niemanden mehr hatte, dem sie mit ihrer Lebenslüge das Rückgrat brechen konnte, hatte sie wohl erkannt, daß nicht nur die Aktienkurse ihres imaginären Fabrikdirektors, sondern auch die eigenen Kurse ins Bodenlose gefallen waren. Sie hatte achtzehn Jahre lang ihren Daseinszweck erfüllt. Und nun gab es nichts und niemanden mehr, für das oder den es sich noch lohnte, das schweißstinkende Bett zu

verlassen und ihn zum Zigarettenholen zu schicken. Und das ohnehin nur dann, sofern man beim morgendlichen Studium der Todesanzeigen den eigenen Namen eigenartigerweise *nicht* entdeckte.

Also blieb man doch besser gleich liegen, nicht wahr. Klaus vermutete, daß es bei seiner Mutter darüber hinaus ganz praktische Erwägungen waren, die am Ende zu ihrem Dahinscheiden beitrugen: Vermutlich war auch das Zigarettengeld erschöpft. Er hörte förmlich ihre letzten Worte: *Scheiß drauf*. Dann dürfte sie sich mit einem verdrossenen Schnaufen zur Wand gedreht und einfach das Atmen eingestellt haben. Im Totenschein stand ebenso zutreffend wie letztendlich doch an der Wahrheit vorbeigehend: „Herzstillstand, nach Infarkt“.

Mit zwanzig, nach einer unerfreulichen Zeit bei der neu geschaffenen Bundeswehr – *Schütze Pickelfresse, Ihr Spind sieht aus, als hätten die Russen reingeschissen. Den Ausgang können Sie sich in die Haare oder sonstwohin schmieren* – wachte er eines Morgens neben einem fremden Mädchen auf, mit einem fürchterlichen Kater und einem beängstigenden Filmriß. Wie war dieses Mädchen in sein Zimmer gelangt, das er für ein paar Mark Miete bei einer alten Dame, einer Kriegswitwe, zur Untermiete bewohnte? Und, noch wichtiger: Wie war dieses durchaus hübsche Wesen in sein Bett geraten?

Am allerwichtigsten jedoch: Warum, zum Teufel, hatte das Weib ausgerechnet mit *ihm* geschlafen?

Das letzte, woran er sich erinnern konnte, war eine miese Spelunke, in die es ihn mit den letzten Groschen seines Entlassungsgeldes verschlagen hatte.

Nebenbei bemerkt: Die Antworten auf diese anfangs so drängenden Fragen hatte er bis heute nicht gefunden. Sie waren mittlerweile auch bedeutungslos geworden.

Es schien aber damals etwas an ihm oder in ihm gewesen zu sein, das dieses verstörte, aber großmäulige und meist ordinär auftretende Mädchen anzog. Fast so, wie die Fliege vom Misthaufen angezogen wird, als der er sich noch jahrelang fühlte – wie ein lebender Misthaufen auf zwei Beinen. Und da Kompost und Fliege eine naturgegebene Symbiose einzugehen pflegen, blieben sie zusammen.

Er fragte sie niemals nach ihrer Familie oder Kindheit aus. Beides interessierte ihn nicht. Und sie erzählte auch nie etwas aus jener Zeit, die vor ihrem mysteriösen Zusammentreffen lag und die zumindest sie noch realisieren müßte, denn sie schob an jenem bizarren Morgen nicht annähernd einen solchen Kater wie er. Ebenso wenig interessierte sie sich für *seine* Geschichte. Sie bauten das, was mit vielen Fragezeichen als Liebesbeziehung gelten durfte, auf einem Fundament ohne jeden familiären Anhang auf. Und daran hatte sich bis heute nichts geändert. Bis auf die tote Mutter gab es auf seiner Seite offensichtlich keine Verwandten mehr, und was Marianne betraf – sie erwähnte nicht einmal, daß sie überhaupt jemals in irgendwelchen verwandtschaftlichen Beziehungen eingebunden war.

Vielleicht war sie sogar ohne die Hilfe einer Mutter zur Welt gekommen. Inzwischen hielt Klaus bei ihr alles für möglich. Vielleicht hatte sich irgendein verklemmter Ganove vor knapp einundfünfzig Jahren am Rande einer schwelenden Müllkippe selbst einen runtergeholt. Vielleicht hatte sich dann sein Saft mit irgendwelchen Sub-

stanzen im giftgeschwängerten Boden verbunden, und das Ergebnis dieses biochemischen Super-GAU hatte dann an jenem Morgen vor über dreißig Jahren, nach einer Nacht, an der ihm jede Erinnerung fehlte, neben ihm gelegen. Wer weiß?

Ein Jahr später heiratete er Marianne. Es blieb ihnen nichts anderes übrig. Sie war nämlich im fünften Monat schwanger, und damals gab es noch eine gewisse Etikette, anders als in der heutigen Zeit, in der Unehelichkeit so normal war wie die Schrankwand im Wohnzimmer und der Negativeintrag bei der Schufa. Seine Mutter hatte gegen diese Etikette verstoßen, und das Ergebnis war eine *Pickelfresse* mit null Selbstwertgefühl. Das sollte ihren Kindern, so die stumme Übereinkunft mit Marianne, nicht passieren. Hätten sie gewußt, daß es eine Totgeburt geben würde ... Nun, vermutlich hätten sie selbst dann geheiratet.

„Bitte sehr!“ Knallend wurde ihm das Bier auf den verschrammten Tisch gestellt. „Macht vier fuffzig.“

Er zahlte mit einem Fünfmärkstück und strich sich gedankenverloren über die verblaßten Narben. Ein Andenken an Nagelfeile und bittere Tränen des Selbsthasses, ein Tribut an die *Pickelfresse*.

Er hatte einst den gewagten Traum von einer normalen Familie gelebt, mit Eigenheim, wohlerzogenen Kindern und beruflichem Ansehen. Er sollte den immerwährenden Alptraum seiner Kindheit ablösen und auslöschen. Wenn schon nicht die Narben im Gesicht verschwanden, dann wenigstens die auf der Seele. Dies war die Hoffnung, mit der er diesem unheimlichen Wesen namens Marianne vor Jahrzehnten das Jawort gegeben hatte.

Übrig geblieben, zur Realität geworden war allein das Eigenheim.

Und der Traum. Auch den hatte er in die Gegenwart retten können. Der Traum vom anderen Klaus, ein Traum, dem er bis heute nachjagte.

In dem Maße, wie Marianne zum Ebenbild seiner toten Mutter wurde – vielleicht war sie dieses Ebenbild aber gar nicht, möglicherweise wies er ihr diese Rolle nur zu, um überhaupt noch eine Erklärung für das zu finden, was sich mit dieser Frau in all den Jahren und vor seinen Augen vollzog – wurde der Traum immer lebendiger, entwickelte er eine Eigendynamik, formte er sich in Details aus, mutierte er zu einer Biographie, die er dem Klaus zuwies, der er gern geworden wäre und doch nie wurde. Der sich im Laufe der Jahre zum Alter ego entwickelte und sich dabei immer weiter von ihm entfernte.

Früher im „Schlesischen Hof“ – ja, da lebte dieser andere Klaus sogar, verlieh er ihm vorübergehend Selbstbewußtsein und ließ ihn für Minuten das vergessen, was der wirkliche Klaus „erreicht“ hatte: eine Ehe, in der er nichts zu melden hatte. Kinder, die aus dem Tritt gerieten. Ein Beruf, in dem er Anweisungen ausführte, aber nie welche erteilen durfte. Im Kaninchenzüchterverein der Job des Kassenprüfers, obwohl er sich zum Vorsitzenden berufen fühlte. Immerhin nannte er fünf gepflegte Langohren sein eigen, aber einen Preis hatte er mit den Viechern noch nie eingeheimst.

Hinsichtlich seiner nach außen wirkenden Fassade brachte er bestenfalls unteres Mittelmaß zustande. Was die Dinge betraf, auf die es im Leben wirklich ankam, nicht einmal das. Da wiesen seine Konten nur dunkelrote Zahlen auf.

Das Eigenheim war auf Trümmern gebaut. Und er selbst hatte die Trümmer angehäuft. Noch schlimmer: Auch für die Trümmer innerhalb dieser vier Wände war er verantwortlich.

Er senkte den Kopf, und die Tränen quollen ihm aus den Augenwinkeln. Nur gut, daß Carola schon wieder hinten in ihrem Verließ rumorte und sich nicht um ihn kümmerte.

Der andere Klaus hätte es zu verhindern gewußt, daß seine älteste Tochter auf den Strich ging. Daß einer seiner Söhne im Knast saß. Daß der andere schwul war und fast zum Muttermörder geworden wäre. Daß ein weiterer Sohn von dieser blonden, durchtriebenen Hexe namens Maika zum Beinahe-Muttermörder aufgestachelt wurde. Daß sein jüngster Sohn von der Mutter fast erschlagen worden wäre - wie ein Tier. Und daß ein Nachkömmling, der an den Fingernägeln kaute, noch immer ins Bett machte und durch die Wohnung schlich wie ein zu kurz geratenes Gespenst. Von dem es hieß, daß er im Kindergarten oft weinte und anderen Kindern die Spielsachen klaute. Zweifellos, auch Nicole geriet aus dem Tritt. Und inmitten dieser von ihm produzierten Trümmer thronte, einer überdimensionalen Qualle gleich, ein Weib, das mit den Jahren aufgequollen und häßlich geworden war, dessen an seine Mutter erinnernde Bösartigkeit nach der Totgeburt damals, vor vielen Jahren, erst richtig zum Vorschein gekommen war und das heute zu allem Überfluß ein zerschnittenes Gesicht und zwei Hände sein eigen nannte, die nach jeder längeren Belastung zu schmerzen begannen. Eine Frau, die er trotzdem liebte - und nicht nur fürchtete.

Das war die Bilanz. Und nun war auch noch für vier Wochen der Führerschein weg.

Aber aus dir wird sowieso nichts. Du bist und bleibst eine Null. Ich habe es Papa schon geschrieben.

Blicklos starrte Klaus vor sich hin.

Tick, Klack.

Sein Leben verrann in Nutzlosigkeit, in einer Ansammlung von Müll, den er dank seiner Unfähigkeit aufgehäuft hatte. Sein Traum glich einer buntschillernden Seifenblase. Sobald sie platzte, würde sie nichts als einem feuchten Schmierfilm hinterlassen.

Und da war niemand, der seinen Traum stellvertretend für ihn lebte. Weit und breit nicht.

Oder doch?

Von all seinen Kindern gab es bestenfalls zwei, die sich - vielleicht - aus diesem Müllhaufen befreien würden.

Dennis war mit diesem Schwulen befreundet, der sich um ihn kümmerte. Falls er seinen kleinen Arsch hinhalten mußte, so hatte er halt Pech gehabt. Der Preis war nicht zu hoch, wenn ihm dafür eine lebenswerte Zukunft winkte. Bei ihm und Marianne gab es diese Zukunft nicht. Dort wäre sie ganz im Gegenteil um ein Haar beendet worden, bevor sie überhaupt richtig begonnen hatte.

Und Thorsten?

Er war mit dieser eitlen Hexe verlobt, aber immerhin, sie war Medizinstudentin, und er selbst machte eine Ausbildung zum Speditionskaufmann. Im Vergleich zum Stellwerk, zum Knast oder zur Schwulenbar also die berufliche Verheißung schlechthin.

Klaus hatte nichts außer einem Lebenstraum zu vererben, falls er eines fernen oder nahen Tages ins Gras beißen würde.

Aber Träume lassen sich nicht testamentarisch verfügen. Man mußte sie zu Lebzeiten weitergeben, und dabei spielte der Zeitpunkt durchaus eine gewisse Rolle. Besser zu früh als zu spät. Nur dann erhielt man noch Gelegenheit, wenigstens einen verschwommenen Blick in das Spiegelbild von dem zu werfen, was man selbst gern geworden wäre.

Tick, Klack.

Ein metallisches Seufzen. Und dann schlug diese alte, häßliche Standuhr elf Uhr vormittags. Elf Schläge.

Jeder Schlag schien ihm höhnisch einzuhämmern:

Aber aus dir wird sowieso nichts. Du bist und bleibst eine Null. Ich habe es Papa schon geschrieben.

Als der letzte Schlag verstummte, hörte er in der Ferne das fordernde, rhythmische und grelle Signal eines Martinshorns. Zu besseren Zeiten hatten sie es im „Schlesischen Hof“ wiehernd interpretiert als *zu spät, zu spät.*

Zu spät, zu spät.

Vielleicht war es doch noch nicht zu spät. Im Geiste sah er einen alten, dickbäuchigen Mann mit einer teuren Zigarre, der hinter einem weitausladenden Schreibtisch thronte und ihm eine Qualmwolke ins Gesicht blies.

Ich bin dein Vater, der Fabrikdirektor. Erkennst du mich? Kerl, tue wenigstens einmal im Leben etwas Sinnvolles. Versöhne dich mit deinem Sohn Thorsten. Versuche es wenigstens. Mama hat mir geschrieben, daß du eine Null bist. Nun, bisher warst du eine, tatsächlich. Beweise mir, daß sie sich täuscht. Gehe zu ihm. Zum Teufel, gehe zu ihm, versuche wenigstens einmal, etwas zustande zu bringen, auf das du stolz sein kannst!

Als Klaus wenige Minuten später das „Feldschlößcheneck“ verließ, brach gerade die Augustsonne durch die Wolken.

Sie erschien ihm wie ein Omen.

Ja, Papa. Ich werde zu ihm gehen. Laß mir noch ein bißchen Zeit – aber ich werde es tun, ganz bestimmt.

Aber das Geld damals reichte wirklich nur für das rote Schleifchen. Und nie und nimmer für Rosen ...

Siebzehn

In seiner jahrzehntelangen Berufspraxis waren Robert Kaufmann viele Formen der Angst begegnet. Irrationale Ängste bis hin zu ausgewachsenen Phobien ebenso wie durchaus begründete Ängste, etwa vor dem Ergebnis

laufender Strafverfahren und angesichts des näherrückenden Strafantrittstermins. In einigen Fällen brachte er die Patienten dazu, sich ihren Ängsten zu stellen. In anderen zielte die Therapie darauf ab, den Hintergrund des jeweiligen Angstzustandes neu zu bewerten und damit die abstrakte, die irrationale und deshalb die de facto auch unbegründete Angst zum Abklingen zu bringen.

In seinem eigenen Fall hätte sich Robert Kaufmann gewünscht, vor allem eine schnelle und wirksame Therapie zur Hand zu haben.

Denn seit kurzem verspürte er selbst eine geradezu erbärmliche Angst. Und er hielt sie keineswegs für irrational oder gar unbegründet. Sondern im Gegenteil für sehr konkret und für sehr angebracht.

Neunundzwanzig E-Mails hatte er bis heute gezählt. Neunundzwanzig elektronische Botschaften, die massive oder subtile Drohungen enthielten, günstigstenfalls üble Beschimpfungen oder völlig sinnlose, an der Realität vorbeigehende Vorwürfe. Er wurde als *Kinderfickerfreund* bezeichnet, als *Gehirnwäscher*, *der die Opfer sexuellen Mißbrauchs umzudrehen trachtete*, als ein *zweiter Dr. Mengele*, auch als *Psychologe des Schreckens*, *der die Wahrheit auf den Kopf stellte*, und als *der schlimmste Quacksalber aller verkorksten Seelenklempner, die in dieser Republik ihr Unwesen trieben*.

Das waren aber nur die E-Mails.

Seit Tagen stand auch sein Telefon nicht mehr still. Der Inhalt dessen, was ihm per Draht zugemutet wurde, unterschied sich nicht wesentlich von dem, was er in seiner Mailbox fand.

Seinen Daimler hatte er letztmalig vor sechs Wochen durch eine Waschanlage gefahren. Demzufolge hatte er in der spätsommerlichen Trockenheit Staub angesetzt. Eine regelrechte Einladung an mitteilungsbedürftige Zeitgenossen also. Auf der Fahrerseite befand sich heute morgen, in großen, ungelenken Buchstaben, folgender Gruß in die Staubschicht gemalt: *Du Sau, du verkappter Kinderschänder!*

Aus seinem Briefkasten hatte er gestern einen zusammengeknüllten Zettel geklaut, der ein Strichmännchen am Galgen zeigte. Darunter war zu lesen: *Robert Kaufmann, wir kriegen dich!*

Heute nachmittag hatte er sich, bewaffnet mit den Ausdrucken der E-Mails, mit Telefonmitschnitten, mit dem notdürftig geglätteten Zettel und mit einem Foto von seinem beschmierten Auto zur Kriminalpolizei begeben und Anzeige gegen Unbekannt erstattet.

Er wußte, wem er diese Ausflüsse menschlicher Primitivität letztendlich zu verdanken hatte. Tobias Winterscheidt hatte ihn vor wenigen Tagen telefonisch auf das jüngste Kabinettstückchen dieses Konrad Uhl aufmerksam gemacht. Und dabei vor Wut getobt: „Dieses Arschloch! Es müßte ein für allemal mundtot gemacht werden!“

„Dann wären wir kein Stück besser als er, falls wir das versuchen sollten“, hatte Kaufmann ihn zu beschwichtigen versucht.

Und dann kamen die E-Mails, die Anrufe, der Zettel und das Geschmiere an seinem Auto. Er wunderte sich, daß noch niemand an seiner Tür geklingelt hatte. Aber die solchen anonymen Drohungen und Beschimpfungen zugrundeliegende Feigheit war wohl am Ende sein Glück. Zu tätlichen Übergriffen war es jedenfalls noch nicht gekommen.

Noch nicht.

„Und vorher können wir leider auch nicht viel machen“, hatte der Kripobeamte bedauernd die Schultern gezuckt. Vielleicht war sein Bedauern aber auch nur vorgetäuscht. In der Nachbetrachtung hielt Kaufmann das für sehr gut möglich oder sogar wahrscheinlich. „Natürlich nehmen wir Ihre Anzeige entgegen, Herr Doktor. Beleidigung, viel mehr werden wir aber nicht rausholen können. Und dann? Da wir keinerlei Tatverdächtige benennen können, wird der Staatsanwalt die Sache einstellen.“

„Und dieser Konrad Uh? Er hat die unglaubliche Schmutzlawine gegen mich doch erst losgetreten!“

„Aber, Doktor Kaufmann! Muß ich Ihnen wirklich sagen, daß das, was er da auf seiner Homepage veröffentlicht hat, durch das verfassungsmäßig verbürgte Recht auf freie Meinungsäußerung geschützt wird?“

„In meinen Augen stellt es Volksverhetzung und einen Aufruf zu einer Straftat dar!“

„Ist es das wirklich? Schauen Sie sich einmal ganz unvoreingenommen den Wortlaut an. Daraus läßt sich nichts, aber auch gar nichts strafrechtlich Relevantes ableiten. Die Staatsanwaltschaft würde einen kollektiven Lachkrampf kriegen, wenn wir damit ankämen.“

„Sie sind also nicht bereit, mir zu helfen und mich zu schützen?“

„Bringen Sie mir die Verfasser dieser Drohbriefe, Herr Doktor Kaufmann. Dann sieht die Sache schon anders aus. So aber ...“

„... so aber muß erst etwas geschehen, bevor Sie aktiv werden“, vollendete Kaufmann den Satz. Seine Stimme klang bitter.

„So ist nun einmal die Rechtslage. Tut mir leid.“

Als sich Robert Kaufmann zum Gehen wandte, wurde er noch einmal zurückgehalten. „Ach, Doktor, bevor ich es vergesse ...“

„Ja?“

„Auch wir hier beobachten Ihre Aktivitäten nicht ohne ... hm ... Sorge. Sind Sie wirklich überzeugt von dem, was Sie da tun?“

„Wie, zum Teufel, meinen Sie das?“

„Nun, aus unserer Sicht stellen Sie da ... wie soll ich sagen? Nun, Sie stellen gewisse Sachverhalte auf den Kopf. Sie arbeiten mit Menschen, die in ihrer Kindheit sexuell mißbraucht wurden. Das ist an sich eine sehr lobenswerte Sache. Aber Ihre ‚Ehemaligen‘ werden so dargestellt, als seien sie *keine* Opfer. Mit anderen Worten: Sie verniedlichen schwere Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung, Herr Doktor.“

Kaufmann war fassungslos gewesen. „Glauben Sie tatsächlich selbst an den Quatsch, den Sie da eben in einem einzigen Satz verzapft haben? ‚Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung‘ – daß ich nicht lache! Sie sollten mal die Betroffenen selbst hören. Die gäben Ihnen die richtige Antwort!“

„Ja, nachdem Sie diese bedauernswerten Menschen umgedreht haben, Herr Doktor.“

„In Anbetracht dieser überwältigenden Dummheit gehen mir langsam die Argumente aus.“

„Achten Sie ein wenig auf Ihre Worte, ja? Ich lasse mich nicht gern beleidigen. Jedenfalls behalten wir Sie im Auge, Herr Doktor. Und falls wir dahinterkommen, daß noch nicht aufgedeckte Straftaten verschleiert werden sollen, dann haben *Sie* schneller eine Anzeige am Hals, als Sie den Mund aufmachen können!“

„Ihre Dreistigkeit ist bemerkenswert. Mit welcher Begründung, Herr Oberwachtmeister?“

„Hauptkommissar, wenn ich bitten darf. Nun, uns wird schon etwas einfallen. Strafvereitelung zum Beispiel. Oder so etwas in der Richtung.“

„Sie drohen mir also!“

„Nein, ich warne Sie lediglich. Hören Sie auf mit diesem Unfug, Herr Doktor. Gehen Sie in den wohlverdienten Ruhestand, genießen Sie Ihr Vermögen, das Sie auf Kosten Ihrer Patienten angehäuft haben, und überlassen Sie solche Dinge denen, die etwas davon verstehen.“

„Zum Beispiel Ihnen, wollen Sie damit sagen, nicht wahr? Etwas ähnliches dürften auch die kleinkarierten Hossenscheißer im mittleren Beamtentum der Weimarer Republik geäußert haben. Das Ergebnis dieser maßlosen Selbstüberschätzung ist bekannt. Guten Tag, Herr Hauptwachtmeister!“

Bei der Erinnerung an dieses Gespräch, das erst wenige Stunden zurücklag, ballte Kaufmann grimmig die Fäuste.

Du mieser kleiner Sesselfurzer!

Ihm fiel an dieser Stelle ein Zitat ein, daß er vor einiger Zeit aus der Feder eines Pädos gelesen hatte, der bereits über einschlägige Erfahrungen mit Polizei und Justiz verfügte:

Es gibt Leute, die nennen einen hohen moralischen Anspruch (allerdings nach sehr persönlicher Definition) ihr eigen. Einige von ihnen werden Theologen, während sich die Pragmatiker mit Vorliebe zu Juristen ausbilden lassen. Und falls es mit Rücksicht auf die vorhandenen intellektuellen Fähigkeiten weder für das eine noch für das andere reicht, wird man eben Polizist.

Zunächst hatte er dieses niederschmetternde Urteil für unangebrachten, bitterbösen und übertriebenen Sarkasmus gehalten. Für die rhetorische Mißgeburt eines vom Leben geprägten Zynikers.

Inzwischen war er geneigt, sich dieser Einschätzung des Polizistenberufs im großen und ganzen anzuschließen. Zumindest, soweit es sich um den Bereich der sogenannten „einschlägigen“ Sexualstraftaten und ihrer Sittenwächter handelte.

Es war aber nicht nur die weitverbreitete Dummheit selbst, die ihm heftiges Magendrücken verursachte, sobald es um *das* Thema ging. Es waren auch einige Folgen dieser sich wie eine Seuche verhaltenden geistigen Fehlzündung. Sie erinnerten ihn in fataler Weise an eine Zeit, die Kaufmann für eine zwar psychologisch und politisch längst nicht bewältigte, aber historisch doch abgeschlossene Vergangenheit hielt.

Er entsann sich seiner eigenen Kindheit. Er gehörte dem Jahrgang achtunddreißig und somit einer Generation an, die die ersten Lebensjahre unter dem Eindruck des von diesem Psychopathen aus Österreich angezettelten, globalen Wahnsinns verbringen mußte.

Seine Eltern waren durch und durch ehrbare Leute gewesen: Der Vater arbeitete als Mittelschullehrer, die Mutter besorgte den Haushalt. Durchschnittsmenschen also, wie viele Deutsche zu jener Zeit auch, die dennoch offenen Auges in den Untergang stürzten, Lemmingen gleich, die diesem Hitler mit einer Begeisterung folgten, die nur noch als kollektive Dummheit bezeichnet werden konnte. Viele Kollegen Kaufmanns hatten Jahre ihres Berufslebens darauf verwendet, nach einer schlüssigen Erklärung für dieses Phänomen zu fahnden. Die Ergebnisse waren ebenso unterschiedlich wie unbefriedigend. Denn keines von ihnen vermochte angesichts des Trümmerhaufens zu befriedigen, auf dem neunzehnhundertfünfundvierzig nicht nur das völlig zerstörte Deutschland, sondern die gesamte fassungslose Weltöffentlichkeit hockte. Auf dem auch Robert Kaufmann einen großen Teil seiner Kindheit und Jugend verbracht hatte, ab vierundvierzig obendrein in der Ruine eines nahezu zerbombten Elternhauses, das erst nach der Währungsreform wieder instandgesetzt wurde.

Kaufmann erinnerte sich an die vielen Abende *vor* fünfundvierzig, an denen seine Eltern von einer unerklärlichen Anspannung und Angst heimgesucht wurden. An denen sie sich nur flüsternd unterhielten. Sich unterbrechen, sobald draußen die Türen von Autos schlugen. Den Geräuschen aus der Nachbarwohnung lauschten.

Dort hatte, was Kaufmann erst sehr viel später erfuhr, eine jüdische Familie gewohnt. Mit dem annähernd gleichaltrigen Sohn, Siegfried, hatte er sogar oft im Hinterhof gespielt.

Daß Siegfried nicht sein richtiger Name war, hatte er ebenfalls erst sehr viel später erfahren. Der richtige Name war Elias gewesen.

So wie er erst Jahre später erfuhr, daß seine Eltern der jüdischen Familie oft mit Lebensmittelzuwendungen geholfen hatten. Sie hatten um deren Judentum gewußt. *Und* den Mund gehalten.

Das war alles. Lächerliche Lebensmittelzuwendungen und ansonsten nur das eiserne Schweigen, anstatt die jüdischen Nachbarn bei den Behörden zu denunzieren. Das Höchstmaß an Zivilcourage eben, das sie unter den gegebenen Umständen aufzubringen imstande waren. Und womit sie mehr leisteten als die allermeisten Deutschen, die anschließend von nichts gewußt haben wollten. Aber dieses Maß reichte bereits aus, um permanent in nackter Furcht zu leben. Die Gestapo hätte auch vor seinen Eltern nicht haltgemacht, falls ihre „Subversion“ jemals ans Tageslicht gekommen wäre. Genug Gründe also, um sich in ständiger Angst vor den übrigen mißtrauischen und *Mein Kampf* lesenden Nachbarn (wobei sich die Frage stellte, wer dieses entsetzliche und lang-

weilige Buch wirklich gelesen hatte und wer nur behauptete, es zu kennen), vor dem Kaufmann an der Ecke, vor den Kollegen des Vaters und vor allem eben vor der Gestapo zu verzehren. Auch seine Eltern wären, hätte diese jüdische Familie eventuellen „polizeilichen Vernehmungen“ nicht standgehalten, dem Pöbel mitsamt seiner Lynchjustiz oder der Gaskammer im Konzentrationslager zum Opfer gefallen.

Drei Monate vor der Kapitulation wurde auch diese Familie entdeckt und mitten in der Nacht abgeholt. Das Schweigen seiner Eltern hatte nichts genützt. Sowenig, wie das Schweigen und heimliche Helfen vieler anderer Deutscher etwas genutzt hatte, denn noch im Angesicht des Untergangs des „Dritten Reichs“ wurden jüdische Familien nach Auschwitz oder, als das Lager bereits aufgegeben worden war, in andere KZ geschickt. Diese Art von Solidarität hatte an den Horrorzahlen des bürokratisch organisierten Massenmordes nur wenig ändern können. Aber immerhin, es hatte sie wenigstens gegeben, diese mutigen Deutschen, tausendfach, vielleicht sogar hunderttausendfach. Nicht alle von ihnen waren zu willenslosen Knechten einer abstrusen, einer menschenverachtenden und verbrecherischen Ideologie geworden.

Seine Eltern hatten den Rest jener Nacht schreckensstarr, vor Entsetzen stumm, im abgedunkelten Wohnzimmer verbracht. Und gebetet – für die jüdischen Nachbarn und für sich selbst.

Aber die jüdische Familie *hatte* standgehalten. Bis zuletzt. Bis sie in den Zyankalischwaden in Auschwitz oder sonstwo röchelnd zusammengebrochen war und das Geheimnis für immer mit in den Tod nahm. Dieses Szenario zumindest malte sich Robert Kaufmann in seinen späteren alptraumartigen Phantasien immer wieder aus. Vielleicht waren der kleine Elias und seine Eltern auch dem Erfrierungs- oder Hungertod preisgegeben worden. Oder man hatte sie erschlagen, erschossen oder gehängt. Und dann verbrannt oder verscharrt wie Gartenabfälle. Es spielte keine Rolle. Sie blieben verschollen, waren also mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit tot.

Seine Eltern waren jedenfalls nie behelligt worden, bevor dann im Mai fünfundvierzig dieses elende Kartenhaus des Nazi-Regimes für immer zusammenkrachte – mitsamt der unseligen, kranken und perversen Ideologie, die sein Fundament bildete. So hofften sie zumindest. Solingen und Hoyerswerda lagen damals noch über vierzig Jahre in der Zukunft.

Das Trauma hatte trotzdem bis an ihr Lebensende nachgewirkt, zumal ihre jahrelangen Nachforschungen ergebnislos geblieben waren. Die Vernichtungsmaschinerie der Nazis hatte ihre ehemaligen Nachbarn, mit denen sie zwei Jahrzehnte Tür an Tür in Freundschaft gelebt hatten, spurlos verschluckt. Seine Eltern retteten allein die Erinnerung an eine Familie, die wie Millionen anderer Familien nur aufgrund ihres anderen Glaubens komplett ausgelöscht wurde, und das Trauma der ständigen Angst als *Helpershelfer der jüdischen Untermenschen*. Als Robert Kaufmann fast fünfzehn Jahre später in seinem Sessel saß, in das flackernde Kaminfeuer starrte und die letzten Tage Revue passieren ließ, verstand er mit einem Schlag die quälende Angst und das

bleibende Trauma seiner längst verstorbenen Eltern. Und zwar besser, als ihm lieb war. Rational hatte er sie schon immer nachvollziehen können, aber jetzt ...

Er fröstelte trotz des Kaminfeuers.

Gibt es wirklich so große Unterschiede zu damals?

Auch heute lebten in diesem Staat wieder *Untermenschen*, deren kollektive Vernichtung angestrebt wurde. Nur daß man sich am Ende des zweiten Jahrtausends – zumindest in Deutschland – nicht mehr solcher plumpen Einrichtungen wie Konzentrationslager oder Gaskammern bediente, sondern das ganze mit einem rechtsstaatlichen und angeblich humanen Mäntelchen versah und sie ordnungsgemäß in Gefängnissen oder in der forensischen Psychiatrie verrotten ließ, wo es ein paar Jahre länger dauerte als in der Gaskammer. Dort gingen viele zugrunde, während andere an Leib und Seele gebrochen wieder auftauchten – wie Wasserleichen, die zur Oberfläche aufstiegen. Immerhin, auch darin bestand ein wesentlicher Unterschied zu damals: Es verschwand niemand mehr *spurlos* in diesem Schlund selbstgerechter, mit dem Etikett der „Rechtsstaatlichkeit“ verbrämten und moralisch legitimierten Unmenschlichkeit. Anhand säuberlich angelegter Akten, die zu fälschen oder zu vernichten – wie seinerzeit in der Auflösungsphase Hitler-Deutschlands – keine Notwendigkeit mehr bestand, wurden die individuellen Schicksale bürokratisiert, wurden menschliche Gefühle in gestelztes, idiotisches Juristendeutsch gepreßt und auf diese Weise mit preußischer Kunstfertigkeit *entmenschlicht*. Und somit *doch* gefälscht, zumindest aber *verfälscht*.

Die Zivilisation hatte sich seit neunzehnhundertfünfundvierzig ein Stückchen weiterentwickelt, zweifellos.

Das Ergebnis unterschied sich indes nur qualitativ von den damaligen Vorgängen. Die Pädos, die einmal oder, noch schlimmer, mehrmals in die Mühlen der Justiz geraten waren, wankten danach oft nur noch lebende Leichname durch ihr jämmerliches Dasein. Ob Sicherheitsverwahrte, forensische Patienten oder haftentlassene Bewährungsprobanden: Nach Kaufmanns Beobachtungen waren viele von ihnen anschließend bereits tot, sie wußten es nur noch nicht. Oder zumindest so fertig, ihrer Persönlichkeit beraubt und in ihrem Willen gebrochen, daß sie permanent Gefahr liefen, ihr verbliebenes Restchen Leben auf ganz und gar nicht natürliche Weise zu beschließen.

Aber auch er, Robert Kaufmann, war nun in diesen Sog hineingeraten. Wie weiland die Menschen, die während der Nazi-Diktatur versucht hatten, den Verfolgten mit versteckter oder offener Solidarität beizustehen.

Mit dem Unterschied freilich, daß es damals gewiß Hunderttausende gegeben hatte. Nicht jeder war ein Oskar Schindler gewesen, sicherlich nicht, aber auch im Verborgenen, in der Unauffälligkeit blühten der Widerstand, die Hilfsbereitschaft und das unkalkulierbare Risiko, das viele einzugehen bereit waren.

Was hingegen die Pädos betraf, so dürfte die Zahl derer, die sie heimlich oder gar offen unterstützten, nicht annähernd die Dimensionen von damals erreichen. Aber diese Menschen, die noch ihrem gesunden Menschenverstand vertrauten und die Mißbrauchshysterie auf diese Weise als vorsätzlich geschürten Kollektivwahn ent-

larvten, litten eine ganz ähnliche Angst, die in dem Maße wuchs und zur ständigen Begleiterin wurde, in dem sie sich als „Helfershelfer der Kinderficker“ auch öffentlich zu ihrer Meinung bekannten.

Und er, Dr. Robert Kaufmann, war nun einer von ihnen geworden.

Und er fürchtete erstmals um sein Leben, zumindest aber um seine Gesundheit.

Mein Gott, und das zur Jahrtausendwende! Wo leben wir hier eigentlich?

Einen Beweis hielt er jedenfalls für erbracht: Die Mechanismen der Volksverhetzung hatten sich kaum verändert.

Damals war es Joseph Goebbels mit seinem hysterischen Mundwerk, das die Kiddies der Gegenwart nur noch zum Lachen bringen würde. Und heute sind es die Medien, die der allgemeinen Volksverblödung Vorschub leisten. Und wenn man sich das Ergebnis anschaut, tun sie es sogar weitaus wirksamer, als es Goebbels und Konsorten jemals vermocht hatten.

Kaufmann verspürte aber nicht nur Angst um sich selbst, sondern neuerdings auch um seine „Sterne von gestern“. Geahnt hatte er es schon immer, seit heute wußte er es definitiv: Es ging nicht um das an sich durchaus berechnete Anliegen, Kinder vor den wirklichen Sexualverbrechern zu schützen. Es ging um die Aufrechterhaltung von moralischen Dogmen – um jeden Preis. Und diesem absurden und aus humaner Sicht nicht weniger verbrecherischen Ziel opferte man auch die Kinder, in deren Interesse man zu handeln vorgab.

Und zum ersten Mal verstand der Psychologe auch einen seiner früheren Patienten, der für sich ein ebenso grausames wie aberwitziges Fazit gezogen hatte, wengleich Kaufmann dessen Schlußfolgerung aus ethischen Gründen ablehnte:

Da hilft nur noch ein Äquivalent zur RAF. Herr Doktor, hindern Sie mich daran, bitte. Sonst greife ich zur Bombe oder zur Maschinenpistole. HINDERN SIE MICH DARAN, IN GOTTES NAMEN!

Achtzehn

Die Donnerstagsmorgen-Konferenz bei „Global-Media“ pflegte um Punkt neun Uhr dreißig zu beginnen. Zwei Dinge hatte jeder Teilnehmer zu beherzigen. Erstens: Van Geeren empfand es keineswegs als eine aus der Mode gekommene Tugend, pünktlich zu erscheinen, sondern als eine Selbstverständlichkeit, die seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gefälligst in Fleisch und Blut überzugehen hatte. Zweitens: Es war unter allen Umständen zu vermeiden, auch nur andeutungsweise die fortschreitende und mittlerweile schon sichtbare Aids-Erkrankung des Chefs zu erwähnen. Wer sich an diese beiden einfachen Regeln nicht hielt, bereute es bitter. Entweder postwendend oder mit Verspätung. Aber die Quittung kam – so oder so, auf die eine oder andere Weise.

Als sonderlich beliebt galten die Konferenzen auch aus einem anderen Grunde nicht. Zwar durfte jeder Teilnehmer offen seine Meinung kundtun, aber dasselbe Recht beanspruchte van Geeren selbstverständlich auch für sich. Er verziehe nahezu alles, nur nicht die Verletzung der beiden Grundregeln der Donnerstagskonferenz - und stümperhafte Arbeit. In solchen Fällen konnte er recht unangenehm werden. Und meistens *wurde* er es auch. Jeder Satz traf dann wie ein bohrender Giftpfeil, jedes abfällige Urteil kam einer beruflichen Hinrichtung gleich.

„Ein Säurebad ist dagegen das reinste Vergnügen“, hatte ein früherer Volontär nach einer dieser Verbalattacken geseufzt, als er kalkweiß und mit tränenden Augen aus van Geerens Büro herauswankte. Sprach's und beeilte sich dann, nach insgesamt nur zwei Wochen Tätigkeit bei „Global-Media“ seinen Schreibtisch zu räumen, außerdem weisungsgemäß den Aschenbecher zu leeren und anschließend mit einem feuchten Tuch zu säubern. Der Chef hatte ihm nämlich genau eine Stunde gegeben, bevor das Hausverbot auf Lebenszeit in Kraft trat. „Bewerben Sie sich versuchsweise bei der nächsten Fastfood-Kette. Vielleicht brauchen die noch einen Mann wie Sie. Einen, der die Preisschilder entwirft und sie anschließend durchs Restaurant spazierenführt“, lautete der abschließende und väterliche Rat an den einst hoffnungsvollen jungen Mann, der nach einem Studium der Germanistik auf die großen journalistischen Weihen spekuliert hatte.

Nach dem kurzen Gastspiel in van Geerens Team war er als freier Mitarbeiter bei einem Anzeigenblatt gelandet, wie Monate später gemunkelt wurde. „Für dreißig Pfennig Zeilenhonorar. Vielleicht hätte er Kalaschnikows Rat befolgen sollen – McDonalds zahlt mit Sicherheit besser.“

„Kalaschnikow“ war unter Eingeweihten van Geerens Spitzname, und alles das, was man mit diesem Namen assoziierte, traf zu – das und noch einiges mehr. Oft wurde er auch „Seine Eminenz, die Finsternis“ genannt. Andererseits zahlte er gut, das mußten selbst Neider ihm lassen. Die Gehälter lagen grundsätzlich im übertariflichen Bereich. Dafür verlangte er aber auch erstklassige Grundlagen und überdurchschnittlichen Einsatz. Neben einem „vernünftigen“ Studium – weder Politikwissenschaften, Germanistik noch Philosophie ordnete er notwendigerweise dieser Kategorie zu – wurde von Redakteuren ein erfolgreiches Volontariat bei einer mittelständischen Tageszeitung erwartet. „Dort, wo man das Handwerkszeug noch am ehesten und vor allem am solidesten lernt“, pflegte er zu sagen. Sofern es Berufseinsteigern nicht gleich gelungen war, einen der begehrten Ausbildungsplätze bei „Global-Media“ zu ergattern. Dem einen oder anderen Naturtalent war es sogar geglückt, als Seiteneinsteiger Fuß zu fassen.

Freilich, Printmedien zählten nicht zu den Kunden van Geerens, sondern ausschließlich TV-Anstalten. Das Profil der Produktionsgesellschaft bestand in ausführlichen Reportagen und vor allem im Magazin „Aufgedeckt und nachgefragt“, das im vierzehntägigen Abstand für „German World“ produziert wurde. Volontäre und neue Redakteure sahen sich kurz nach ihrer Einstellung einer Doppelbelastung ausgesetzt, der nur wenige standhielten. Einerseits mußten sie „Kalaschnikow“ alias „Ihre Eminenz, die Finsternis“ ertragen. Andererseits wurden sie

gnadenlos durch eine Praxisausbildung hindurchgeschleust, die es in sich hatte: Kameratechnik, die richtige Körperhaltung eines Moderators, das Abfassen geeigneter Manuskripte für die Hintergrundsprecher, Stimmausbildung („Sie haben eine derart feuchte Aussprache, daß Sie nicht nur das Mikrofon bis hin zum technischen Exitus wässern, sondern auch den Zuschauer ersäufen würden“) und, neben vielen weiteren Dingen, das selbständige Schneiden der Beiträge bis zur Sendereife.

Wer die sechsmonatige Probezeit überstand und schließlich einen unbefristeten Vertrag erhielt, durfte sich mit Fug und Recht zu den Besten der Branche zählen. Das erkannte sogar, wenn auch zähneknirschend, die Konkurrenz an, und sie zog daraus ihre Schlußfolgerungen. Seit etwa zwei Jahren umkreisten sogenannte Jobhunter den kleinen Stab von „Global-Media“, immer auf der Lauer liegend, bereit zum konspirativen Frontalangriff, sobald einer der Redakteure auch nur einen Seufzer des Unmuts zum Himmel schickte – van Geerens Leute galten zweifellos als heiß begehrte Allroundtalente. „Wie die Schmeißfliegen am Butterkuchen“, verhöhnte Henning van Geeren die diskret auftretenden Herren, sobald ihm ein neuer Abwerbeversuch zu Ohren kam.

Allerdings, noch zu Beginn seiner Karriere wurde der schwule und als Zyniker geltende Vollblutjournalist auf so mancher Cocktailparty wie eine Witzfigur behandelt. „Schon gehört?“ hieß es hinter vorgehaltener Hand, mit einem affektierten Gähnen und verächtlichem Grinsen. „Der überhebliche Stinkstiefel hat nicht nur ein großes Maul, sage ich dir. Er will nun auch noch ein fünfundvierzigminütiges Magazinformat in den Äther schießen – mit jeweils nur *einem* Thema! Der hat wohl noch nie die Marktanalysen zum diesbezüglichen Zuschauerverhalten gelesen. Dummfreck, arrogant und inkompetent. Eine Schlaftablette wäre billiger nicht nur für den Zuschauer, sondern auch für den Idioten von Intendanten, der sich darauf einläßt ...“

„German World“ hatte sich darauf eingelassen. Und die Spötter waren nach vier Jahren verstummt. „Aufgedeckt und nachgefragt“, jeweils mittwochs zur besten Sendezeit um neunzehn Uhr dreißig ausgestrahlt, wurde ein vielbeachteter Quotenrenner. Der allwöchentlich nach oben zeigende Trend dieses Gradmessers, der für Fernseherschaffende in etwa dasselbe darstellte wie die Börse für den Aktionär, schien Henning van Geeren recht zu geben.

„Die Leute sind es leid, im Dreiminutenrhythmus die Probleme der Welt vorgekaut zu kriegen“, begründete er während einer Donnerstagskonferenz den Erfolg, der sich seiner Meinung nach durchaus nicht unerwartet eingestellt hatte. „Über diffizile Themen wollen sie nämlich auch differenziert informiert werden, um sich dann selbst eine Meinung zu bilden. Egal, welchen Stoff wir hier anpacken: Wir werden nach dem Prinzip der *These* und *Antithese* arbeiten. Und dabei wird recherchiert, bis uns die Haarspitzen qualmen. Wir werden dem Zuschauer das Denken nicht abnehmen, sondern ihm im Gegenteil das Material für qualifizierte Denkprozesse bieten – sein Urteil soll er sich am Ende selbst bilden. Das ist der Grundgedanke des guten, des altmodischen Journalismus, der bis heute nichts von seiner Gültigkeit eingebüßt hat, der von den allermeisten Kollegen in der Branche inzwischen aber mit Füßen getreten wird. Das und nichts anderes will ich hier konsequent umgesetzt

wissen, verstanden? Und selbst dann steht uns eine gewisse Bescheidenheit gut zu Gesicht, haben wir stets deutlich zu machen, daß es noch verschiedene andere Sichtweisen geben könnte. Wir werden den Zuschauer motivieren, sich weitere Hintergrundinformationen zu beschaffen. Wir werden ihn bei keinem Thema, ich wiederhole: bei *keinem* Thema dem Trugschluß überlassen, damit sei das Problem hinreichend beleuchtet, erklärt und somit abgehakt. Wer in diesen Dingen Schlendrian an den Tag legt und sich die *Bildzeitung* oder *Explosiv* oder weiß der Teufel wen als Vorbild nimmt, darf sich bereits jetzt als gefeuert betrachten. Armleuchter laufen dort draußen genug herum und versauen den Ruf der Branche mit jeder Minute, in der sie auf der Mattscheibe ihr dümmliches Gesicht zeigen dürfen. In meinem Haufen haben solche Pappnasen nichts zu suchen. Noch Fragen?"

„Ist das nicht ein bißchen oberlehrerhaft gedacht?“ wagte jemand einzuwenden.

„Nicht die Spur“ blaffte van Geeren zurück. „Schaut euch zwei Wochen lang die entsprechenden Dinger bei Pro sieben, bei RTL oder Sat eins an – und dann sagt mir, was bitte schön an meinem Konzept *oberlehrerhaft* ist! Falls ihr danach nicht reif für einen Rücksturz ins fernsehfremde Mittelalter seid, das ich mir, mit Verlaub, manchmal bitterlich schluchzend herbeiwünsche. Häppchenweise bekommt man im Verlaufe dieser erbärmlichen journalistischen Versatzstücke vorgestanzte Oberflächlichkeiten serviert, die mit der Realität wenig oder gar nichts zu tun haben, in denen alle denkbaren Perversionen nur noch einen Zweck erfüllen: Zum Wohle der Quote eine möglichst geile *Message* abzugeben. Der Bosnienkrieg beispielsweise wird in zweieinhalb Minuten abgehandelt, wir haben es oft genug erlebt. Der Zuschauer glaubt anschließend, er sei hinreichend informiert worden – in derselben Zeit, die ein Kind auf den Straßen Sarajewos benötigt, um zu verbluten, nachdem es sich beim Spielen eine Kugel in den Rücken eingefangen hat.“

Van Geeren hielt inne und schluckte heftig. Seinen Mitarbeitern war aufgrund von vagen Andeutungen bekannt, daß Bosnien ein bleibendes Trauma beim Chef hinterlassen haben mußte – obgleich er sich über jene Zeit auszusprechen pflegte, die Zeit, die er als Berichterstatter dort unten verbracht hatte. Gerüchten zufolge war sein Haar während dieser Monate innerhalb weniger Tage grau geworden.

Er rieb sich kurz die Augen, wie um eine lästige Erinnerung zu verschrecken, raffte sich auf und fuhr dann fort, sich immer weiter in seinen Zorn hineinsteigernd: „Nach dem ach so fundierten Beitrag über Bosnien kommt der Schnitt. Dann eine Werbepause: Welche Fotzentorpedos dürfen es denn heute sein? Frau soll sich ja den ganzen Tag sauber und wohl fühlen, nicht wahr. Erzählt jedenfalls diese Menstruationsexpertin, diese abge-lutschte Unterleibskoryphäe, Mitte dreißig, anscheinend gebildet und emanzipiert und dabei doch so blöde, daß die Schweine sie beißen müßten. Wer sonst würde sich dafür hergeben, so zu tun, als sei der Ölwechsel bei Frauen eines der vordringlichsten Probleme der westlichen Konsumgesellschaft überhaupt? Unterbrecht mich gefälligst nicht, ich weiß, daß ich zuweilen wie der letzte Macho daherrede. Ein verzeihlicher Charakterfehler bei jemandem wie mir, der schwul ist und obendrein noch meinen Namen trägt, oder?“

Ungerührt sah van Geeren zweien seiner Mitarbeiterinnen nach, die aus stummen Protest den Konferenzraum verlassen. Sie schienen deutlich anderer Meinung als er zu sein.

„Also: Erst das tote Kind auf der Straße, und danach suhlt man sich im Menstruationsblut zum Wohle der Hersteller von Fotzentorpedos. Während unsereins gerade sein halb durchgebratenes Steak verdrückt, versteht sich. Anschließend der gekrönte Hochgenuß beim Kaffee *sowieso*, die dazugehörnde Familienidylle präsentiert sich bei Sonnenschein oder Kerzenlicht, je nach Jahreszeit. Schnitt, nächstes Thema. Da wir doch gerade bei der typischen bundesdeutschen Familienidylle sind: Ein braver Steuerzahler erschießt zunächst seine Ehefrau und anschließend den Hund, ein schwarzgelbes Aushängeschild des deutschen Dampfmichels, auch Schäferhund genannt. Motiv: natürlich Eifersucht, was sonst. Die Alte, die es wie in einem schlechten Krimi auf dem Hausflur dahingerafft hat, ist mit Lockenwicklern angetan sowie in einen kleidsamen rosafarbenen Bademantel gehüllt. Die Leiche adrett dahingestreckt und inmitten einer sich asymmetrisch ausbreitenden Blutlache ruhend. Das ganze Gerümpel angeordnet zu einem fotogenen Stilleben. Besser hätte es kein Paparazzi hinkriegen können, nicht mal einer, der in seinem früheren Leben Pablo Picasso hieß. Und warum hat der schmerzbäuchige Göttergatte ihr das Lebenslicht ausgeblasen? Sie ist dem Köter an die Genußwurzel gegangen, während ihr Macker mal wieder eine Runde Skat kloppte und zielstrebig daran weiterarbeitete, auch den letzten Rest seiner jämmerlichen Potenz im Alkohol zu ersäufen.“

Nun verließ auch der erste männliche Redakteur den Raum.

Van Geeren ließ sich nicht stören und tat so, als sei es das Normalste der Welt, daß ein Mitglied seines Redaktionsteams nach dem anderen leichenblaß das Weite suchte. „Wir sehen Sekunden später ein aufgestyltes Blondchen, das durch jene Straße *schreitet*, in der Bello letztmalig Gassi gehen durfte, bevor er mittels einer Schrotladung dazu verurteilt wurde, künftig dem lieben Gott unter den Sessel zu kacken. Denn der dürfte vermutlich Besseres zu tun haben als mit Kötern Gassi zu gehen, die zu Lebzeiten von ihrem Frauchen vergewaltigt wurden. Wohlgemerkt, sie *schreitet*. Wohl deshalb, um nicht versehentlich in das Arschwackeln einer Bordsteinschwalbe zu verfallen, was ihrem Naturell weitaus eher entsprechen dürfte. Sie quatscht getragene, aber inhaltsleere Sätze ins Kamera-Objektiv, kann sich nicht entscheiden, ob sie grinsen oder heulen oder beides zugleich tun soll und betrachtet es aus dieser peinlichen Notlage heraus als modernes Infotainment, ihrem normalerweise saudummen Gesicht einen mißglückten Ausdruck von Wichtigkeit zu verleihen. Sofern man hinter der Tusche überhaupt noch irgend etwas anderes auszumachen vermag als Vakuum, dräuendes, unheilvolles Vakuum. Und den Kerl mit der Kamera bringt die blöde Kuh fast zum Stolpern, weil er sich die ganze Zeit auf ihre Visage konzentrieren und dabei natürlich rückwärts gehen muß. Keine Ahnung, warum diese dämliche Gans nicht einfach *stehenbleibt*. Und der Zuschauer grölt und wiehert, schlägt sich ebenso begeistert wie wollüstig auf die breitgesessenen Schenkel und hält sich die bebende Hungerpauke: *Hat man das schon gehört? Ist ja echt ein Ding! Muddern, hol mir mal noch `n Bier!* Mutti holt dem Papi also ein weiteres Bier aus dem Kühl-

schränk und tritt dabei dem Selbstgestrickten auf den Schwanz. Sie verharret, guckt erst erschrocken, dann sinnend und schließlich sinnlich ... der Pudelverschnitt ergreift ahnungsvoll jaulend die Flucht. Derweil Schnitt, Werbung für Hundefutter. Je nach Tageszeit auch für die Nullhundertneunziger-Nummer von Oma Schulze, die asthmatisch ins Telefon keucht, für alle, die auf Frauen über siebzig stehen, für drei sechsendneunzig die Minute. Oder was der Scheiß kostet. Und danach dann der Spielfilm *Lustig jodelts unterm Dirndtrock*. Das sind die Realitäten des heutigen Informationszeitalters in diesem unseren Lande, und da kommt ihr mir mit *oberlehrhaft*, nur weil ich diesen Scheiß nicht länger mitzumachen gedenke?" Van Geeren hielt erschöpft inne.

Die Stille, die sich nun ausbreitete, war fast mit Händen zu greifen.

„Das war kabarettreif“, bemerkte jemand mit versteinertem Gesicht und beendete damit das peinliche Schweigen. „Allerdings von der ekelhaftesten, übelsten, vulgärsten und obszönsten Sorte, die mir bislang untergekommen ist. Henning, manchmal bist du ein Schwein. Entschuldige meine Offenheit.“

„Kalaschnikow“ winkte ab. „Du wärst nicht der erste, der diesen wahren Sachverhalt so treffend auf den Punkt bringt“, sagte er, wieder ruhiger werdend. „Aber ich stehe immerhin zu meiner widerlichen Schnauze. Das ist mehr, als manch anderer von sich behaupten kann.“

Der andere Kollege, der mit seinem Einwand diesen ungewöhnlichen Ausbruch seines Chefs überhaupt erst ausgelöst hatte, gab sich noch nicht geschlagen. „So meinte ich es auch nicht. Aber die Analysen des Zuschauerhaltens ...“

„Scheiß auf deine Analysen! Gefragt wurden eh nur die, die Hans Meiser als Gipfel der Seriosität und Ulrich Meyer als die ultimative Lösung modernen News-Managements betrachten. Falls du recht hast und wir mit ‚Aufgedeckt und nachgefragt‘ baden gehen, und zwar mit exakt dem von mir geplanten Konzept, dann will ich dir gern und klaglos zugestehen: Ich lag daneben. Dann werde ich mich mit einem resignierten Schulterzucken zurückziehen, mir einen Schrebergarten in Lappland zulegen, das Nordlicht anbeten und auf Zwiesprache mit Rentieren und Heidekraut gehen, in der berechtigten Annahme, wenigstens dort noch ein bißchen mehr Intelligenz als hierzulande, bei unserer ach so kritischen Fernsehnation, zu orten. Und nun Schluß der Debatte. Wir versuchen es. Wer will mitziehen?“

Es hatten am Ende alle zugestimmt – wenn auch teilweise gegen die eigene Überzeugung.

Im Laufe der Zeit hatten sie dann die erstaunliche Erfahrung machen müssen, wie schwierig es sich gestaltete, konsequent nach dem Prinzip von „These und Antithese“ zu recherchieren. Die katastrophalen Folgen eines Zugunglücks und das kolossale Versagen der daran Beteiligten aufzuzeigen, erschien noch relativ einfach. Die Zahl der Toten und Schwerverletzten waren unleugbare Fakten, ebenso die Schadenssumme und der Imageverlust für die Bahn. Was aber war die „Antithese“?

„Ganz einfach“, hatte van Geeren mit einem erstaunten Wimpernzucken beschieden, mit einer Miene, als habe ihn ein Akademiker danach gefragt, ob die Erde rund oder eine Scheibe sei. „Wir verzichten darauf, die Fakten

wiederzukäuen, die bereits von den Nachrichten und von diesen Blut- und Boden-Magazinen gebracht wurden. Wir befassen uns statt dessen mit zwei gegensätzlichen Stoßrichtungen: Warum war es geradezu unvermeidlich, daß der ICE oben bei Hamburg diesen verunglückten Parkversuch unternommen hat? Das ist die eine Richtung. Die andere Fragestellung dagegen lautet: Warum ist die Bahn das sicherste Verkehrsmittel des Landes, vielleicht abgesehen vom Flugzeug? Beide Bereiche werden unabhängig voneinander recherchiert und in der Sendung dann ohne unzulässige Gewichtung zu der einen oder anderen Seite gegenübergestellt. Was ist denn daran so schwer?"

Und in dieser Weise funktionierte es schließlich bei jedem Thema. Ob nun ein Politiker wegen erwiesener Unfähigkeit zurücktrat, der Ex-Bundeskanzler bei undurchsichtigen Mauseheleien mit Spendengeldern erwischt oder der Provinzbürgermeister beim Griff in die Stadtkasse ertappt wurde: Stets ging es darum, sowohl die „These“ als auch die „Antithese“ herauszuarbeiten. Wenn auch nicht mit diesen Begrifflichkeiten, so aber doch nach diesem Prinzip.

„German World“, anfangs noch ein unbedeutender Provinzsender für das Ruhrgebiet, hatte das Magazin in Ermangelung brauchbarer Alternativen ohne große Begeisterung übernommen und zunächst nur einen Spottpreis an „Global-Media“ gezahlt. Zumal van Geeren als eine Vertragsbedingung werbefreie Sendezeit aushandelte – ein Novum für Privatsender, erst recht für freie Produktionsgesellschaften, die letztendlich genauso von den Werbeeinnahmen abhängig waren wie ihre Auftraggeber, sofern sie nicht gerade für die öffentlich-rechtlichen Anstalten produzierten.

Und dann, völlig überraschend, wurde „German World“ mit seinem „Aufgedeckt und nachgefragt“ vom Presse-Echo fast überrollt – schon nach der dritten Sendung. Selbst überregionale Zeitungen zitierten bereits nach kurzer Zeit gern und oft aus dem neuen Magazin. Mittlerweile zählte es zu den beliebtesten im deutschen Lande, mit einer bunt gemischten Zielgruppe, in der alle Altersstufen und alle Berufe vertreten waren, sowohl Akademiker als auch Handwerker oder Schüler und Hausfrauen. Und die „Kolik“ mußte im Laufe der Zeit immer tiefer in die Tasche greifen, denn mit einem Almosen ließ sich van Geeren längst nicht mehr abspesen. Selbst die Kollegen von „Spiegel TV“ warfen mißgünstige Blicke auf das Budget, das van Geeren inzwischen zur Verfügung stand.

Am Donnerstag, dem Morgen nach der Sendung, wurde traditionell Bilanz gezogen. Punkt neun Uhr dreißig. Henning van Geeren fühlte sich an diesem Septembertag nicht übermäßig gut. Er hatte schlecht geschlafen, und ausgiebiges Frühstück war schon lange nicht mehr seine Sache. Erstens fehlte ihm der Appetit, und zweitens mußte er sich fast allmorgendlich qualvoll erbrechen. Die Schuld daran wies er diesem „verdammten Tablettencocktail“ zu. Außerdem: Die letzte fiebrige Erkältung mit fast vierzig Fieber lag gerade erst zehn Tage zurück. Für van Geeren kein Grund, länger als vierundzwanzig Stunden dem Büro fernzubleiben. „Notfalls lasse

ich mich auf einer Trage an den Schreibtisch bringen und auf dem Stuhl festbinden“, hatte er seiner Sekretärin zugerannt, als sie es wagte, ihm einen längeren Erholungsurlaub nahezulegen.

„Morgen“, knurrte van Geeren unwirsch in die Runde und ließ sich in seinen Sessel fallen, der die Stirnseite des Konferenztisches zierte. Die digitale Wanduhr zeigte exakt halb zehn. Mit einem kurzen Blick vergewisserte er sich, daß sein Team komplett versammelt war: Neben ihm, gleich auf dem ersten Sessel an der Längsseite des Tisches, wartete Marita, seine Sekretärin und Büroleiterin, eine ältliche und unscheinbare Frau, die unablässig ihre Brille zu putzen schien. Die gelernte Betriebswirtin verbarg hinter ihrer faltigen Dackelstirn einen scharfen Intellekt und einen sicheren Instinkt für die Bedürfnisse „Seiner Finsternis“. Sebastian Menne, sein Stellvertreter, studierter Volkswirt, vormaliger Chefredakteur einer Sportzeitung und zuständig für Technik und Finanzen, hatte ihr gegenüber seinen angestammten Platz. Mit vierzig war er, neben van Geeren, der älteste in der Runde. Sein voluminöser Rauschebart stand in einem seltsamen Kontrast zu seiner spiegelnden Vollglatze. An seiner Seite blätterte Henry Scharnhorst im Pressespiegel des heutigen Tages, fünfunddreißig und trockener Alkoholiker, ein ehemaliger Französisch- und Deutsch-Lehrer, der mehrmals betrunken in den Unterricht getorkelt war. Ausgerechnet in diesem Zustand und vor einer johlenden achten Gymnasialklasse hatte er die „Dünnpiff-Psychologie“ begründet, wonach der physikalische Druck, mit dem man sich ins Porzellan entlud, einiges über die Persönlichkeit des Diarrhöe-geplagten aussagte. Für einen Lehrer im Angestelltenverhältnis, obendrein während der Probezeit, zweifellos ein ruinöses Unterfangen. Van Geeren hatte ihm eine Chance gegeben, vielleicht auch deshalb, weil er bei Scharnhorst eine unmittelbare Seelenverwandtschaft spürte: zunächst eine Entziehungskur, danach das Volontariat. Heute zählte Scharnhorst zu seinen besten Leuten. Er recherchierte ehrgeizig, fundiert und penibel und brachte es selbst beim schockierendsten Thema noch fertig, die Zuschauer mit ironischen Zwischenbemerkungen zum Lachen zu reizen.

Scharnhorst wurde ebenso wie die sieben weiteren Kollegen als Allround-Redakteur eingesetzt. Vom Status her Reporter, mußte er gleichzeitig moderieren, Regie führen, sprechen, recherchieren und die Beiträge schneiden können.

Diese anderen Kollegen hießen Claudia Merseburg, Sonja Baalke, Anja Lummers, Gerd Wullens, Hans-Joachim Ulke und Kurt Langenhorst, allesamt abgeworben von öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, wo sie zwar mit einer hervorragenden Ausbildung angetreten waren, dann aber mit Verträgen abgespeist wurden, die einer Mischung aus dem Status des Selbständigen, also des freien Mitarbeiters, und einer arbeitnehmerähnlichen Abhängigkeit bestanden. Soweit es um die *Rechte* aus einem Arbeitnehmerverhältnis ging, wurden sie als „Selbständige“ eingestuft, und pochten sie auf die üblichen Rechte eines Freiberuflers, hatten sie die Nachteile eines Arbeitnehmers in Kauf zu nehmen. Eine gängige Praxis bei vielen Medienunternehmen. Sie alle waren Ende zwanzig oder Anfang dreißig. Das „Küken“ in der Runde hieß Oliver Bühling, fünfundzwanzig Jahre alt und Volontär.

Nachdem sich jeder mit Kaffee versorgt hatte und die ersten Zigaretten qualmten, wandte sich van Geeren an seinen Stellvertreter. „Was sagt die Quote?“

„Dreiunddreißig komma neun.“

Er runzelte die Stirn. „Fast sechs Prozent weniger als vor vierzehn Tagen. Woran liegt's?“

Sebastian Menne kraulte sich seinen Bart, der ihm fast bis an die Brust reichte. „Wir hatten gestern starke Konkurrenz. Das Länderspiel beim ZDF.“

„Ach so, ja.“ Van Geeren nickte. Da konnte man nichts machen.

„Zuschauerreaktionen?“

Marita Bösenberg hob einen Stapel Papier. „Dreihundertsiebzig E-Mails, fünfhundertsechundsechzig Faxe, zweihundertvierzig Anrufe direkt bei ‚German World‘. Beschimpfungen und Zustimmung halten sich in etwa die Waage, soweit ich bis jetzt überblicken kann. Bei GW wird noch an der Auswertung gearbeitet.“

Van Geeren nickte erneut. Er hatte nichts anderes erwartet.

„Hat sich die Kolik schon gemeldet?“ wollte er von seiner Sekretärin wissen.

„Kolik“ war der Spitzname für Rudolf Tannhausen, dem sechzigjährigen Intendanten, Gründer und, juristisch gesehen, dem Geschäftsführer von „German World“. Seinen Beinamen hatte er sich aufgrund seines überschäumenden Temperaments eingehandelt. Seine zahlreichen Wutanfällen pflegte er grundsätzlich damit zu entschuldigen, daß ihm seine wiederholten Gallen- und Nierenkoliken zu schaffen machten.

„Der ist zufrieden“, lächelte sie und legte ihre Dackelstirn in Falten. „Er war heute morgen allerdings der Meinung, wir hätten die Schmarotzermentalität der Sozialhilfeempfänger ein bißchen zu wenig betont.“

Das Thema der gestrigen Live-Sendung lautete: „Die neue Armut in Deutschland – Eine Bedrohung oder ein grandioser politischer Bluff?“ Wie üblich hatte es neben den einzelnen Filmberichten auch Talk-Gäste gegeben, einen Empfänger von Sozialhilfe und einen Kommunalpolitiker, der das Sozialgesetzbuch einschließlich seiner Nebengesetze und Ausführungsbestimmungen am liebsten dem Scheiterhaufen überantworten würde. Van Geeren selbst hatte moderiert und zeitweise dann doch heftiges Bedauern darüber empfunden, diesem aufgeblasenen Feierabendpolitiker nicht zumindest verbal kräftig eins aufs Maul hauen zu dürfen.

„Der soll sich auf die Dinge konzentrieren, von denen er etwas versteht“, knurrte van Geeren gereizt. „Und uns gefälligst unsere Arbeit machen lassen.“

Er fixierte Gerd Wullens, der nun unbehaglich auf dem Sessel hin und her zu rutschen begann. „Wo wir gerade dabei sind ... Was zum Teufel hast du dir gestern mit dieser einen Halbtotale gedacht? Ich habe mir anschließend die Aufzeichnung angesehen und wäre dabei fast vom Sessel gekippt. Fast dreißig Sekunden lang das Hintergrundbild und meine blöde Fresse, während dieser arme Kerl das Wort hatte, der seit zwanzig Jahren Stütze bezieht. Nur war er nicht zu sehen, aber dafür sehr deutlich zu hören. Und sein unsägliches Gestammel,

ohne den Gesamteindruck seiner Persönlichkeit – das *mußte* ein schlechtes Licht auf ihn werfen. Das könnte uns den Vorwurf der Manipulation und der Einseitigkeit einbringen. Also, was sollte der Quatsch?“ Wullens, einunddreißig und ehemaliger Lokaljournalist, hielt sich für einen Reporter aus Leidenschaft. Nur dieses verwünschte Regie-Führen lag ihm nicht. Darauf pflegte „Kalaschnikow“ zu seinem Leidwesen aber keine Rücksicht zu nehmen. Für die gestrige Sendung hatte ihn das Los getroffen. Die vier Wochen zuvor mit ihren Vorbereitungen waren bereits ein Alptraum gewesen.

„Der Tontechniker von GW war gestern die allergrößte Pflaume“, verteidigte er sich und wölbte trotzig die Unterlippe. „Der Kerl hat ständig übersteuert und wie ein Epileptiker herumgezappelt. Außerdem war ich kurz mit der Zwei beschäftigt.“

Hans-Joachim Ulke, neben Sonja Baalke während der jüngsten Sendung als Kameramann eingesetzt, hob erstaunt die Augenbrauen. „Meine Kiste war zu der Zeit off, Sonja war gerade dran. Ich weiß ja gar nichts davon, daß wir beide just in dem Moment miteinander zu tun hatten.“

Henning van Geeren mochte es ganz und gar nicht, wenn sich seine Leute die Schuld für kleine oder größere Mißgeschicke gegenseitig zuzuschieben begannen. Das beeinträchtigte das Betriebsklima, und es änderte nichts mehr an dem, was passiert war. Er hob gebieterisch die Hand, und Wullens, der den Mund bereits zu einer erbosten Erwidern geöffnet hatte, schloß ihn wieder. „Okay, ist schon gut“, meinte er besänftigend. „Bei der nächsten Sendung bitte ich mir aber etwas mehr Sorgfalt aus. Solche Dinge *dürfen* einfach nicht passieren, klar?“ Er warf einen prüfenden und gleichzeitig scharfen Blick in die Runde, bemerkte die betretenen Gesichter und lächelte plötzlich. „Ansonsten, Freunde: Ihr habt tolle Arbeit geleistet. Danke!“

Das eben war der Grund, warum sich „Global-Media“ mit einer nur geringen Fluktuation im Mitarbeiterstamm herumplagen mußte. Van Geeren war imstande, auszuteilen – aber auch zu loben und zu motivieren. Und zwar von ganzem Herzen und damit überaus glaubwürdig.

Erleichtert raschelten die Konferenzteilnehmer mit ihren Papieren. Der eigentlich gefürchtete Teil der Donnerstagskonferenz, die „Manöverkritik“, lag hinter ihnen. Jedenfalls für diese Woche. Am nächsten Donnerstag würde es um eine Reportage zum Thema „Abzockermentalität bei Fitneß-Studios“ gehen, die am Dienstag bei einem öffentlich-rechtlichen Sender im Sendeplan stand.

Im Verlauf der nächsten Stunde befaßten sie sich mit den Themen der Folgesendungen von „Aufgedeckt und nachgefragt“. Nur der fünfzehnte Dezember präsentierte sich noch jungfräulich weiß, wies lediglich ein mit Bleistift eingetragenes Fragezeichen auf. Das ursprünglich geplante Thema „Weihnachten im Spannungsfeld zwischen Kommerz und Religion“ hatten sie fallengelassen. Ein anderes Magazin war ihnen zuvorgekommen.

„Ich hätte da etwas“, kündigte van Geeren an.

„Ach?“ Henry Scharnhorst grinste ihn über seine Kaffeetasse hinweg an. „Wenn Seine Finsternis persönlich mit einer Idee rausrückt, kommt meistens ein Knaller. Was ist es denn?“

Van Geeren kannte seine diversen Spitznamen und nahm sie niemandem übel – er wußte selbst, wie unleidlich er sich zuweilen verhielt.

„Pädophilie“, ließ er die Bombe platzen. Abwartend blickte er in die Runde.

Er sah lange Gesichter und vernahm, wie erwartet, allgemeines Seufzen. Und dann beredtes, sekundenlanges Schweigen, nur unterbrochen vom Klirren abgestellter Kaffeetassen. Bis sich endlich Claudia Merseburg aufraffte: „Ach du Scheiße! Die Kinderficker! Und das auch noch zur Vorweihnachtszeit. Ich dachte, wir rühren dieses Thema nicht mal mit der Kneifzange an?“

„Jedenfalls nicht auf die Weise, in der es die anderen tun, richtig“, nickte van Geeren. Dann lehnte er sich zurück, erzählte von „Abendrot online“ und schloß: „Ein ungewöhnlicher Ansatz, um sich dieser Thematik zu nähern, oder?“ Er setzte sein berüchtigtes Pokergesicht auf.

„Aber in welche beiden kontroversen Stoßrichtungen sollen wir denn da recherchieren?“ zerbrach sich Anja Lummers, eine frühere Gerichtsreporterin, ihren Lockenkopf. „Kinderficker sind Kinderficker. Übles Gesindel, durch die Bank. Sollen wir den Krankheitsaspekt dagegen halten? Widerlich ist es trotzdem.“

„Ob widerlich oder nicht – wir bleiben unseren Grundsätzen treu“, entgegnete van Geeren scharf. „Auch hier lassen sich durchaus zwei unabhängig voneinander recherchierte Aspekte verarbeiten. So werden wir uns diese sogenannten ‚Ehemaligen‘ vornehmen. Henry, das ist dein Job. Soweit ich weiß, hast du noch Kapazitäten frei, oder?“

„Einer meiner früheren Schüler ist sexuell mißbraucht worden“, knirschte der Reporter und hob abwehrend die Hände. „Ich bin wohl kaum der richtige dafür. Außerdem hänge ich immer noch an dieser Sache mit den Autoschiebern dran, bei der ich auf der Stelle trete.“

„Genau deshalb bist du es doch, mein Lieber. Ich meine, der richtige dafür. Diese Ehemaligen scheinen, dem Chatroom nach zu urteilen, untereinander völlig zerstritten zu sein. Deine Autoschieber laufen dir nicht weg, bis Januar bleibt dir noch genug Zeit. Wir werden außerdem einen oder zwei Pädophile finden müssen, die bereit sind, zur Sendung zu kommen. Sonja, diesen Part übernimmst du.“

Sonja Baalke öffnete den Mund und klappte ihn dann unverrichteter Dinge wieder zu. Denn bis auf ihren Widerwillen vermochte sie kein einziges stichhaltiges Argument zu nennen, warum sie alles andere als scharf auf diesen „Part“ war. Und da sie Henning van Geeren kannte, war ihr nur zu bewußt, daß er auf eine solche Begründung ausgesprochen allergisch reagieren würde.

Scheiße!

„Und diese Pädophilen willst du dann mit ihren Opfern konfrontieren“, stellte Sebastian Menne scharfsinnig fest. Er grinste plötzlich. „Eine geniale Idee, das muß ich dir lassen.“

„Bei GW werden die Telefonleitungen zusammenbrechen“, prophezeite das „Küken“ und errötete angesichts der eigenen Kühnheit. Als Volontär war er normalerweise sehr darum bemüht, sich während der Konferenzen unauffällig im Hintergrund zu halten.

„Richtig.“ Der Chef lächelte spöttisch und nickte seinem Auszubildenden gönnerhaft zu. „Aber nicht nur deshalb wird Tannhausen tränende Augen und wahrscheinlich auch ein Dutzend neuer Anfälle gleichzeitig kriegen. Ihr alle kennt Karl von Sulingen, nehme ich an?“

Erstauntes Schweigen, dann Stimmengemurmel: Und ob man diesen Burschen kannte. Von Sulingen war seit zwei Legislaturperioden Mitglied des Deutschen Bundestages. In seinem Wahlkreis Dortmund hatte er allerdings bis heute kein Direktmandat zustandegebracht, was ihn ungeheuer wurmte. Das zumindest verbreiteten Leute, die es wissen mußten. Er galt als steinreich, großmäulig und publicitysüchtig, außerdem als einer von den ganz rechten Scharfmachern, als Law-and-Order-Mann, der zu seinem Leidwesen im Parlament mit einem Platz auf einer der hintersten Bänke vorlieb nehmen mußte.

Was in der Öffentlichkeit hingegen nur wenigen Menschen bekannt war, und wenn, dann vermutlich lediglich einem erlesenen Kreis von Branchenkennern: Er war de facto der alleinige Besitzer von „German World“, also die graue Eminenz im Hintergrund, derjenige, der sich bis heute weigerte, „GW“ in eine Aktiengesellschaft umwandeln zu lassen. Aus gutem Grund, vermuteten Insider, die hinter vorgehaltener Hand über fragwürdige Transaktionen tuschelten, in denen der Irak und Nordirland eine gewisse Rolle spielten. Tannhausen selbst, der nach außen auftretende „Inhaber“ und Intendant von „German World“, war also nur eine Marionette, auf Ge-
deih und Verderb dem Wohlwollen des Politikers ausgesetzt. Und von Sulingen benutzte im Gegenzug den Sender, um seine unausgegorenen Ansichten unters Volk zu bringen. In jeder dritten oder vierten Nachrichtensendung erhielt er zum Leidwesen der zähneknirschenden Redakteure mehr Raum, als ihm von der Sache her eigentlich zustand – wenn überhaupt. Aber Tannhausen übte entsprechenden Druck aus, und seine Angestellten mußten sich fügen.

Nur van Geeren hatte sich all die Jahre standhaft geweigert, von Sulingen in „Aufgedeckt und nachgefragt“ ein gefälliges Forum zu bieten. Kunststück: Er war auch kein Angestellter des Senders. Sondern freier Produzent.

„Was ist mit dieser Knallcharge?“ erkundigte sich Kurt Langenhorst argwöhnisch.

Van Geeren grinste immer noch. „Er soll seinen Auftritt bei uns bekommen. Wir werden ihn erhören, nachdem er bereits seit Jahren darum gebettelt hat. Er ist Gründer dieses komischen Vereins namens ‚Kinderwehr‘, richtig?“

Marita nickte nachdenklich. „Der Verein sammelt im großen Umfang Spendengelder, mit denen Projekte gegen den sexuellen Mißbrauch von Kindern gefördert werden sollen.“

„So steht es in der Satzung. Was würdet ihr nun sagen, wenn ich über von Sulingen ein bißchen mehr wüßte als ihr?“

Henry zuckte die Schultern. „Spuck’s schon aus, wir sind ganz Ohr.“

Van Geeren verschränkte die Hände und stützte sein Kinn darauf. „Ein großer Teil seines Vermögens kommt mittels recht dunkler Geschäfte zustande. Das an sich pfeifen ja ohnehin schon die Spatzen von den Dächern. Nun weiß ich inzwischen aber definitiv, daß auch dieser Verein eine ausgezeichnete Deckadresse für ...“

„ ... Geldwäsche ist?“ Menne bekam kugelrunde Augen, und sein Bart schien sich zu sträuben.

Van Geeren nickte nur. „Genau. So wie auch GW, vermute ich. Aber das ist wirklich nur eine Vermutung. Bei ‚Kinderwehr‘ hingegen ...“

Die anderen schwiegen bestürzt.

„Hast du dafür Beweise?“ fragte Marita. Ihre Stimme klang sachlich, aber ihre nervösen Bemühungen um ihre Brille strafte sie Lügen. Beim Putzen zerbrach sie fast das Gestell.

„Gewiß. Aus allerbesten Informationsquellen, meine Liebe. Gelegentlich verkehre ich noch in der Szene, auch wenn man mir’s nicht ansieht und ich keine große Reklame damit mache.“

Menne saß plötzlich kerzengerade in seinem Sessel. „Du willst damit behaupten, daß der Kerl nicht nur ein Ganove ist, sondern auch noch ...“ Er unterbrach sich, wurde rot und senkte verlegen den Blick.

„ ... schwul, wolltest du sagen?“ ergänzte Van Geeren und grinste bitter. „Ich weiß, das ist fast schlimmer als unsaubere Geschäfte abzuwickeln. Und beides zusammen – pfui Teufel!“

„Entschuldige, so habe ich es nicht gemeint“, flüsterte Menne betreten.

„Mir ist es wurscht, wie du es gemeint hast. Außerdem weiß ich, daß wir Schwule noch immer nicht die allerbeste Reputation genießen. Also sprich dich nur aus, mein Lieber!“ Van Geeren funkelte seinen Stellvertreter grimmig an.

Der schüttelte nur den Kopf. „Es ist nur ... dem Kerl gehört praktisch GW, und German World ist unser Hauptauftraggeber!“

„Jetzt kommen wir der Sache schon näher“, sagte „Kalaschnikow“ triumphierend und schob seinen Sessel zurück, um sich in eine bequemere Sitzposition zu bringen. „Und diesem Halunken gehen wir an die Eier. Damit kriegt er seinen Auftritt bei uns. Aber anders, als er sich vorgestellt hat.“

„Der Alte dreht uns mitten in der Sendung den Saft ab, wenn wir mit dem Scheiß kommen“, stellte Henry fest und kaute nachdenklich an seiner Unterlippe. „Seit dem Schreinemaker-Fiasko ist in dieser Hinsicht bei den Sendern die Hemmschwelle gesunken. Das möchte ich einfach nur zu bedenken geben.“

„Wozu gibt es die Pressefreiheit?“ trumpfte Oliver Bühling auf, inzwischen mutiger geworden, nachdem er für seinen ersten Wortbeitrag vom Chef nicht gleich standrechtlich erschossen worden war. Beifallheischend sah er sich um.

„Bäh!“ sagte Hans-Joachim Ulke abfällig. „Auf die hat sich diese Weinemaker – äh, Schreinemaker damals auch berufen. Das Ergebnis ist bekannt.“

„Und deshalb werden wir sehr gute Beweise brauchen“, ergänzte Sonja. Sie schluckte trocken.

„Die besitze ich“, erwiderte van Geeren und klopfte auf einen Schnellhefter. „Sie sind hieb- und stichfest. Meine Informanten sind über jeden Zweifel erhaben. Übrigens ist der Arsch kein echter Homosexueller, sondern wohl eher ein Bi – oder eine Klemmtrine. Gibt sich heimlich mit irgendwelchen Strichern ab, während seine Frau daheim Haus, Hof und ihre gekränkte Eitelkeit hütet.“

„Und selbst dann macht die Kolik nicht mit“, sagte Sebastian Menne heftig. „Er kippt uns erst die Sendung und dann das ganze Magazin. Das hier ist etwas anderes. Bislang ist es ihm nie selbst an die Substanz gegangen. Solange wir uns mit den Schweinereien der anderen beschäftigten – gut so, immer feste druff. Aber das hier – er dreht uns durch den Wolf! Bei Geld hört die Moral auf, das wissen wir doch, verdammt.“

„Andere stehen schon Schlange, um in die Bresche zu springen“, wagte Wullens einen Einwand. Besonders überzeugt schien er allerdings selber nicht zu sein.

„Bei uns, bei ‚Global-Media‘? Sobald die Lunte riechen und mitkriegen, daß wir selbst den eigenen Brötchengeber in die Pfanne hauen, wird die Schlange ganz schnell kürzer, mein Lieber. Sogar sehr kurz. Wahrscheinlich löst sie sich sogar nullkommanichts in Luft auf. Und bei GW? Siehst du auch dort eine Schlange von Interessenten? Was hat der Sender denn potentiellen Mitinhabern zu bieten? Eine bundesweite Frequenz und ansonsten nur dritt- oder viertklassige Konserven. Unser Format ist doch das einzige, das den Idioten, diesen Tannhausen, aus seinem ewigen Quotenloch herausholt. Die Investoren werden sich bedanken! Falls die Kolik also so blöd ist und diesem Kamikazeunternehmen tatenlos zusieht, dreht von Sulingen ruckzuck den Geldhahn zu. Die Reserven reichen gerade für sechs Wochen, vielleicht nicht einmal so lange. Auch das wissen wir, wozu haben wir schließlich unsere Tratschtanten drüben in der Verwaltung? Die Werbeeinnahmen sind für’n Arsch, hier schreibt GW permanent rote Zahlen. Der Sender ist nach wie vor ein Zuschußunternehmen, und unter Tannhausen wird er es auch bleiben.“

„Das ist Tannhausens Problem und nicht unseres“, unterbrach ihn van Geeren. „Und was unser Format betrifft, so müssen wir uns mittelfristig ohnehin etwas einfallen lassen. Ich verrate wohl kein allzu großes Geheimnis, wenn ich euch hiermit in aller Offenheit kundtue: Spätestens im Frühjahr ist, was mich angeht, Feierabend, dann gehen die Lichter bei mir aus. Endgültig. Können wir uns erst einmal darauf verständigen, auf diese zwar beschissene, aber unabänderliche Tatsache? Beschissen und unabänderlich jedenfalls für mich?“

Sein Team schwieg betroffen. Soeben hatte der Chef sein eigenes Gesetz gebrochen – und über seine Krankheit geredet. Niemand sagte etwas, alle starrten betreten zu Boden.

„Auf diesem Umstand will ich nicht lange herumreiten, ich will ihn nur zur Kenntnis geben und noch einmal allen in Erinnerung rufen. Das heißt: ‚Aufgedeckt und nachgefragt‘ geht dann mit mir unter. Zumindest in seiner bisherigen Form und an seinem bisherigen Sendeplatz. Ich möchte nicht, auf keinen Fall möchte ich das, und das wird mein Vermächtnis sein, daß es ein anderer übernimmt. Es war *mein* Kind, verstanden? Vielleicht ver-

schwindet dann sogar ‚Global-Media‘ von der Bildfläche. Andererseits: Wir sind finanziell gesund, für die ersten Monate steht euch allen ein ausreichendes Übergangsgeld zu Verfügung. Aber solange bräuchtet ihr nicht einmal zu warten. Ich weiß, daß draußen mit triefender Zunge die Jobhunter herumschleichen, diese Aasgeier. Keiner von euch wird länger als vier Tage arbeitslos sein. Okay? Also was soll die Weltuntergangsstimmung, dieses Gebrabbel vom Abschalten der Sendung? Seid ihr wirklich nicht mehr bereit, etwas zu riskieren? Geht es euch bereits *zu* gut, seid ihr schon jetzt *zu* satt geworden? Na?“

Er musterte jeden einzelnen seiner Mitarbeiter mit einem bohrenden Blick. Alle senkten die Köpfe. Sebastian Menne gab sich erster einen Ruck. „Also gut. Ich mache mit“, erklärte er fest. „Aber drei Fragen möchte ich beantwortet haben. Erstens: Wollen wir nun eine Sendung über diesen Politaffen machen – oder über die Pädophilie? Zweite Frage: Warum sollten wir so aufwendig recherchieren, wenn uns die Kolik nach spätestens zehn Minuten den Saft abdrehen läßt? Und damit rechne ich ganz fest, denn wir wollen seinen Ernährer schlachten, den Kerl, ohne den er seinen beschissenen Sender dichtmachen kann. Und drittens: Wenn wir nach dem fünfzehnten Dezember im Freien stehen, was ist mit den Sachen, an denen wir zur Zeit dran sind, die für die Ausgabe zum Jahreswechsel und so weiter geplant sind?“

Van Geeren nickte befriedigt. „Endlich reden wir Klartext. Das wurde auch Zeit. Erstens: Das Thema wird selbstverständlich die Pädophilie sein. So widerwärtig diese sexuelle Triebrichtung auch sein mag: Wir dürfen unsere Augen nicht davor verschließen, daß sich im Schatten der Mißbrauchsdiskussion jede Menge Sumpfbüthen ausgebreitet haben. Dieser Politaffe, wie du ihn zu nennen beliebst, ist nur einer dieser Schmarotzer. Einer von vielen, die sich als Trittbrettfahrer betätigen, sich einen Trend zunutze machen und ihre eigenen Schäfchen ins Trockene bringen. Oder ihre Profilneurose pflegen, ganz, wie ihr wollt. Und das werden wir benennen. Wir lassen außerdem die Pädophilen selbst zu Wort kommen – unzensuriert und nicht manipuliert, wohlgermerkt, also anders, als es die liebe Konkurrenz zu handhaben pflegt. Wir haben den Kinderfickern etwas zu bieten, und das ist unsere Seriosität. Die anderen sogenannten Reporter Magazine können sich inzwischen die Hacken ablaufen: Sie finden kaum noch einen von diesen Perversen, jedenfalls keinen, der sich wie gehabt verarschen und vor der Kamera verladen läßt. So dämlich ist selbst der dusseligste Kinderschänder nicht mehr, nachdem die ganzen Freaks unserer Branche ihre elenden Scheißhaufen auch auf dieses Feld gesetzt haben. Und wir besitzen einen ganz neuen Ansatzpunkt: diese sogenannten Ehemaligen. Mißbrauchsoffer, die sich untereinander darüber streiten, in welcher Weise sie Opfer geworden sind. Bemerkenswert, das ganze, findet ihr nicht auch? Und dann zur zweiten Frage: Wir werden es zu verhindern wissen, daß man uns die Live-Sendung kippt. Mehr will ich dazu einstweilen nicht sagen. Schließlich deine dritte Frage: Weitermachen! Alle Themen sind notfalls auch für eigenständige Reportageformate geeignet, die wir dann anderswo anbieten können und anbieten werden. Zufrieden?“

Sebastian dachte einen Moment nach und nickte dann. Er spielte mit seinem Kugelschreiber. Und grinste plötzlich. „Hört sich irgendwie spannend an“, sagte er und kicherte.

Zehn Minuten und eine heftige Diskussion später waren auch die anderen bereit, sich dieser Herausforderung zu stellen, wohlwissend, daß sie das Ende von „Global-Media“ bedeuten konnte. Aber „Kalaschnikow“ hatte zweifellos recht: Nach seinem Tod würde ohnehin nichts mehr so sein, wie es mal war. Dann lieber ein spektakuläres Ende, über das man noch Monate später redete. Und das jedem einzelnen die Fahrkarte in andere, nicht weniger gute Jobs sicherte, zumal der Geruch des „Nestbeschmutzers“ mit van Geeren auf Nimmerwiedersehen im Grab verschwinden dürfte. Eine zwar eigennützige und brutale, aber auch sehr nüchterne Abwägung, die jeder für sich vornahm. Ohne es auszusprechen, kamen sie am Ende alle zum selben Ergebnis. Und das gab letztendlich den Ausschlag.

Wer im Zusammenhang mit diesem Thema welche Aufgabe übernahm und sie in seinem dichten Arbeits- und Terminpensum noch unterbringen konnte, überließ van Geeren seinen Mitarbeitern selbst. Dabei wurde er nicht mehr benötigt. Marita würde es protokollieren, Sebastian notfalls ein Machtwort sprechen.

Völlig erschöpft zog sich Henning van Geeren in sein Büro zurück und ließ dort den Kopf auf die Schreibtischplatte sinken.

Hoffentlich bleibt mir überhaupt noch genug Zeit. Ich fühle mich beschissen. Meine Uhr tickt immer langsamer ...

Wenige Tage später fanden die Betreiber von Internet-Homepages, die sich neutral oder positiv mit der Pädophilie befaßten, eine aufsehenerregende E-Mail in ihrer Mailbox:

Guten Tag!

Dringend: Wir suchen für unser Magazin „Aufgedeckt und nachgefragt“ Menschen mit pädophilen Neigungen, die bereit sind, sich in einer Live-Sendung Mitte Dezember zu ihrer Sexualität zu äußern. Wir setzen unser Konzept und unsere Arbeitsweise als bekannt voraus, werden sie Interessenten aber gern noch einmal erläutern. Sie dürfen demzufolge davon ausgehen, daß Seriosität und Fairness unser oberstes Gebot sind. Auf Wunsch wird eine gewisse Anonymität (Maske und dergleichen) zugesichert. Bitte melden Sie sich bis Mitte Oktober bei GLOBAL-MEDIA, Anschrift siehe unten.

Mit freundlichem Gruß

Sonja Baalke, Redakteurin

Neunzehn

An einem verregneten Donnerstagnachmittag, es war inzwischen Anfang Oktober, versah Thorsten seinen Dienst am Ausgabeschalter für die Frachtpapiere, mit denen die Blechcontainer auf ihre Reise um die ganze Welt geschickt wurden. Ungeduldige Trucker standen buchstäblich Schlange, schimpften über jede Verzögerung und übergossen den jungen Mann mit Schmähungen, wohlwissend, daß es sich bei ihm *nur* um einen Auszubildenden handelte: „Dir kann man im Laufen die Schuhe besohlen, Mensch! Mach hin, die Kiste muß bis sechs in Hamburg sein!“ Andere unterhielten sich lautstark über ihren nervtötenden Job, über die schlechte Bezahlung, den ständigen Kampf um die Spesengelder und mit der Autobahnpolizei, die sie als Schmeißfliegen und Wege-lagerer bezeichneten, getrieben nur von ihrem Ehrgeiz, den Berufskraftfahrern das ohnehin schon schwere Leben noch schwerer zu machen.

Thorsten ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Das gehörte zu den Dingen, die er als erstes gelernt hatte. „Das T-Papier kommt gleich“, beschied er einem bartstoppeligen Gesicht, das im winzigen Ausgabefenster hing wie die mißglückte Karikatur einer Handpuppe. „Hast du überhaupt einen Gefahrgutschein?“

„Was geht dich das an, du halbe Portion?“ giftete das Gesicht und bleckte sein lückenhaftes Gebiß.

Thorsten wurde der Antwort enthoben, denn einer seiner älteren Kollegen, jener, der in diesem Bereich für seine Ausbildung zuständig war, tippte ihm auf die Schulter. „Besuch für dich“, sagte er und grinste schief. „Ich löse dich ab. Du gehst mit diesen Blechkutschern sowieso zu weich um. Laß mich mal ran.“

„Besuch?“ fragte Thorsten erstaunt und ignorierte seinen Kunden, der wutschnaubend den Gefahrgutschein auf den schmalen Tresen klatschte und ihn anbellte: „Zufrieden, du Mondgesicht? Nun komm in Schweiß!“

Der Ausbilder, ein hagerer Mittfünfziger, dem die schreiend bunte Krawatte wie ein Henkerstrick am dünnen Hals baumelte, zuckte die Schultern.

„So'n Kerl mit einem Haufen Narben im Gesicht. Scheint ziemlich fertig zu sein und fing fast an zu heulen, als ich ihm sagte, daß wir hier keine Zeit für Kaffeekränzchen haben.“

„Wird's hier bald?“ keifte das bartstoppelige Gesicht durch die Luke.

„Halt die Schnauze!“ brüllte der Hagere zurück. „Du wartest, bis du dran bist, kapiert?“

Eingeschüchtert zog sich der Dreitagebart zurück.

„Siehst du?“ grinste der altgediente Speditionskaufmann und Disponent. „So muß man mit diesen Wichsern umgehen, dann klappt's auch mit der Nachbarin!“ Er lachte wiehernnd über seinen vermeintlich guten Witz.

Thorsten war blaß geworden. „Ein narbiges Gesicht?“ fragte er heiser. „Hager, etwas über fünfzig?“

„Richtig, Jungchen. Bis auf die kaputte Schnauze fast mein Ebenbild, wenn auch nicht so hübsch wie ich.“

„Etwa mein Vater?“ Thorsten bekam weiche Knie.

„Er hat sich mir nicht vorgestellt. Frag ihn selbst, ich habe ihn in Sozialraum Nummer zwei verfrachtet. Dort ist es ruhig, und da stört euch auch kein Telefon. Er sah aus, als würde er gleich aus den Latschen kippen. Und nun laß mich mal machen hier, sonst bricht der ganze Betrieb zusammen.“ Er kicherte selbstgefällig, schob Thorsten zur Seite wie ein lästiges Möbelstück, griff sich einen Stapel Papier und brüllte durch das kleine Fenster: „Der Nächste, aber dalli!“

Das bärtige Gesicht tauchte wieder auf. „Das bin immer noch ich“, sagte er kleinlaut. „Hier ist mein ...“

„Du hast doch gehört, daß dein T-Papier noch nicht fertig ist, oder? Hat dir deine Alte heute morgen in die Ohrmuscheln geschissen? Hau ab, du Hanswurst, ich rufe dich, wenn’s soweit ist, kapiert? Wagen dreiundachtzig, wo steckst du Pfeife? Mach dich auf die Socken, am Schuppen elf steht ein ...“

Den Rest hörte Thorsten schon nicht mehr. Er eilte zum Fahrstuhl auf der anderen Stirnseite des Großraumbüros, trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen und wäre fast mit einer Putzfrau zusammengeprallt, als sich endlich die Tür öffnete und sie sich, behängt mit allerlei Requisiten, aus der engen Kabine herauszwängte. „Pardon“, murmelte er geistesabwesend und konnte es kaum abwarten, bis sich leise summend die Tür wieder schloß und der Lift in Bewegung setzte.

Narbiges Gesicht. Hager. Über fünfzig. Völlig fertig, würde gleich aus den Latschen kippen ...

Mein Gott!

Als er den Sozialraum mit der Nummer zwei betrat, wurde seine Ahnung zur Gewißheit. Am Tisch saß er. Sein Vater. Vor ihm stand ein Becher Automatenkaffee. Er hockte völlig in sich zusammengesunken auf dem billigen Plastikstuhl und bedachte ihn mit einem unsicheren Blick.

Er sieht aus wie ausgekotzt.

Thorsten blieb in der geöffneten Tür stehen. Regungslos. Er betrachtete das Häufchen Elend. Seinen Vater.

Vater? Pah!

„Was willst du denn hier?“ schnauzte er ihn an und kam damit ohne Umschweife zur Sache.

„Mit dir reden“, flüsterte Klaus heiser und wandte den Blick ab.

„Hier? Ich arbeite in diesem Laden, falls du es noch nicht bemerkt haben solltest. Ich mache eine Ausbildung. Das ist so etwas wie eine Lehre, weißt du.“

„Das weiß ich. Es tut mir auch leid, daß ich dich störe. Aber ich habe es nicht mehr ausgehalten“, erwiderte Klaus. Seine Stimme schwankte und zitterte, als wollte er gleich in Tränen ausbrechen.

„Nun fang bloß nicht an zu heulen“, knurrte Thorsten, kam vollends herein und schloß die Tür hinter sich, indem er sie mit dem Fuß zukickte. „Also, da bin ich. Und nun rede mit mir. Das wäre in fast zwanzig Jahren übrigens das erste Mal. Ich meine, daß du mit mir redest. Und nicht nur wie ein Hampelmann auf dem Sofa sitzt und ... und sie alles machen läßt.“

Er brachte es nicht fertig, sie „Mutter“ oder gar „Mama“ zu nennen. Nicht bei diesem Monstrum, das fast seinen kleinen Bruder umgebracht hätte.

Klaus nickte nur und starrte auf die Wand neben dem Kaffeeautomaten. „Ich habe Probleme mit der Börse“, flüsterte er geistesabwesend.

„Was faselst du da?“ erkundigte sich Thorsten und setzte sich, nachdem er geräuschvoll den Stuhl zu sich herangezogen hatte. Er war sehr darum bemüht, in gebührender Entfernung von *dem* da Platz zu nehmen.

Denn er war wütend. Wütend darüber, wegen dieser Witzfigur aus seinem Tagesablauf oben in der Disposition herausgerissen zu werden. Wütend darüber, daß sich dieser Kerl, der in seinem ganzen bisherigen Leben keine nennenswerte Rolle gespielt hatte, den denkbar schlechtesten Zeitpunkt dafür ausgesucht hatte, daran plötzlich etwas ändern zu wollen. Und vor allem wütend darüber, daß es der alte Aufschneider selbst ihm gegenüber und in dieser Situation nicht lassen konnte, zu prahlen. *Börse!* War das die neueste Spinnerei dieses Versagers? Er verfügte im Zweifelsfalle nicht einmal über genug Grips, um die Haushaltskasse zusammenzuhalten. Was bildete sich dieser Mensch eigentlich ein?

Aber, eben, er war *sein Vater*. Und das war der springende Punkt. Zumindest ein guter Grund, nicht postwendend kehrt zu machen und jenes menschliche Wrack dort auf der anderen Seite des Tisches sich selbst zu überlassen. Denn bei allem, was man ihm vorwerfen konnte, sogar vorwerfen mußte: *Er* hatte nicht versucht, Dennis zu erschlagen. *Er* hatte niemals Hand an ihn oder eines der anderen Geschwister gelegt. Er hatte es allerdings auch niemals verhindert oder auch nur zu verhindern versucht, daß *sie* dafür um so gründlicher und erfolgreicher war in ihren Bemühungen, ein Klima der Angst und der Gewalt zu schaffen.

Klaus schüttelte den Kopf und lächelte schwach. „Nichts. Ich habe nur gerade an etwas denken müssen.“

Sie schwiegen. Thorsten trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte und wartete ab, nur mühsam seine Ungeduld zügelnd.

Der Kerl soll endlich sagen, was er zu sagen hat, und dann verschwinden!

„Ich kämpfe seit Wochen mit mir selbst“, begann Klaus endlich. Stockend, leise, immer noch mit schwankender Stimme. „Darum, mit dir ins reine zu kommen. Neben Dennis bist du wahrscheinlich der einzige, bei dem das überhaupt noch Sinn macht ...“

„Kein Wunder“, unterbrach ihn Thorsten mit ätzendem Sarkasmus. „Bei den anderen habt ihr es inzwischen ja auch geschafft, ihr beide. *Sie* mit ihrem Terror und *du* mit Wegschauen. Die anderen sind nämlich kaputt. Im Arsch. Erledigt. Comprendre? Viola, Bernd und Kai. Bald wohl auch Nicole. Dennis und ich sind es eigentlich auch, ich meine, kaputt und im Arsch. Aber man sieht es uns noch nicht so deutlich an, verstehst du? Ist wohl alles eine Frage der Zeit. Dann zeigt sich auch bei uns beiden die erste richtige Macke, darauf kannst du Gift nehmen. Und dann irgendwann die zweite. Und so weiter.“

Thorsten wurde immer wütender. Nur schlecht verheilte Wunden brachen wieder auf, begannen zu bluten und zu schmerzen. Seitdem er hier in dieser Spedition arbeitete, war er wenigstens wochentags abgelenkt worden. Dies war bisher einer der letzten relativ sicheren Plätze gewesen. Und zu Hause – dort warteten zwar Maie und das werdende Kind, aber da geisterte regelmäßig auch dieser andere Psychopath herum, Maikes Erzeuger, der ihnen auf seine Weise das Leben zur Hölle machte. Und nun taugte selbst die Sicherheit dieses Bürohauses nichts mehr, erwies sich als trügerisch und löcherig wie ein Käse.

Thorsten fühlte sich regelrecht umzingelt von Problemen, die ihm die Luft abzuschneiden drohten.

Ich will endlich, ENDLICH meine Ruhe haben, verflucht noch einmal!

„Schickt sie dich?“ wollte er plötzlich wissen. Er bemühte sich gar nicht erst, seiner Stimme den aggressiven Ton zu nehmen.

Klaus schüttelte den Kopf. „Nein. Marianne darf nicht einmal wissen, daß ich hier bin und mit dir zu reden versuche, sonst ...“ Er ließ den Satz unvollendet.

„Sonst würde sie dir wahrscheinlich eine schmieren“, höhnte Thorsten. Fast hätte er hinzugefügt: *du Waschlappen*.

Sein Vater sah ihn mit schwimmenden Augen an. „Ich weiß, daß ich ein Versager bin“, sagte er tonlos. „Ich habe seit meiner Kindheit versagt. Bei allem, was ich angepackt habe. Am schlimmsten habe ich bei euch versagt, bei meiner Familie. Und dafür will ich dich ... will ich dich um Verzeihung bitten.“

Thorsten saß auf seinem Stuhl wie festgeleimt. Er traute seinen Ohren nicht. „Was willst du?“ brachte er endlich heraus.

„Dich um Verzeihung bitten. Und dir sagen, daß du mit mir rechnen kannst, falls du mich brauchst. Nur deshalb bin ich heute hierher gekommen.“

Thorsten verschlug es zunächst die Sprache. Seine Gedanken purzelten durcheinander wie in einem Tollhaus.

Irgendwo in seinem Hinterkopf schrillte eine Stimme: *Zu spät, du alter Scheißkerl, zu spät!*

„... Mit mir rechnen kannst, falls du mich brauchst“, echote er. Dann legte er zwischen zusammengebissenen Zähnen los: „Mensch, soll ich einen Lachkrampf kriegen? Was wäre denn, wenn ich dich wirklich mal beim Wort nähme – was ich natürlich nie tun würde, du ... du ... ach, lassen wir das! Müßtest du dann erst sie um Erlaubnis bitten? Bekämst du dann nicht eine gescheuert – und zwar von *ihr*? Weißt du überhaupt, was du da gerade von dir gegeben hast? Wo warst du denn in all den Jahren, als ich dich gebraucht habe? Als *wir* dich gebraucht haben? Vor allem: als *Dennis* dich gebraucht hat? Wo bist du denn jetzt, während auch Nicole dich braucht? Du sitzt hier und faselst was von Verzeihung und so. Ich kriege gleich das Kotzen!“

„Du weinst“, stellte Klaus fest und sah ihn zutiefst betroffen an.

„Ach, was du nicht sagst! Habe ich früher auch manchmal getan, weißt du? Geheult, meine ich. Nachdem sie mich grün und blau geschlagen hat, was ungefähr einmal die Woche vorgekommen ist. Oder mich in die Kartoff-

felkste gesperrt hat, immer samstags, nur weil ich abends bei einer dämlichen Fernsehshow dazwischengequatscht habe oder fünf Minuten zu spät zum Abendbrot kam. Irgendein Grund ist ihr immer eingefallen. Oder ich habe geheult, weil sie mich ohne Abendessen ins Bett geschickt hat, etwa jeden dritten Tag oder so. Ich habe öfters in all den Jahren geflennt. Ich sage es nur, falls du es nicht bemerkt haben solltest, obwohl du fast immer dabei warst. Auch Dennis hat oft geweint. So laut, daß ich in meinem Zimmer nebenan nicht einschlafen konnte und mich erst einmal besaufen mußte, weil ich zu feige und zu blöde war, rüberzugehen. Er hat auch geweint, als dieses ... dieses *Tier* ihn versucht hat abzumurksen. Da hast du nie gesagt: *Du weinst*. Du hast es nicht mal gemerkt. Du ... du gottverdammtes Arschloch!"

Schluchzend ließ Thorsten den Kopf auf die Tischplatte sinken, fuhr aber einen Lidschlag später wieder hoch und brüllte unbeherrscht: „Da siehst du, was du angerichtet hast. Ich sitze hier und flenne wie ein kleines Kind. Du Kotzbrocken, du mistiger, du!“

Seine in all den zurückliegenden Jahren aufgestauten Gefühle, seine Wut, seine Angst und seine Verzweiflung waren offenbar nicht länger gewillt, sich einsperren zu lassen wie lästige Parasiten, derer man anders nicht Herr zu werden vermochte. Sie drängten heraus aus dem Kerker, den er tief in seinem Inneren errichtet und in den er sie einigermaßen sicher verbannt geglaubt hatte. Aber er konnte das auf keinen Fall zulassen. Nein, es ging nicht, es *durfte* nicht passieren – Thorsten plagte nämlich die aberwitzige Furcht, daß ihm der Schädel wie eine überreife Tomate platzen würde, falls er das zuließe, falls er vor diesem gräßlichen Sturm, der ihn von einer Sekunde auf die andere heimsuchte, einfach kapitulierte und sich wie ein Blatt davonwirbeln ließ. Also biß er die Zähne zusammen, zwang den Orkan nieder und seine Gefühle zurück in ihre Schranken.

Vor dir breche ich nicht zusammen. Vor dir nicht. Die Genugtuung gönne ich dir nicht.

Klaus erwiderte nichts. Er beobachtete Thorsten. Nahm in dessen Zügen den quälenden Kampf um die Selbstbeherrschung wahr, die er nur langsam zurückgewann. Und er bewunderte seinen Sohn dafür – von ganzem Herzen. Gleichzeitig spürte er grimmigen Schmerz angesichts der emotionalen Vergewaltigung, die sich Thorsten offensichtlich selbst antat. Und vor allem auch Schmerz darüber, was er ihm, seinem Vater, gerade ins Gesicht geschleudert hatte.

Du bist eine Null. Ein Totalversager.

„Mit allem, was du sagst, hast du recht“, sagte er schließlich niedergeschlagen.

„Ach ja?“ Thorsten griff sich eines der Papierhandtücher am Spülbecken und schneuzte sich.

„Ja. Ich kann es nicht wieder gut machen, Thorsten. Nicht ein bißchen von dem, was deine Mutter dir und den anderen angetan hat – und was ich euch angetan habe, indem ich es zuließ. Du und Bernd, ihr – nun, was ihr mit Mama gemacht habt, war nicht okay. Halt, laß mich ausreden. Es war nicht okay, aber ich kann es inzwischen verstehen. Reicht dir das erst einmal?“

Thorsten antwortete nicht. Finster starrte er vor sich hin, sich nur gelegentlich die Augen reibend.

„Außerdem weiß ich, daß ich ein Nichtsnutz und ein Feigling bin“, fuhr Klaus fort. Seine Stimme klang wie ein Reibeisen. „Ein Träumer und Angeber, der sich seine eigene kleine miese Welt gezimmert hat, weil er das wirkliche Leben nicht gepackt hat. Nichts gepeilt hat, wie ihr jungen Leute wohl sagen würdet. Alles das weiß ich inzwischen. Was verlangst du denn noch? Soll ich mir ein Schild an die Stirn nageln: *Ich, Klaus, der Totalversager?* Soll ich dazu ein Büßerhemd tragen? Oder mich aufhängen? Sag du mir, Thorsten, was ich noch tun soll. Sag es mir, verdammt noch mal!“

Thorsten schwieg auch jetzt.

„Ich weiß, daß wir uns heute nicht als Freunde trennen werden. Das ist ohnehin das einzige, was ich noch irgendwann zu erreichen hoffe ... daß wir *Freunde* werden. Als Vater ... nun, als Vater habe ich ausgespielt. Für immer. Das ist mir klar.“ Seine Stimme brach.

„Dein Selbstmitleid kotzt mich an“, knurrte Thorsten.

„Dann kotzt es dich eben an. Ich kann es nicht ändern. Vielleicht ist es tatsächlich unangebrachtes Selbstmitleid. Keine Ahnung. Ich habe bis heute mittag ein komplettes Schulheft vollgeschrieben mit allem, was ich erlebt habe seit meiner frühesten Kindheit. Ich kann es nicht erzählen, also habe ich es auf diese Weise hinter mich gebracht. Irgendwann will ich es wenigstens dir und Dennis zum Lesen geben, denn ich habe euch über meine Kindheit nie etwas erzählt. Ihr hattet ein beschissenes Leben bei Marianne und mir, zugestanden. Das will ich nicht schönreden und überhaupt nicht entschuldigen. Aber vielleicht kommst du mal, wenigstens für fünf Sekunden, von deinem hohen Roß herunter, mein Sohn. Es gibt noch andere Menschen, denen als Kind übel mitgespielt wurde, weißt du? Kein Grund, mir gleich an die Gurgel zu gehen, ich habe deinen Blick sehr wohl bemerkt. Denn, wie gesagt, ich will das, was Marianne und ich euch angetan haben, nicht die Spur entschuldigen. Ich will nur eines: daß wir irgendwie versuchen, diese vielen Jahre als etwas hinzunehmen, an dem wir nichts mehr ändern können. Ändern können wir uns nur mit Blick auf die Zukunft. Ich für meinen Teil möchte es versuchen. Ich möchte ... ich möchte wenigstens jetzt da sein, falls du mich brauchst. Gib mir eine Chance, Thorsten. Nur diese eine, lächerliche, beschissene, kleine Chance!“

Flehend starrte Klaus seinen Sohn an.

Der saß mit versteinerner Miene auf seinem Stuhl und schüttelte schließlich den Kopf. „Du verlangst zuviel von mir“, sagte er gepreßt. „Gehe jetzt. Bitte. Gehe einfach.“

Klaus erhob sich schwerfällig. „Ich weiß, daß es im Moment zuviel verlangt ist“, entgegnete er mühsam. „Aber denke wenigstens mal darüber nach. Mehr verlange ich nicht. Mehr *erbitte* ich nicht. Okay?“

Er hielt inne und wartete auf eine Antwort.

Er wartete vergeblich.

Thorsten blieb sie ihm schuldig. Er saß noch immer kerzengerade auf seinem Stuhl und starrte verbissen an ihm vorbei. Mied krampfhaft jeden Blickkontakt mit dem Mann, der ihn da förmlich um Verzeihung angefleht hatte.

Klaus schüttelte den Kopf, unterdrückte mit letzter Kraft ein Schluchzen und verließ den Raum.

Er hatte nur noch eines im Sinn: Heim, nach Hause, und zu schlafen. Falls er schlafen konnte. Sich bereits jetzt am Nachmittag ins Bett zu legen und auf die Gnade des vorübergehenden Vergessens zu hoffen. Für einige Stunden diesen unendlichen Schmerz nicht zu spüren. Selbst das „Feldschlößcheneck“ erschien ihm derzeit als ein Ort, der nur Grauen bei ihm auslöste, als ein Ort, der ihm wie ein Spiegel dünkte: Dort versammelten sie sich allabendlich, die Maulhelden und Totalversager. Er bedurfte dieses Spiegels nicht mehr. Er hatte es jetzt sozusagen schriftlich: Sein eigener Sohn hatte es ihm vor wenigen Minuten Satz für Satz in die Seele eingebrannt.

Während er tränenblind durch die Empfangshalle der Spedition stolperte, vorbei an der verwunderten Angestellten am Informationsschalter, hockte Thorsten noch immer wie festgenagelt auf seinem Stuhl.

Bis er nach fast fünf Minuten schluchzend den Kopf auf die Tischplatte sinken ließ und hemmungslos zu weinen begann.

Er weinte um sich – und um all die Jahre, in denen ihm der Vater gefehlt hatte.

Ja genau – dieser Typ, der mir da gerade gegenüber gesessen hat. Genau der hat mir gefehlt. Warum kommt dieser Mistkerl erst jetzt – wo alles zu spät ist? Wo ich ihn doch eigentlich nur noch hassen kann, hassen muß für das, was er in all den Jahren NICHT getan hat und NICHT war?

Eine Stunde zuvor erhielt Maike ungebetenen Besuch.

Sie war erst seit wenigen Minuten aus der Uni zurück und im Begriff, sich einen Tee zu kochen, als es an der Tür klingelte.

„Wer ist dort?“ wollte sie über die Gegensprechanlage wissen.

Keine Antwort.

Statt dessen hörte sie von jenseits der Haustür eine dumpfe Stimme: „Mach endlich auf, wir sind es.“

Ihre Mutter? Ja, das war die Stimme ihrer Mutter, ganz ohne Zweifel.

Maike begann unkontrolliert zu zittern.

Wir sind es?

Was sollte das heißen: *wir*? Wer befand sich außer ihr noch da draußen? Vermutlich ihr Vater, wer sonst. Und wie, zum Teufel, waren sie hereingekommen? Wahrscheinlich auf dieselbe Weise, auf die sich neuerdings auch der *Alte* Zutritt zum Haus verschaffte: Sie hatten einfach mehrere Klingelknöpfe betätigt, in der berechtigten Annahme, irgendein Idiot würde ihnen schon öffnen.

Schluß. Aus. Es reicht!

Sie würde jetzt endgültig für klare Verhältnisse sorgen.

Wutentbrannt riß sie die Tür auf – und merkte zu spät, daß sie die Sicherheitskette noch nicht wieder eingehängt hatte. Ein schwerer Fehler, wie sie fast im selben Moment feststellte.

Noch Jahre nach diesem verhängnisvollen Tag quälte sie sich zuweilen mit der müßigen Frage, ob die Dinge einen anderen Verlauf genommen hätten, falls sie es *nicht* versäumt hätte, diese verfluchte Sicherheitskette einzuhängen. Ob am Ende nicht alles *ihre* Schuld war.

So aber baumelte das Ding nutzlos in Höhe des Türgriffs an der Wand und schien sie zu verhöhnen. Und machte damit den Weg frei für eine Entwicklung, die völlig außer Kontrolle geraten sollte.

Denn vor ihr standen ihre Mutter und Carlo, ihr jüngerer Bruder. Beide grinnten ihr spöttisch ins Gesicht.

Carlo?

Bevor Maike Zeit fand, sich über diesen unerwarteten Besuch zu wundern, nutzten Christina und Carlo die einmalige Chance, die sich ihnen bot – mit einem Blick hatten auch sie das Fehlen der Sicherheitskette entdeckt. Carlo schob Maike einfach zur Seite und drängelte sich in die Wohnung. Christina folgte ihm auf dem Fuße und schloß die Haustür.

„Raus!“ schrie Maike mit überkippende Stimme, nachdem sie den ersten Schrecken überwunden hatte. „Raus aus unserer Wohnung!“

„Eure Wohnung?“ Christina lachte gellend. Angriffslustig reckte sie ihr Kinn vor. „Eure Wohnung?“ wiederholte sie dann glucksend, als hätte Maike einen köstlichen Witz zum Besten gegeben. „Vergiß nicht, wer dir diese Wohnung damals besorgt hat, du undankbare Göre!“

Carlo grinste nur blöde. Er nickte mit seinem kahlrasierten Schädel, als sei er über die Umstände, unter denen diese Wohnung seinerzeit ihre Besitzer gewechselt hatte, sehr genau im Bilde. Seine Kluft und seine Springerstiefel verliehen ihm etwas potentiell Gewalttätiges.

„Aber deshalb sind wir nicht hier“, ließ Christina ihre Tochter wissen und verzog ihre Miene zu einem zuckersüßen Lächeln. „Wir wollen mit dir reden. Mehr nicht.“

„Wir?“ höhnte Maike und war in Wirklichkeit fast hysterisch vor Angst. „Wir? Seit wann mußt du dir *den* da als Geleitschutz mitnehmen? Oder soll er für dich das Reden besorgen? Der kriegt ja nicht mal *einen* vollständigen Satz über die Lippen!“

„Sprich nicht so über sie“, verlangte ihr Bruder dumpf. „Und rede nicht so über mich, sonst setzt es was.“

„Du drohst mir, du Versager? Ich kann mich an Zeiten erinnern, in denen du *sie* angegriffen hast. Du hängst dein Fähnchen auch immer hübsch nach dem Wind, nicht wahr? Du dumpfe, faschistoide Kakerlake, du!“ Aus Angst wurde nun angsterfüllte Wut. Maike zitterte am ganzen Leib.

Carlo trat einen Schritt auf sie zu. Sein Gesicht verzerrte sich.

„Nicht“, sagte Christina und hielt ihn zurück. „Ich will mit dir über das Kind reden, Maike. Papa und ich haben lange nachgedacht. Wir wollen nur dein Bestes.“

„Ich weiß“, fletschte Maike. „Aber das kriegt ihr nicht!“

„Warte doch mal. Wir wollen nur, daß du uns die Vormundschaft überträgst. Daß du gleich morgen mit uns zum Jugendamt gehst. Und die Papiere unterschreibst. Das ist alles. Du bist zu jung für so etwas, du hast dein Studium am Hals, und wir glauben, daß du noch nicht reif genug bist für die Mutterrolle. Das mußt du einsehen. Es ist wirklich nur zu deinem Besten.“

„Warst du es denn jemals?“ schrie Maike und brach in Tränen aus. „Ich meine, reif für die Mutterrolle? Was gäbe ich darum, wenn das jemand vor *meiner* Geburt durchgesetzt hätte! Wenn ein anderer die Vormundschaft für *mich* übernommen hätte statt mich euch ... euch Möchtegerneltern zu überlassen! Wenn es ein Beispiel für Unfähigkeit gibt, dann ... dann seid das doch ihr beide, du und Papa!“

Christina versteifte sich. In ihren Augen glomm ein gefährliches Licht. „Was sagst du da?“ fragte sie lauernd. „Sag das noch einmal!“

„Aber gern. Du und Papa – ihr seid das Musterbeispiel für Unfähigkeit. Ihr ...“

Der Schlag kam so überraschend, daß Maike keine Zeit mehr fand, ihn abzuwehren oder ihm auszuweichen. Die flache Hand traf sie am Mund, und ihre Lippe platzte auf.

Maike stolperte gegen die Wand. Der Schmerz jagte ihr zusätzliche Tränen in die Augen. „Du bist keine Mutter, du bist die Karikatur einer Mutter“, schrie sie, während ihr das Blut auf die Bluse tropfte. „Guck dir doch diese Mißgeburt da an, die sich als mein Bruder ausgibt. Dieses fette Schwein. Dieses Untier. Dieses ...“

Carlo stieß ein röhrendes Wutgeheul aus, setzte sich in Bewegung, holte aus und trat ihr mit dem Stiefel in den Unterleib.

Maike brach stöhnend zusammen. Auch Christina stürzte sich nun auf sie. „Ich zeige dir, was eine Mutter ist!“ schrillte sie mit überkippernder Stimme. Ihre Faust sauste auf das Gesicht ihrer Tochter nieder, einmal, zweimal, dreimal. Nur mühsam gelang es Maike, sich zu schützen. Ein Schlag traf sie am Auge, ein anderer so heftig an der Wange, daß sie im gleichen Moment taub wurde. Der dritte Schlag rutschte an ihrem Unterarm ab.

Den Stiefel allerdings sah sie zu spät – erneut trat ihr Bruder sie mit aller Kraft in den Unterleib. „Vielleicht kotzt du das Balg dann endlich aus“, brüllte er wie von Sinnen.

„Das reicht“, hielt Christina keuchend inne. Mit festem Griff packte sie Carlo, der ein drittes Mal Anstalten machte, zuzutreten. „Sie weiß jetzt, womit sie zu rechnen hat. Falls dein Balg das hier überlebt hat und dir im Laufe der Nacht *nicht* aus dem Hals oder sonstwo rausfällt: Morgen um zehn bei uns zu Hause, Maike. Vergiß es nicht. Sonst war das hier nur der Anfang. Wir kommen dann jeden Tag wieder und prügeln dir deine Dummheit und deine Undankbarkeit aus dem Leib. Und wenn es sein muß, das Kind gleich mit. Verstanden?“

Ohne ein weiteres Wort verließen sie die Wohnung. Krachend fiel hinter ihnen die Haustür ins Schloß.

Maike brachte sich mühsam in eine sitzende Haltung und schleppte sich dann auf allen vieren zum Sofa. Ihr Auge begann zuzuschwellen, und ihre blutende Lippe wurde taub. Noch schlimmer aber waren die Schmerzen im Unterleib.

Um Gottes willen, das Kind!

Sie krümmte sich zusammen und weinte hemmungslos.

Sie brauchte nahezu eine halbe Stunde, bis sie wieder in der Lage war, einen halbwegs klaren Gedanken zu fassen. In immer heftigeren Wogen spürte sie Übelkeit aufsteigen. Auch die Schmerzen wollten einfach nicht nachlassen.

Sie griff zum Telefon und wählte mit zitternden Händen eine Nummer.

Nein, Thorsten hätte vor wenigen Minuten das Büro verlassen, beschied ihr eine genervte Stimme. Er sei in einer wichtigen Besprechung und telefonisch derzeit nicht erreichbar. Man werde ihm ausrichten, daß er dringend zurückrufen solle, ja. Sie sei seine Verlobte? Er habe eine Verlobte? Das sei ja unglaublich, der Moses und verlobt ...

Eine Minute später hatte der Disponent diesen Anruf schon wieder vergessen. Die Reihe der ungeduldigen Trucker hatte inzwischen nämlich Ausmaße erreicht, die auch die mit allen Wassern gewaschenen Speditionsangestellten nervös werden ließen. Heute war in der Tat der Teufel los.

Maikes nächster Versuch galt dem Mobiltelefon von Thomas.

Der jedoch hatte sein Handy versehentlich im Auto liegengelassen. Als er eine Viertelstunde später die Konferenz verließ, in der es um solche weltbewegenden Dinge wie Java-Skripte und Paßwortschutz für die Internetpräsenz seines wichtigsten Kunden ging, ignorierte er das kleine Symbol auf dem Display – das Symbol, das einen entgangenen Anruf signalisierte. Wahrscheinlich irgendein anderer Kunde, der sich darüber auslassen wollte, daß seine Firma immer noch nicht in den großen Suchmaschinen vertreten war. Wer auch immer es war, er konnte bis morgen warten.

Auch diese Fehleinschätzung trug dazu bei, daß sich die Lawine in Bewegung setzte. Aber das konnte Thomas zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen.

Gedankenverloren machte er sich auf den Heimweg, im Geiste die Größenordnung der Auftragserweiterung kalkulierend. Heim? Im letzten Moment entschied er sich anders: Ein längerer Spaziergang auf seinem Lieblingsweg und ein anschließendes Essen im Restaurant würden ihm heute gut zu Gesicht stehen.

Das war etwa der Zeitpunkt, als Maike vorübergehend das Bewußtsein verlor und auf dem Sofa zusammensackte.

Als Thorsten gegen achtzehn Uhr völlig übermüdet und immer noch unter dem Eindruck seines Zusammentreffens mit seinem Vater nach Hause kam, fand er seine Verlobte im Badezimmer vor, wo sie würgend die Toilet-

tenschüssel umklammerte. Sie sah entsetzlich aus mit ihrem blauen Auge und dem geschwollenen Gesicht. Sie benötigte mehrere Anläufe und fast eine Viertelstunde, um Thorsten schluchzend, unterbrochen von zahlreichen Pausen, über das Vorgefallene zu informieren.

Blaß vor Zorn lehnte er an der Duschkabine. Er glaubte zudem, bald verrückt zu werden vor Angst um sie und um das Ungeborene. „Wie schlimm ist es?“ fragte er heiser und mit bebender Stimme.

Maike hob die Schultern und schluchzte erneut. „Wohl nicht sehr schlimm, denke ich. Mir jedenfalls geht es einigermaßen, abgesehen von dem Veilchen und meinem Gesicht. Aber das Kind!“ Angstvoll starrte sie ihn an. „Mir ist seit Carlos Fußtritten nur noch übel, und ...“

„Wir fahren ins Krankenhaus“, entschied er zähneknirschend und nahm sie in die Arme. „Sofort. Und danach zur Polizei, falls sich herausstellen sollte, daß ... Aber vorher habe ich noch einen Anruf zu erledigen.“

Klaus nahm bereits nach dem ersten Klingelzeichen ab. Falls Marianne am Telefon gewesen wäre – auch gut. Thorsten hätte wortlos wieder aufgelegt.

Noch Jahre später *wünschte* er sich, daß in dem Moment seine Mutter ans Telefon gegangen wäre.

„Ich bin es“, bellte Thorsten in den Hörer, fast von Sinnen vor Zorn, Wut, Angst und beschämt über seine wachsende Hilflosigkeit. Mein Gott, noch nie hatte er sich so ohnmächtig und hilflos gefühlt wie in diesem Moment. „Jetzt kannst du beweisen, ob du es heute nachmittag ernst gemeint hast oder ob es wieder nur leere Worte waren!“ Er berichtete in kurzen, heftigen Worten, was Maike zugestoßen war, was Christina und dieser *Nazi-Schweinehund* ihr angetan hatten. „Wir fahren ins Krankenhaus“, schloß er. „Wehe, dem Ungeborenen ist etwas passiert oder bei Maike werden innere Verletzungen festgestellt. Dann besuche ich dieses Schwein. Ich habe noch Übung, weißt du. Sind wir denn nur noch von Irren umgeben? Erst deine ... deine *Frau*“, er spuckte das Wort förmlich aus, „und nun die anderen. Tue was, sonst tue ich etwas – und dieses Mal bleibt es nicht bei einer zerschnittenen Fresse und gebrochenen Pfoten, das verspreche ich dir!“

Er knallte den Hörer auf, und zehn Minuten später befanden er und Maike sich auf dem Weg in die Notfallambulanz des nahegelegenen Zentralkrankenhauses.

Klaus benötigte fast eine Stunde, um sich darüber zu klar zu werden, was nun zu geschehen hatte. Zunächst empfand er ein unbändiges, ein fast hysterisches Glücksgefühl: Thorsten hatte *ihn* angerufen und *ihn* um Hilfe gebeten. Er hatte *ihn* beim Wort genommen. Der schwere Gang am Nachmittag war nicht umsonst gewesen, diese Demütigungen durch seinen Sohn, die Beschimpfungen, die Beleidigungen, nichts davon war umsonst gewesen. Denn so berechtigt die Vorwürfe auch gewesen sein mochten, Klaus hatte jeden Satz, jedes Wort wie eine Gewehrkuugel empfunden.

Nachdenklich betrachtete er das Telefon. Hörte im Hintergrund Nicole, die Selbstgespräche führte – oder sich mit ihren Kuscheltieren oder mit ihrem übrigen Spielzeug unterhielt. So genau wußte man das bei ihr nie. Mari-

anne hatte brummend Kopfschmerzen vorgetäuscht und sich hingelegt. In Wirklichkeit wollte sie wohl nur ihre Ruhe vor ihm haben, war buchstäblich vor ihm geflüchtet, denn normalerweise saß er um diese Zeit bereits im „Feldschlößcheneck“. Statt dessen war er zu ungewöhnlich früher Stunde heimgekommen, hatte sich irgendeinen dümmlichen Videofilm aus dem Schrank gegriffen und neunzig Minuten damit verbracht, die Handlung beharrlich zu ignorieren – er hätte nicht einmal zu sagen gewußt, wie der Titel des vor Gewalt strotzenden Reißers lautete. Er war mit seinen Gedanken weit weg, gefangen an einem Ort, an dem es nur noch dunkel, kalt und still war.

Und dann kam der Anruf.

Mein Sohn hat mich angerufen. Er braucht meine Hilfe!

Klaus lächelte still vor sich hin und nahm ein verstaubtes, eingerahmtes Familienfoto zur Hand, das auf dem Beistelltisch ruhte und dort seit Jahren ein weitgehend unbeachtetes Dasein führte.

Als er noch jünger war, hatte er eine ziemliche Ähnlichkeit mit Dennis.

Sein Sohn, der nun bald Speditionskaufmann und Vater wurde, der eine angehende Ärztin heiraten würde. Die wiederum ihm in wenigen Monaten einen Enkel schenken würde.

Bei diesem Gedanken stockte er.

Mein Gott, hoffentlich ist dem Ungeborenen nichts passiert!

Als Christina früher, in scheinbar längst versunkenen Zeiten, bei ihnen ein und aus gegangen war und sich darüber hinaus zweimal im Jahr ihrer Pflichten als Patentante von Dennis entledigt hatte, nämlich zu seinem Geburtstag und zu Weihnachten, und als sie sich allesamt noch der Selbsttäuschung hingegeben hatten, zwischen ihren Familien herrsche inniges Einvernehmen – in Wirklichkeit hatte man sich schon in den letzten Jahren kaum noch etwas zu sagen gehabt – hatte Christina nie den Eindruck erweckt, auch nur die Spur gewalttätig zu sein. Sie war in dieser Hinsicht ein völlig anderer Mensch als seine Frau. Muffelig, mundfaul und irgendwie auch ein bißchen blöd – gewiß.

Aber gewalttätig?

Das hätte er Hanno schon weitaus eher zugetraut. Und diesem Carlo, nun ja, dem ohnehin. Es überraschte ihn nicht im geringsten, was dieser Kerl heute seiner Schwester angetan hatte.

Hanno – sein früherer Freund. Wie viele Abende hatten sie im „Schlesischen Hof“, bei Hanno oder bei sich daheim verbracht, plaudernd, lachend, Witze reißend und so manche Flasche miteinander leerend?

Und heute waren sie verfeindet.

Warum eigentlich, zum Teufel?

Thorsten schien auf bestem Wege zu sein, ihm zu vergeben. Jedenfalls mußte man seinen Anruf von vorhin doch so auffassen, oder? Er hatte ihn um Hilfe gebeten, nicht wahr. Das war schließlich eindeutig genug.

Er, Klaus, hatte allerdings den ersten Schritt gewagt. Das durfte er sich zugute halten. Er hatte endlich den Mut aufgebracht und sich nach Wochen des Haderns und Zauderns zu seinem Sohn begeben, um ihm die Hand zu reichen.

Nun, was ihm bei Thorsten gelungen war, würde ihm vielleicht auch bei Hanno gelingen. Denn schließlich würde sie sehr bald etwas sehr Entscheidendes verbinden: Sie beide durften sich in wenigen Monaten Großvater desselben Enkelkinds nennen. Und waren dann auch miteinander verwandt, denn sein Sohn und Maike wollten heiraten. Das wußte er von Dennis. Leider nur von Dennis, nicht einmal von Thorsten selbst ... aber Schwamm drüber. Und auch seinem Jüngsten war nur mit Mühe zu entlocken gewesen, was er ohnehin schon längst gehnt hatte.

Nun, Papa, wie habe ich das hingekriegt? Vielleicht kannst mal Mama einen Wink geben, daß ich nicht nur die Null bin, für die sie mich bis zu ihrem Tod gehalten hat ...

Klaus lächelte wehmütig. Gleichzeitig spürte er wachsende Zuneigung zu seinem Sohn, den er wiedergefunden zu haben glaubte. Und aus diesem Gefühl heraus wuchs das unbändige Verlangen, mit der ganzen Welt Frieden zu schließen – endlich, nach über fünfzig Jahren: *Frieden*.

Warum also nicht mit Hanno beginnen? Vielleicht ließ er mit sich reden, nahm Einfluß auf seine Frau und seinen mißratenen Sohn, und alles wurde wieder gut, so wie früher, nur viel, viel besser ...

Es war neunzehn Uhr zehn, als Klaus schließlich, beseelt von seiner neuen Mission, zum Hörer griff und die Nummer des „Schlesischen Hofes“ wählte.

Etwa zu dieser Zeit saß Thomas in einem griechischen Restaurant und sah händerreibend dem opulenten Grillteller entgegen, der ihm vom freundlichen Chef persönlich serviert wurde. Das Handy hatte er zuvor abgeschaltet. Er haßte klingelnde Mobiltelefone im Restaurant, und vor allem mochte er es nicht, beim Essen gestört zu werden.

Während er als erstes dem Lammkotelett zu Leibe rückte, dachte er an seinen kleinen Freund Dennis, den er am morgigen Freitag wie gewohnt bei Maike und Thorsten auflesen würde, um traditionell das gemeinsame Wochenende mit ihm zu verbringen. Die Vorfreude beflügelte seinen Appetit ungemein, und herzlich biß er zu.

Die wenigen Gäste, die zu dieser frühen Abendstunde den „Schlesischen Hof“ bevölkerten, hatten sehr schnell realisiert, daß mit Hanno heute nicht gut Kirschen essen war. Etwas mußte ihn in eine ungeheure Wut versetzt haben, etwas, das ihn immer noch beschäftigte, seitdem er vor zehn Minuten Papillon abgelöst hatte. Beim Zapfen brach er fast den Hebel der Anlage ab, Grüße blieben unerwidert, und seine Augen blitzten wie das Mündungsfeuer einer Maschinenpistole – wer sich von diesem Blick getroffen fühlte, zog unwillkürlich die Schultern ein.

In der Tat, Hanno befand sich in einer Stimmung, die mit *mörderischer Wut* nur unzureichend beschrieben war. Heute nachmittag waren Christina und Carlo aufgebrochen, um ein „versöhnliches“ Gespräch mit Maike zu führen, nachdem es *ihm* nicht gelungen war, sie von seinen guten Absichten im Zusammenhang mit dem Kind zu überzeugen. Das hatte ihm Christina sogar noch vorgehalten, bevor sie dann mit diesem Nichtsnutz losgezogen war. Sie waren nach kurzer Zeit zornbebend zurückgekehrt, hatten ihm berichtet, wie sehr *seine eigene Tochter* sie, ihre Eltern, beleidigt hatte, sie als „unfähig“ und Christina als „Karikatur einer Mutter“ hingestellt sowie Carlo als „Versager, Mißgeburt und fettes Schwein“ bezeichnet hatte.

Nicht daß ihn die Attribute, mit denen sie seinen Sohn belegt hatte, sonderlich stören würden. Aber *ihn* als unfähig zu bezeichnen, und das vor diesem Schnösel, der besser nie zur Welt gekommen wäre ...

Hatte Maike nun vollends den Verstand verloren? War sie dermaßen von ihrem halbgenen Affen, diesem Thorsten, aufgehetzt worden, daß sie jeden Anstand vergessen hatte, den man den eigenen Eltern gegenüber gefälligst aufzubringen hatte?

Das Telefon klingelte. Unwirsch meldete er sich: „Schlesischer Hof, Hanno am Apparat. Was gibt’s?“

„Ich muß mit dir reden“, sagte eine Stimme, die er nur zu gut kannte. „Sofort!“

Klaus. Der Vater dieses dämlichen Idioten.

„Du?“ Hanno umklammerte den Hörer, als wolle er ihn entzweibrechen. Seine Fingerknöchel traten weiß hervor.

„Du mieses Schwein, du wagst es, *mich* anzurufen?“

„Wieso bin *ich* ein mieses Schwein?“ fragte Klaus. Seine Stimme klang unsicher, irritiert. Und dann wurde auch er wütend. „Was sich deine Frau, diese alte Schlampe, heute nachmittag zusammen mit eurem danebengegangenen Carlo geleistet hat, *das* nenne ich mies!“

„Sie haben mit Maike zu reden versucht, du Arschgeige, und das ist verdammt noch einmal unser gutes Recht. Wir sind schließlich die Eltern. Und bezeichnest du meine Frau noch einmal als Schlampe, dann drehe ich dir das Genick um. Kümmere du dich erst einmal um das Monster, das du geheiratet hast. Aus unseren Sachen halte dich gefälligst raus!“

„Geht nicht, mein Bester. Thorsten hat mich vorhin angerufen. Es war wohl mehr als nur ein ‚Reden‘. Maike ist im Krankenhaus. Deine ... deine Frau und dein Sohn haben sie ziemlich übel zugerichtet. Tue nicht so, als wüßtest du nichts davon!“

„Ich bin nicht dein Bester, verstanden? Außerdem: du lügst!“ schrie Hanno dermaßen aufgebracht in den Hörer, daß die wenigen Gäste schlagartig verstummten. Neugierig starrten sie herüber. Hanno kümmerte es nicht. Er brüllte: „Ich dachte, ihr hättet keinen Sohn mehr mit diesem Namen? Das läßt deine Alte doch überall verbreiten. Und plötzlich ist zwischen euch wieder Friede, Freude, Eierkuchen, und er beschwert sich ausgerechnet bei *dir*? Für wie blöd hältst du mich eigentlich? Was für ein mieses Spiel spielst du mit mir? Scher dich aus meinem Leben, sage ich dir, mitsamt deiner Brut, sonst mache ich euch alle!“

„Zunächst mal hat Thorsten vor, *dich* alle zu machen“, wurde nun auch Klaus immer lauter.

„Er soll nur kommen, dein Ableger, dieses Würstchen. Ich freue mich drauf. Ich habe sowieso noch `ne Rechnung mit ihm offen!“

„Nein, *er* wird nicht kommen. Aber ich komme. In zehn Minuten bin ich da.“ Grußlos legte Klaus auf.

Hanno starrte den Hörer an und legte ihn dann behutsam, wie ein rohes Ei, auf die Gabel zurück.

Eine Verschwörung. Eine widerliche, eine hundsgemeine Verschwörung, die da im Gange war. Gegen ihn. Gegen ihn und seine Familie. Maïke hatten sie schon unter ihrer Fuchtel. Dieses Luder verbreitete sogar unverschämte Lügen über die eigene Mutter und den eigenen Bruder. Thorsten hatte es auch bei ihm versucht, dieser unfähige Lümmel aus einer Familie, die außer einer unübersehbaren Zahl von mißratenen Bälgern nichts zustande gebracht hatte. Erst war ihm das Früchtchen mit der schleimigen Tour auf den Pelz gerückt, hatte sich bei ihm in *seiner* Wohnung eingenistet. Und seine Tochter gevögelt. Und ihn dann später zum Dank in derselben Wohnung, in *seinen eigenen vier Wänden*, angegriffen und verprügelt. Er hatte ihn damit zum Gespött der Leute gemacht.

Und nun dieser Scheißkerl, der all die Zeit wie eine Spinne im Hintergrund gelauert und die Fäden gesponnen hatte. Dieser notorische Lügner, Aufschneider und falsche Hund, dieses verdammte Narbengesicht. *Dessen* Frau war das Untier, nicht die seinige. *Sie* hatte versucht, eines ihrer Bälger umzubringen, nicht seine Christina.

In zehn Minuten bin ich da.

Er würde hier hereinkommen und vermutlich versuchen, das zu Ende zu bringen, was dieser Thorsten damals nicht geschafft hatte.

Er will mich fertigmachen. Dieses Schwein. Aber nicht mit mir!

Hanno ließ seinen unsteten Blick durch den Gastraum wandern. Die Gäste widmeten sich inzwischen wieder ihren Belanglosigkeiten und schienen an ihm ganz offenkundig jedes Interesse verloren zu haben.

Von denen hilft mir keiner.

Dort, der Eispickel, Papillons ganzer Stolz, mitgebracht von einer früheren Reise in die Vereinigten Staaten. Er lag achtlos hingeworfen neben der Gläserspüle. Ein riesiges Ding, das einladend glitzerte. Das ihm beruhigend zuzulächeln schien.

Hanno nahm es vorsichtig von der Anrichte, spürte das kühle Metall, wog es prüfend in der Hand und war plötzlich die Ruhe selbst.

Nun konnte er kommen, der Mistkerl. Er würde sich wundern.

Klaus war völlig durchnäßt, als er bereits acht Minuten später den „Schlesischen Hof“ erreichte. Er spürte den beständigen Nieselregen nicht. Er war nur von einem Gedanken beseelt, von einer Hoffnung, die seine Schritte beflügelt hatte: Von Angesicht zu Angesicht würde Hanno vielleicht eher mit sich reden lassen als am Telefon.

Er *mußte* auf sein Friedensangebot eingehen. Er mußte einfach. So jedenfalls konnte und durfte es nicht weitergehen, mit diesen gegenseitigen Beschimpfungen, Beleidigungen und Drohungen. Und darüber hinaus herrschte nur noch das große Schweigen.

Im Interesse der alten Freundschaft durfte es so nicht weitergehen – und vor allem im Interesse der Kinder nicht. Schließlich hatte ihn sein Sohn Thorsten um Hilfe gebeten, nicht wahr! Und er, Klaus, hatte einiges wieder gut zu machen. Halbe Sachen schienen da absolut unangebracht. Vielleicht würde er schon heute abend seinem Zweitältesten melden können: *Ich habe mit Hanno gesprochen. Es kommt nicht wieder vor. Er freut sich jetzt auf seinen Enkel, Thorsten. Hast du dir eigentlich schon überlegt, wer Taufpate wird? Vielleicht dürfte ich das ja werden? Es wäre eine echte Ehre für mich ...*

Er lächelte versonnen, als er die Tür aufstieß und die dampfende Wärme des Gastraums betrat.

Es wird alles gut. Und siehe mal, da ist ja auch Hanno. Er kommt mir sogar entgegen. Bestimmt hat auch er in den vergangenen Minuten nachgedacht ... Was, zum Kuckuck, hält er da in der Hand? OH MEIN GOTT!

Als die Tür aufgestoßen wurde, zuckte Hanno zusammen.

Er sah ihn eintreten. Klaus.

Der Kerl grinst. Er grinst wie ein Irrer. Er will mir ans Leder!

Die Geräusche um ihn herum veränderten sich, wurden zu langgezogenen und seufzenden Tönen. Wie bei der Tonspur eines Films, der plötzlich in Zeitlupe abgespult wird.

Hanno setzte sich in Bewegung.

Er oder ich. Ich muß schneller sein.

Ihm war zumute, als wate er durch einen zähen Morast. Seine Beine gehorchten nur widerwillig. Jeder Schritt stellte eine fast unmenschliche Anstrengung dar.

Aber er kam voran. Sah aus den Augenwinkeln, wie sich Köpfe zu ihm herumdrehten, so langsam, als säßen sie auf einem schlecht geölten Gewinde. Die Gesichter veränderten sich. Aus Desinteresse wurde Fassungslosigkeit. Aus Fassungslosigkeit wurde blankes Entsetzen.

Und alles das in Zeitlupe.

Auch die Geräusche ebten ab, diese langgezogenen, murmelnden, seufzenden Töne. *Wie eine Langspielplatte, dachte Hanno. Nachdem man dem Plattenspieler den Strom abgedreht hat.*

Der Eispickel blitzte in seiner Rechten, zeigte genau auf den Unterleib dieses ... dieses *Eindringlings*, dessen irres Grinsen nun abbröckelte, sich im Schneckentempo verwandelte in einen Ausdruck der Verwunderung – und dann der nackten Angst.

Der Todesangst.

Klaus wich mit geradezu empörender Langsamkeit zurück. Bis er schließlich mit dem Rücken die holzverkleidete Wand neben der Tür berührte.

Weiter ging es nicht.

Scheiße, was?

Hannos rechte Hand verselbständigte sich. Wuchs nach vorn, rammte den Eispickel ins vorbestimmte Ziel.

Wie Butter! dachte Hanno erstaunt und gleichzeitig erfreut, als der Eispickel im Körper des Mannes verschwand. Zunächst durch diesen schäbigen Pullover, den der Kerl in seiner Freizeit zu tragen pflegte. Kein nennenswerter Widerstand – den spürte Hanno erst Sekunden später, als der Pickel am Rücken dieses *Eindringlings* wieder heraustrat und sich in die kostbare Wandverkleidung bohrte. Mit einem dümmlichen Ausdruck im Gesicht betrachtete der Mann den blitzenden Gegenstand, der aus seinem Leib ragte. Als sei er sich nicht schlüssig, ob er mit dem Ding bereits auf die Welt gekommen war oder nicht, und vor allem, welchen Zweck es eigentlich erfüllte.

Hanno vernahm einen vielstimmigen Aufschrei. Der Film, dessen Betrachter und Hauptdarsteller er zugleich gewesen war, schien vorbei zu sein.

Keine Zeitlupe mehr. Dafür grelles Licht, ein entsetzliches Stöhnen, das Poltern umfallender Stühle, brutale Hände, die nach ihm griffen und an ihm zerrten. Ihn wegzerrten. Ihn auf den Boden warfen und ihn dort festhielten. Hysterische Schreie.

Benommen sah Hanno, wie Klaus dort drüben an der Wand hing. Das Blut quoll ihm aus dem Mund. Er stöhnte und zappelte ...

... zappelt wie der Regenwurm damals.

Hanno hatte als Kind einen Regenwurm auf ein Holzbrett gespießt und gebannt das langsame, qualvolle Sterben des Tieres beobachtet.

Absurd, daß ihm diese Erinnerung gerade jetzt durch den Kopf ging, stellte er mit einem Anflug von Unmut fest. Der Kerl dort an der Wand – wer hatte ihn bloß aufgespießt? Auf dieselbe Weise, wie er damals diesen verdammten Regenwurm ans Holzbrett genagelt hatte?

Und dann diese Schweinerei, diese unsägliche Schweinerei, die der Kerl anrichtete. Dieser Klaus. So hieß er doch, nicht wahr?

Halt doch das Maul, Mensch! Halte wenigstens einmal dein verdammtes Maul. Jedesmal, wenn du es aufmachst, kommt diese Riesensauerei raus. Das blubbert ja wie überkochendes Wasser. Wer soll das nachher aufwischen? Ich? Papillon? Der wird mir was husten!

Aber trotzdem, ein komischer Anblick war es schon, befand Hanno und kicherte albern.

Wie damals dieser dämliche Regenwurm. Es ist der Brüller!

Überaus witzig auch, mit welcher Unverfrorenheit ein Teil der Gedärme aus dem Pullover lugte. Als sei das glitschige Gelumpe neugierig auf die große, weite Welt.

Laßt bloß das Ding in seinem Bauch, sonst quillt DIE Schweinerei auch noch raus ...

Warum, zum Teufel, wurde er nur von diesen hysterisch schreienden Arschlöchern auf den Fußboden gepreßt und festgehalten? Er mußte sich doch um diese Riesensauerei dort kümmern, dafür wurde er schließlich bezahlt

...

Eine Viertelstunde später starrte Klaus gegen eine weißgepolsterte Decke. Die Decke eines Notarzwagens. Ihm war schlecht. Ihm war so unglaublich schlecht. Und dann dieses taube Gefühl überall.

Aus seinem Bauch ragte ein Ding heraus, das er mit langsam erwachendem Interesse musterte. Ein Eispickel. Eigenartig, aber er spürte nichts. Nicht das geringste. Nur diese Taubheit – und diese verfluchte Übelkeit. Hanno hatte es ihm da reingerammt, das wußte er noch. Er war zur Tür reingekommen, um mit seinem alten Freund im *Interesse der Kinder* endlich wieder Frieden zu schließen, und der hatte ihm statt dessen und ohne ein Wort zu sagen dieses Ding in den Bauch geschoben.

Warum?

Vielleicht hatte es sein alter Freund anschließend zu erklären versucht, aber Klaus fehlten einige Minuten. Mindestens. Seine nächsten Erinnerungen setzten erst zu dem Zeitpunkt ein, als er sich auf einer Trage angeschnallt wiederfand und jener Weißkittel mit leichter Nervosität in der Stimme sagte: „Wenn wir ihm den Eispickel jetzt rausziehen, verblutet er uns innerlich. Sofort in die Chirurgie mit ihm, Not-OP. Mit Voranmeldung. Und saugen Sie ihm das verdammte Blut aus dem Mund, sonst erstickt er uns noch vorher!“

Ein professionell lächelndes Gesicht, ansonsten von nichtssagender Durchschnittlichkeit, hatte sich über ihn gebeugt. „Verstehen Sie mich? Sie brauchen keine Angst zu haben. Wir legen Ihnen jetzt eine Absaugkanüle in den Mund, dann geht es Ihnen gleich wieder besser, und Sie können besser atmen. Außerdem gebe ich Ihnen eine Spritze für Ihren Kreislauf. Haben Sie Schmerzen?“

Er hatte nur mit dem Kopf geschüttelt.

„Prima. In wenigen Minuten sind Sie im Krankenhaus. Sie schaffen es, Mann. Nur nicht aufgeben. Okay?“

Klaus spürte, wie sich der Wagen in Bewegung setzte. Der Weißkittel lächelte ihm aufmunternd zu. Und machte sich dabei unaufhörlich an ihm zu schaffen.

Laß mich endlich zufrieden. Ich muß nachdenken!

Durch die Milchglasscheiben sah er den flackernden Widerschein des Blaulichts, das sich an irgendwelchen Häuserwänden brach. Es glitzerte rhythmisch auf dem silbrig glänzenden Eispickel, der da unten aus ihm herausragte.

Wäre mir doch bloß nicht so schlecht!

Das Martinshorn stimmte sein mißtönendes Lied an.

Zu spät, zu spät.

Zu spät, zu spät.

Der Weißkittel schien beizeiten ausgestiegen zu sein, denn dessen Platz hatte jetzt sein Vater eingenommen.

Der Fabrikdirektor, der gemütlich an seiner Zigarre paffte und ihn professionell lächelnd beobachtete.

„Wie geht's denn so an der Börse?“ erkundigte sich Klaus. Plötzlich fiel ihm das Sprechen wieder leicht. Er spürte auch die Kanüle nicht mehr, die dieses ekelhafte, süße Zeug aus seinem Mund schlürfte.

Zu spät, zu spät.

Der Fabrikdirektor wedelte mit der Hand. „Mal so, mal so“, erwiderte er und lächelte immer noch. „Im Moment ganz gut, denke ich.“

„Ich hab's vermasselt, nicht?“ Klaus spürte die Tränen aufsteigen.

„Was hast du vermasselt, mein Sohn?“

„Ich wollte es für Thorsten tun. Er hat mich um Hilfe gebeten, weißt du. Ich war endlich bei ihm und habe mit ihm geredet.“

„Ich weiß, ich weiß.“

Sein Vater griff nach seiner Hand.

Würde er mir doch bloß diesen verdammten Zigarrenqualm nicht ins Gesicht blasen. Mir wird immer übler – ich kriege kaum noch Luft!

„Deine Zigarre“, sagte er nur und röchelte.

„Ich weiß, ich weiß.“ Der Fabrikdirektor lächelte immer noch.

Zu spät, zu spät.

„Aber ich war ihm keine Hilfe“, setzte Klaus seine Überlegungen fort. Jedes Wort kostete ihn unendlich viel Mühe. „Ich habe es wieder versaut. Total versaut. Hanno hat mich nicht einmal angehört. Mama hatte damals also doch recht, weißt du.“

„Womit hatte sie recht?“ Die nächste Wolke nahm Klaus den Atem. Es dauerte Sekunden, bis er endlich wieder in der Lage war, gierig nach Luft zu schnappen.

Eine ferne Stimme drängte: *Beeilt euch, wir kriegen hier hinten Probleme!*

„Damit, daß ich ein Versager bin“, keuchte er gequält. „Eine Null. Ein Totalversager. Nur zum Zigarettensholen zu gebrauchen.“

„Nein, sie hatte unrecht“, sagte sein Vater mit einem gütigen Lächeln und paffte dicke Wolken, was das Zeug hielt. „Ich habe es ihr schon zu verstehen gegeben. Sie hat sich getäuscht. Du bist kein Versager. Und du warst auch nie einer. Es war alles nicht deine Schuld. Die Schuld tragen andere – auch ich.“

„Aber ich ...“ Klaus kämpfte nun um jeden Atemzug.

Zu spät, zu spät.

„Nein, kein *aber*. Es reicht jetzt. Hörst du? Es ist genug.“ Sein Vater strich ihm über die Stirn. Dabei nebelte ihn der Zigarrenqualm ein. Nahm ihm abermals die Luft.

„Es ist ... zu spät!“ wimmerte Klaus erstickt. Die Tränen rannen ihm über die Wangen.

„Nein. Im Gegenteil, Kerlchen. Komm jetzt. Du hast genug durchgemacht. Komm mit mir, mit deinem Vater. Nicht mehr weinen, hörst du? Laß uns zusammen nach den Börsenkursen schauen, sie sehen sehr gut aus. Die Hausse ist vorbei. Auch für dich, mein Sohn ...“

Und Klaus erhob sich und folgte seinem Vater, dem Fabrikdirektor.

Wer brüllte da bloß: *Er nippelt uns ab!?*

Nicht, daß es Klaus wirklich interessierte. Es betraf ihn schließlich nicht. Nicht mehr.

Denn endlich, endlich waren die Börsenprobleme seines Vaters gelöst.

Endgültig.

Zwanzig

Die Digitaluhr auf dem Armaturenbrett zeigte neunzehn Uhr vierzig, als Thomas seinen Omega auf dem Parkplatz vor seinem Wohnhaus abstellte. Und es war exakt neunzehn Uhr zweiundvierzig, er hatte gerade seine Wohnung betreten und noch nicht einmal die Jacke abgelegt, als das Telefon klingelte.

„Thomas?“ wimmerte eine panikerfüllte Frauenstimme, bevor er Gelegenheit fand, sich zu melden.

„Am Apparat“, sagte er alarmiert.

„Hier ist Christina. Komm schnell, um Gottes willen. Hanno hat jemanden abgestochen!“

„Abgestochen?“ Ihm wich das Blut aus dem Kopf. „Zum Teufel noch mal, *wen* hat er abgestochen?“

„Klaus. Komm schnell, bitte!“

Um neunzehn Uhr fünfundvierzig schoß sein Wagen mit pfeifenden Reifen wieder vom Parkplatz herunter auf die Straße. Fast hätte ihn ein Kleinlastwagen gerammt, dem er die Vorfahrt nahm.

Zur selben Zeit läutete abermals sein Telefon, aber es meldete sich nur noch der Anrufbeantworter. Wütend warf Maike den Hörer wieder auf die Gabel: „Wo steckt der Kerl bloß? Immer, wenn man ihn braucht ...“ Sie verließ die Telefonzelle, die sich im Eingangsbereich des Zentralkrankenhauses befand. „Nichts“, sagte sie kopfschüttelnd zu Thorsten, der draußen auf sie wartete. „Und was nun?“

„Dann fahren wir eben ohne seinen Segen zur Polizei“, erwiderte er ärgerlich. „Körperverletzung - das reicht ja wohl für eine Anzeige gegen deinen Clan, oder? Nur gut, daß dem Kind nichts passiert ist ...“

Mürrisch begaben sie sich zum Hauptaussgang. Durch die gläsernen Schwingtüren beobachteten sie einen Notarztwagen, der mit flackerndem Blaulicht auf die Rampe zur Notfallaufnahme fuhr. Dort warteten bereits mehrere Pfleger und Ärzte mit einer Rolltrage.

Thorsten beschlich plötzlich ein Gefühl, das er nicht zu deuten wußte.

Er umklammerte Maikes Hand, als sie hinaustraten. „Moment“, sagte er dumpf. „Einen Moment nur ...“

Sie blieben stehen und sahen zu, wie der Notarztwagen mit einem heftigen Ruck stoppte, sich die Seitentür öffnete und ein Arzt heraussprang. „Schnell“, brüllte er. „Sämtliche vitalen Funktionen sind zusammengebrochen. Sofort alle Vorbereitungen zur Reanimation treffen!“

Als sie die leblose Gestalt erkannten, aus deren Unterleib ein Eispickel herausragte, stieß Thorsten einen Schrei aus, den Maike noch nie aus seinem Munde vernommen hatte – und auch niemals mehr vernehmen würde.

Zwanzig Minuten später traf Thomas bei Christina ein. Er war mit fast zweihundert Stundenkilometern über die Autobahn gerast, auf der normalerweise nur einhundertzwanzig zugelassen waren.

Abgestochen. Hanno hat Klaus abgestochen.

Dieser Gedanke hatte unterwegs in seinem Hirn gehämmert. Wie ein Amboß.

Wie schlimm war es?

Und, wie zum Henker, hatte es zu dieser Katastrophe kommen können?

Wie wird Dennis damit umgehen?

Christina war so weiß wie eine Wand, als sie ihm öffnete. Thomas schloß sie wortlos in die Arme. Sie zitterte heftig und begann dann bitterlich zu schluchzen.

Aus dem hinteren Teil der Wohnung vernahm Thomas ein Geräusch, das er zunächst nicht zu deuten wußte. Da rührte jemand wie ein urweltliches Geschöpf – oder zumindest so, wie man es sich bei einem in grauer Vorzeit ausgestorbenen Tier vorstellen würde.

Erst langsam dämmerte ihm, daß es sich bei diesem Wesen um Carlo handeln mußte. Der Kerl *weinte*. Und zwar auf eine Art und Weise, die ihm einen Schauer nach dem anderen über den Rücken jagte.

„Was ist nun genau passiert?“ fragte Thomas, als sich Christina einige Minuten später so weit wieder gefangen hatte, daß sie zumindest in der Lage war, verständliche Worte zu formulieren.

Sie schüttelte den Kopf. „So genau weiß ich es auch nicht“, schluchzte sie. „Da rief mich jemand ganz aufgeregt aus dem ‚Schlesischen Hof‘ an und erzählte mir, daß Hanno mit so einem Ding auf Klaus losgegangen ist. Kurze Zeit später, erzählte er, kamen dann schon die Polizei und der Rettungsdienst.“

„Ist Klaus ... ist er tot?“

Christina schüttelte abermals den Kopf. „Soviel ich weiß, nicht. Als sie ihn ins Krankenhaus fuhren, soll er sogar mit dem Arzt gesprochen haben.“

„Und ... und wo ist Hanno?“

„Bei der Polizei. Sie haben ihn mitgenommen.“

„Natürlich. Und wie ist es zu dieser ganzen Scheiße gekommen?“

Christina hob hilflos die Schultern. „Ich weiß es doch nicht!“

Thomas ließ sich auf den nächstbesten Stuhl sinken. „Da sitzt die Karre aber ganz schön im Dreck“, stellte er überflüssigerweise fest.

Darauf wußte Christina nichts zu erwidern. Totenbleich lehnte sie an der Spüle.

In seinem Zimmer rührte immer noch dieser verdammte Carlo. Wie ein verwundetes Tier.

Ich kriege bei diesem höllischen Konzert keinen einzigen klaren Gedanken zustande.

Endlich entschied Thomas: „Wir müssen etwas tun, hier herumzusitzen bringt uns auch nicht weiter. Aber was?“

Ausgerechnet Christina war es, die das Nächstliegende vorschlug: „Vielleicht zur Polizei fahren?“

Thomas nickte. Auf die Idee hätte er auch selber kommen können. „Einverstanden. Dort erfahren wir vielleicht mehr.“

Eine Viertelstunde später trafen sie beim zuständigen Polizeirevier ein. Als sie den Wachraum betraten und sich nach Hanno erkundigten, wurden sie vom diensthabenden Polizeibeamten einen Stockwerk höher geschickt.

„Dort sitzt die Kripo, der für diesen Stadtteil zuständige Kriminaldauerdienst“, beschied er nicht unfreundlich.

„Sie sind die Ehefrau des Herrn, der – äh – diese Schweinerei im ‚Schlesischen Hof‘ angerichtet hat?“

Christina nickte nur und wischte sich über die rotgeweinten Augen.

„Und Sie?“ Er musterte Thomas prüfend.

„Ein Freund der Familie.“

„Aha.“ Der Beamte nickte. „Beides wird er jetzt dringend brauchen – seine Frau und einen guten Freund. Erster Stock, Zimmer acht. Der zuständige Sachbearbeiter heißt Kahlenberg. Oberkommissar Karl-Heinz Kahlenberg.“

Als sie die knarrende Holzterrasse hinter sich gelassen hatten und den nach Bohnerwachs stinkenden Flur betraten, von dem mehrere Türen abgingen, traf sie der Schock völlig unvorbereitet.

Hier standen oder saßen bereits mehrere Menschen. Schweigend. Die meisten von ihnen, vermutlich Augenzeugen dieser Katastrophe, waren Thomas unbekannt.

Bis auf Marianne, Thorsten und Maika.

Sie hockten einträchtig auf einer Bank zusammen – zumindest schien es auf den ersten Blick so, als herrsche Eintracht und Harmonie zwischen ihnen.

Tatsächlich aber war es wohl eher so, daß ein jeder so sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, daß man voneinander überhaupt keine Notiz nahm – ebenso gut hätten sie jeweils allein sitzen können.

Marianne saß mit kalkweißem Gesicht in der Ecke der Bank, mit geschlossenen Augen und flatternden Lidern. Sie atmete pfeifend und rasselnd.

Neben ihr, wenn auch im gebührenden Abstand: Maike. Bei ihrem Anblick erschrak Thomas zutiefst.

In ihrem Gesicht war nur Leere – eine grauenhafte Leere. Sie starrte blicklos vor sich hin.

Thorsten rannen beständig die Tränen übers Gesicht. Er knetete seine Hände, und seine Lippen bewegten sich, formten lautlose Worte.

Thomas fühlte sich vollkommen hilflos und überfordert. Eine unbestimmte Scheu hielt ihn davon ab, zu Maike zu eilen und sie tröstend in die Arme zu nehmen – wie es der erste Impuls verlangte.

Außerdem spürte er den Klammergriff von Christina, und er warf ihr einen raschen Blick zu.

Sie hatte Angst – eine geradezu panische Angst.

Auch sie bedurfte im Moment seiner Hilfe.

Sie setzten sich in Bewegung, schritten langsam und hölzern auf die Tür mit der Nummer acht zu.

Als sie in Höhe der Bank angelangt waren, öffnete Marianne die Augen.

Schoß ihnen einen Blick zu, der Thomas frösteln ließ.

„Du fette Schlampe“, grollte eine dumpfe, haßerfüllte Stimme. „Du verdammte, fette Schlampe!“

Das war alles. Thomas wurde ignoriert. Sie sah durch ihn hindurch, als sei er Luft. Maike und Thorsten zeigten keinerlei Reaktion.

Sie klopfen an.

„Herein!“ sagte eine ungeduldige Stimme.

Hinter dem Schreibtisch thronte ein leicht übergewichtiger Mann Anfang vierzig, der in einem Stoß Papier wühlte und etwas zu suchen, aber nicht zu finden schien. Anstelle einer Begrüßung herrscht er sie an, ohne sie eines Blickes zu würdigen: „Nennen Sie bitte Ihren Namen, und dann warten Sie draußen, bis Sie aufgerufen werden.“

„Ich bin seine Frau“, sagte Christina mit ersterbender Stimme. „Hannos Frau.“

Thomas mußte sie stützen, sonst wäre sie zusammengesackt.

„Ach ja?“ Der Beamte sah nun auf und betrachtete sie zwischen zusammengezogenen Augenbrauen. Dann wurde sein Blick etwas freundlicher, und milde forderte er sie auf: „Na, dann treten Sie mal ein. Und wer ist jener Herr dort?“

Thomas nannte seinen Namen und fügte dann zum zweiten Mal hinzu: „Ich bin ein Freund der Familie.“

Der Oberkommissar musterte ihn. „Gloistein“, murmelte er sinnend. „Thomas Gloistein ... Ihr Name sagt mir etwas. Kann das sein?“

Thomas war es leid. „Aber sicher doch“, sagte er brutal. „Ich stehe als Vorbestrafter in Ihren Akten und wohl auch in Ihrem Computer. Aber das tut ja jetzt wohl nichts zur Sache, oder? Ich glaube kaum, daß es heute um mich geht.“

„Äh, n... nein“, stotterte der Kripobeamte. „Nehmen Sie doch bitte Platz.“

„Was ist mit meinem Mann?“ fragte Christina tonlos, kaum daß sie auf den wackeligen Holzstühlen Platz genommen hatten.

„Der dürfte inzwischen in der U-Haft angekommen sein“, erklärte Kahlenberg mit wichtiger Miene. „Vor zwanzig Minuten haben wir ihn überführen lassen. Soll ich Ihnen die Telefonnummer der dortigen Aufnahmeabteilung geben? Dann können Sie sich gleich morgen melden und sich wegen der Besuchsregelung und so weiter erkundigen.“

„U-Haft?“ Christina schwankte auf ihrem Stuhl.

„Natürlich“, sagte der Beamte und sah sie aus großen Augen an. „Was dachten Sie denn?“

„Wegen Körperverletzung gleich solch schweres Geschütz aufzufahren ...“ mischte sich Thomas ein. Er war immer unruhiger geworden.

„Körperverletzung?“ Kahlenberg sah ihn verständnislos an. „Wie kommen Sie denn darauf? Oder wußten Sie es noch nicht? Der Tatvorwurf lautet auf Mord, mindestens jedoch auf Totschlag. Näheres wird morgen der Staatsanwalt entscheiden, und dann wird der Mann dem Haftrichter vorgeführt. So oder so, die Ermittlungen werden künftig vom Morddezernat übernommen.“

„Er ist ... tot?“ Thomas wurde schlecht. Neben sich hörte er Christina aufschluchzen.

„Ja, leider“, sagte der Beamte betrübt. „Im Krankenhaus konnten sie nur noch den Exitus feststellen. Er ist an seinen schweren Verletzungen gestorben. Immerhin, das Ding hat ihn vollständig durchbohrt und buchstäblich aufgespießt. Sie mußten ihn erst von der Wand sägen, bevor sie ihn abtransportieren konnten ...“

Als Thomas wenige Minuten später wieder vor die Tür des Büros trat, die taumelnde Christina fest im Griff, suchte er Maikes Blick.

Er fand ihn. Sie starrte nicht mehr geistesabwesend vor sich hin. Ihre Blicke trafen sich, und er lächelte ihr aufmunternd zu.

Er erschrak fast zu Tode, als er die Antwort in ihren Augen las.

Feindseligkeit. Da war nur noch Feindseligkeit.

Es war weit nach Mitternacht, als sich der erste heftige Herbststurm dieses Jahres über Norddeutschland zusammenbraute. Mit Windstärke zehn fegte der Orkan über die Moore und unendlichen Marschwiesen, türmte die Nordseewellen zu kleinen Gebirgen auf und orgelte um die Häuser, in denen die Menschen schliefen und sich wenig um die Naturgewalten scherten. Man war hierzulande einiges gewohnt. Ein Herbst ohne Orkan war etwas Unvollständiges, etwa wie ein Winter ohne Schnee. Einige genossen das Toben und fanden es in ihren Betten um so kuscheliger und gemütlicher. Andere kämpften mürrisch mit den Tücken des Wetters, etwa Taxifahrer, die Slalom um heruntergerissenes Geäst und auf der Straße liegende Dachziegel fuhren. Polizei und Feuerwehr meldeten „eine mittlere Lage“, und nur auf See bekreuzigte sich so mancher Seemann, wenn wieder einmal

eine der bis zu acht Meter hohen Wogen über die Reling krachte und selbst die Stabilisatoren der Öltanker und Containerfrachter nicht mehr in der Lage waren, das Stampfen und Schlingern der Riesen einigermaßen erträglich zu halten. Mehrere Fischkutter und Küstenmotorschiffe gerieten in Seenot, aber zu größeren Katastrophen kam es nicht. Und die allermeisten Menschen verschliefen den Orkan einfach.

Nicht so jene, die direkt oder indirekt von der kleinen Katastrophe betroffen waren, die sich am Vorabend in einer Kneipe mit dem hochtrabenden Namen „Schlesischer Hof“ abgespielt hatte. In der ein Sturm, der mit den irdischen Naturgewalten nichts gemein und sich, anders als ein ordinärer Herbststurm, nahezu unmerklich über Jahre und Monate zusammengebraut hatte, ein Menschenleben gefordert hatte. In einem Schubfach der Pathologie des Zentralkrankenhauses ruhten starr und kalt die sterblichen Überreste eines Mannes, um den sich in dieser Nacht ganz andere und weitere Stürme drehten. Wie um das stille Auge eines Hurrikans. Ohne daß der Name dieses Mannes in jedem Fall noch eine Rolle spielte. So wie auch das „Auge“ eines Hurrikans oder Taifuns in aller Regel namenlos blieb, während das Ungetüm, das um dieses „Auge“ zirkulierte, grundsätzlich in die Geschichte einzugehen pflegte.

Im Haftraum sechzehn der Station B, Justizvollzugsanstalt Abteilung U-Haft, lag Hanno auf einer Pritsche und starrte gegen die Decke. Der Wind rüttelte an den morschen Fensterläden. Die Scheinwerfer auf der stacheldrahtbewehrten Mauer des Gefängnisses warfen Schatten gegen die Wand der Zelle. Zeichneten dort ein scharfumrissenes Muster.

Ein Gitter. Ein Gitterfenster.

Hanno empfand nichts. Nur eine tödliche Leere. In einer Ecke seines Unterbewußtseins lauerte zwar die Angst, einträchtig Hand in Hand mit der Panik. Aber noch brachen sie nicht hervor, noch überließen sie ihn seinem Schock, den der Anstaltsarzt gestern abend nach der Einlieferung bei ihm attestiert hatte. Die Medikamente stellten ihn ruhig, verhalfen ihm aber nicht zum Schlaf.

Das Gitter dort an der Wand, dieser Schatten vor blendendem Weiß.

Hanno fröstelte.

Zu einem klaren Gedanken war er nicht fähig. Aber vor seinem inneren Auge entstand ein Bild, deutlich und doch verschwommen, ruckelnd wie eine schlechte Fernsehübertragung: Ein kahler, schmuckloser Raum, an dessen Wänden der Schatten eines Gitterfensters klebte. Beständig, ruhig und mit einer Beharrlichkeit, der etwas Endgültiges anhaftete.

Hanno sah das Bild seines Lebens vor sich, seines künftigen Lebens, ohne es wirklich zu begreifen. Und hinter ihm ... falls er sich umdrehen würde, um zurückzublicken, das wußte er instinktiv, würde er etwas Grauenhaftes entdecken, etwas, das mit dem Bild dort in einem direkten Zusammenhang stand.

Der Regenwurm auf dem Holzbrett.

Dieses zappelnde Tierchen, sich in seiner rotbraunen Häßlichkeit windend, stumm, schweigend, ein Sterben in absoluter Lautlosigkeit ... Das war das, was er sozusagen aus den Augenwinkeln wahrnahm, sobald er seinen inneren Blick von diesem in seiner Trostlosigkeit schon fast vollkommenen Bild abwandte, auch nur wenige Millimeter den Blickwinkel veränderte ... Er ahnte, nein, er wußte es: Würde er den Kopf noch weiter drehen, um beim Bild zu bleiben, würde er also vollends nach hinten schauen, dann ...

Nein. Nein!

Dort lauerte etwas unvorstellbar Gräßliches. Das, was in diesem einen Satz zum Ausdruck kam, der in seinem Kopf, in dieser Leere widerhallte:

Sie sind unter dringendem Mordverdacht vorläufig festgenommen.

Er wollte nicht wissen, was mit diesem Satz gemeint war. Wollte nicht zurückschauen. Wollte nicht den Verstand verlieren.

Aber dieser Raum mit dem Schatten eines Gitterfensters, das künftig einzig Beständige in seinem Leben – auch das drohte ihm den Verstand zu rauben.

Also dachte er nicht weiter über dieses Bild nach. Sondern betrachtete es nur.

Hier endet das Manuskript, die Arbeit wurde durch den plötzlichen Tod unterbrochen. Für die folgenden, fehlenden Kapitel gibt es auf den folgenden Seiten Hinweise aus den Unterlagen von Nils Engelmann.

Struktur

Kapitel 19:

Anfang Oktober 1999

- Thomas kommt heim, wird im selben Moment von Christina angerufen, eilt ihr zur Hilfe
- Er fährt mit ihr zusammen zur Polizei, wo Hanno verhört wird, trifft dort auf Thorsten, Maike und Marianne, eisernes Schweigen ihrerseits
- Dennis wird daheim von der Mutter beschimpft und bedroht, droht damit, die Polizei darüber zu informieren, daß Dennis häufig bei Thomas ist
- Dennis flieht, will sich umbringen

Prolog anpassen!

Zweites Buch

Kapitel 20:

Anfang bis Mitte Oktober 1999

- Dennis wird von Markus gerettet, im Moment der Todesangst allerdings löst sich die Amnesie
- Dennis konfrontiert die Mutter mit seiner wiedergewonnenen Erinnerung
- Sie schaltet Polizei nicht ein, verbietet Dennis aber jeden weiteren Umgang mit Thomas
- Dennis ruft Thomas an, teilt ihm das Ergebnis dieser Übereinkunft mit

Kapitel 21:

Anfang bis Mitte Oktober 1999

- Klaus wird beerdigt
- Bei Thomas stirbt etwas ab, er reagiert aus der Scheiß-egal-Stimmung heraus auf das Suchinserat im Internet; Rüdiger schließt sich an
- Dennis wendet sich an Markus, beide zusammen an „Abendrot Online“
- Forum diskutiert kontrovers nach Dennis' Anfrage und der inzwischen erfolgten Kontaktaufnahme durch van Geeren; Maike fehlt, hat sich bis auf weiteres zurückgezogen
- Robert Kaufmann verunglückt tödlich

Kapitel 22:

Anfang bis Mitte November 1999

- Das Forum besinnt sich, tritt das Vermächtnis von Kaufmann an und schaffen Online-Beratung für Kinder und ihre Freunde
- Mutter von Dennis hat ihr Versprechen gebrochen, ist ihr aber nicht nachzuweisen, „polizeilicher Hausbesuch“ bei Thomas
- Dennis wird vernommen, besorgt sich auf Anraten des Forums einen Anwalt (Freund von Bernd „Andreas“)
- Redaktionskonferenz: Sendung nimmt Gestalt an
- Van Geeren und sein Bosnien-Trauma

Kapitel 23:

Mitte bis Ende November 1999

- Sterne von gestern nehmen Kontakt mit Marianne auf und bauen Anwaltsnetz auf; dabei kommt nun auch der schwule Freund von Bernd ins Gespräch („Andreas“)
- Christina reicht die Scheidung ein
- Maike hat erstmals wieder Kontakt mit „Sternen von gestern“, ist schockiert wegen Dennis, den sie ja auch nicht mehr sehen darf (?)
- Sie erzählt Thorsten alles, der sie darauf hin zu einer Sitzung nach Düsseldorf begleitet

Kapitel 24:

Anfang Dezember 1999

- Redaktionskonferenz: Beratung über mögliche Störmanöver
- Anwalt trifft sich heimlich mit Dennis und Thomas, danach mit der Mutter
- Hausdurchsuchung bei „Sterne von gestern“

Kapitel 25:

Mitte Dezember 1999

- Live-Show, Wiedersehen mit Knut

Kapitel 24:

Mitte Dezember 1999

- Reaktionen der Staatsgewalt

- Reaktionen der öffentlichen Meinung
- Thomas wird bedroht, muß aus seiner Wohnung fliehen, geht ins Hotel
- Rüdiger wehrt sich gegen den Pöbel, wird vorübergehend festgenommen

Kapitel 25:

Weihnachten 1999

- Marianne besinnt sich, ihre Lebensgeschichte, Thomas kann die Feiertage bei ihr und Dennis verbringen
- Rüdiger flieht nach Holland

Kapitel 26:

Ende 1999

- Medien berichten über erbitterte Treibjagd auf Pädophile und über die Schikanen, die die „Sterne von gestern“ erdulden müssen
- Van Geeren genießt den Trouble

Kapitel 27:

Januar 2000

- Prozeß gegen Hanno, Urteil
- Kinder in verschiedenen Städten beginnen sich zu wehren
- Van Geeren geht es schlechter, plant aber eine Nachfolgesendung
- Auch Thomas geht vorübergehend ins Ausland, nach Holland

Kapitel 28:

Februar 2000

- Nachfolgesendung
- Juristentag fordert einen Kinderanwalt

Kapitel 29:

Februar 2000

- Thomas kehrt zurück, wechselt die Wohnung
- Maike und Thorsten heiraten
- Versöhnung zwischen Thorsten und Marianne

Kapitel 30:

März 2000

- Politisches Ränkespiel um „Kinderanwalt“
- Geplante Medienhatz gegen Pädos
- Lynchjustiz an einem Pädö

Kapitel 31:

März 2000

- Heimlich gefilmtes Material über Dennis und Thomas (Weihnachten!) wird von Henning van Geeren zurückgehalten, „Global-Media“ verliert den Sendeplatz
- Thorstens und Maikes Kind kommt zur Welt

Kapitel 32:

April 2000

- Gesetz über Kinderanwalt wird verabschiedet

Kapitel 33:

Mai 2000

- Darstellung eines Prozesses

Kapitel 34:

Sommer 2000

- Thomas, Dennis und Markus besuchen gemeinsam den „Dreistein“ und finden dort die Inschrift
- Van Geeren stirbt

Epilog

- Karin bekommt jene Zeichnung, die sie gefordert hatte